
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



u ch.

Historisches

Taschenbuch.

Neunter Jahrgang.


DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.

Historisches
Taschenbuch.

Neunter Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Mit Beiträgen
von
Barthold, Jacob, Schubert, Voigt,
herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neunter Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1838.

Inhalt.

I.

Hermann Christopher von Roßwurm.

Von

F. W. Barthold.

Erstes Capitel.

Schwächlichkeit des deutschen Kriegsmuthes und Waffenwesens nach dem augsburger Religionsfrieden. — Die Reiters. Das Geschlecht der Roßwurme, Schwarzenberge und Besteine.

Der kirchliche Stillstand, welchen die deutschen Parteien, müde einer fast dreißigjährigen Spannung und Waffenbereitschaft, im sogenannten augsburger Religionsfrieden schlossen, entwickelte in seinen Folgen, zugleich mit wachsender Fürstengewalt und strenger gehandhabtem Landfrieden, eine Lähmung und Erschlaffung des deutschen Volksgeistes, welche auch der wärmste Anhänger der Protestanten zunächst bei seinen Bekenntnißgenossen gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts bis in den dreißigjährigen Krieg hinein nicht leugnen darf. Die Fürsten hatten ihren Ländergewinn vorläufig gesichert, und dachten ungern an Waffenereignisse, vor denen sie erröthen mußten;

die Gottesgelahrten, die gereizten Wächter der reinen Lehre, zogen die schönsten, freudigsten Kräfte in den Kreis ihrer, für die wichtigsten Angelegenheiten abstumpfenden Zänkereien und bildeten die einst regierenden Herrscher zu theologischen Schulfüchsen, Kathederhelden und unduldsamen Verfolgern Andersglaubender; dem Adel war Faustrecht und Selbsthülfe streng verpönt und verschmähte er Hofdienst und gelehrten Beruf, so beschränkte er sich auf seine Hufe, ein Peiniger seiner Bauern, in Trunkenheit und Gelagen seine Muße hinbringend. Seit Markgraf Albrecht und Wilhelm von Grumbach der Strenge des Landfriedensgebotes unterlagen, verlor sich jenes historisch so anziehende, zuletzt in jenen Männern hervortretende Selbständigkeitsgefühl. Die Bürger der Reichsstädte, einst so kriegslustig und trotzig außerhalb und innerhalb ihrer bethürmten Wälle, büßten, bei abnehmender Bedeutung ihres Standes, jedes andere Kraftbewußtsein als das des Geldes ein, und verspießbürgerten, im zahmen Verhältnisse zum Reich und zu den Nachbarn, immer mehr. Den Bauern endlich war seit der grauenvollen Adels- und Fürstenrache im großen Bauernkriege der starre Nacken gebrochen und in trauriger Knechtschaft verkümmerte jeder Gedanke an Volkserhebung und Landwehr. Da nun obenein Deutschland, unter Ferdinand I, Maximilian II und Rudolf, bis auf die Türkenkriege,

Frieden mit dem Auslande hatte, rief keine gemeinsame Noth den schlummernden Geist auf, wurde Gesinnung und That immer schwächlicher, und drohte unser Vaterland einer entschlossenen, waffengeübten ausländischen Macht, oder einer rüstigeren stammverwandten im Falle eines Krieges zur leichten Beute zu werden. Weil aber die ins Unendliche zerspaltenen Interessen der Fürsten, Stände und des großen Haufens Reibungen mancherlei Art erzeugen mußten, und das Gedächtniß früherer, kraftvoller Selbständigkeit in Einem Menschenalter nicht ganz verwischt werden konnte, sahen die innern Händel der Deutschen froschmäuslerartig und fratzenhaft aus, bei dem lächerlichsten Scheine der frischen Kraft der Vorfahren. Wir erinnern an den schmählichen Feldzug des Erzherzogs Maximilian in der zwiespältigen polnischen Königswahl, an das jammervolle Resultat der Schlacht bei Pitschen gegen die Horden des Kanzlers Samoisko, an den schleppenden, thatenlosen Gang des kleinen Kriegs um das straßburger Bisthum. Selbst der alte Held Schärtlin, der doch Jugend und Mannesalter in der Epoche noch ungezähmten Adel- und Kriegersinns verlebt hatte, glaubte Wunder wie Mannhaftes verrichtet zu haben, als er, um Jagdrevier und Ackergrenze, gegen den Junker von Stein oder den Grafen von Oettingen auszog und die Gegner — pfändete; es erregte nicht wenig Aufsehen und Ge-

schrei im Reiche, als in dem Vormundschaftsstreit über die Reste der Grafschaft Eberstein Graf Stephan Heinrich und Friedrich von Stein-Kallenfels mit fünf Pferden und zehn Knechten zu Fuß die Burg Neu-Eberstein eroberten (2. Februar 1587) und das leicht Gewonnene ebenso schmählich übergaben. In dem vielfach zerbröckelten Schlesien heftete sich nun gar die komische Maske und der „Sieben Schwaben Spieß" an die Waffenunternehmungen feindseliger, unbrüderlicher, in das wüsteste Treiben übergegangner Fürsten; in dem berühmten liegnitzischen Executionskriege gegen Herzog Heinrich (Juni 1581), „als es auf allen Straßen gegen die Stadt herauzog wie Schwarzkrähen," Rath und Bürgerschaft bei ihrem Herrn Gut und Blut daran zu setzen gelobten, der Fürst zum Zeichen seines freudigen Muthes die Trompeten auf dem Thurme blasen und die Kesseltrommeln schlagen ließ, schreckte ein entlaufendes Roß die Belagerer in die Flucht, daß einer von Schweidnitz im Gedränge erstickte, fürchtete sie sich vor den im Schloß versteckten Polacken und leitete bald gütliche Mittel ein, die aber fast unterbrochen wurden, als ein Wetterstrahl in eine Weide schlug, und die Commissarien vermeinten, es sei ein Karthaunenschuß gewesen. Gleich groß war die Zaghaftigkeit bei den Belagerten, und so endete denn der Landaufgebotszug friedlich mit „guten Räuschen," nachdem doch drei

Menschen, wiewol nicht durch Kugeln, umgekommen waren und die herzoglichen Kühe den schwersten Verlust davongetragen. Dagegen galt es als die unerhörteste Ritterthat, als derselbe liederliche Piaste, Herzog Heinrich, wie sein karger Bruder ihm den Brotkorb zu hoch hing, plötzlich das Schloß Gräditzberg einnahm, die Getreidespeicher lustig leerte, praßte, so lange noch Vorrath war, dann weglagerte, die gierigen Hofdiener mit auf Borg genommenen alten „Mutterschafen", mit Pilzen „auf dreierlei", mit Heidelbeeren „auf zweierlei Art" zugerichtet, speiste, bis es im Herbste Dohnenvögel gab, und er, mit Roß und Mann hinausziehend, nach aufgestellter Schlachtordnung, die Karpfenteiche seines Bruders ausfischte; Held Friedrich dagegen, aus Furcht vor dem unberufenen Fischer, obgleich auch er nicht ohne bewaffnete Begleitung gekommen, sich, durch den Schlamm watend, rettete. Tausend ähnliche lächerliche Züge zur Charakteristik unserer guten Deutschen am Schluß des Reformationsjahrhunderts ließen sich nachweisen; nirgend erfreut uns einmal eine wildgeniale Keckheit, ein alle Welt herausfodernder Trotz, wie etwa Kohlhas, des Roßkamms, welcher, um schändlich vorenthaltenes Recht zu gewinnen, sich aus der gesammten Gesellschaftsordnung emancipirte, dem mächtigsten Kurfürsten offne Fehde ansagend, die Hauptstadt desselben mit Brand schreckte und ein

starkbevölkertes Land in dauerndem Aufruhr erhielt. Das Privatleben des deutschen Adels war ganz so inhaltlos, gemein und thierischer Völlerei ergeben, wie uns Hans von Schweinichen in drei Bänden: „Leben, Lust und Lieben" seine Zeitgenossen schildert; kein Aufflug von ritterlicher Galanterie, keine zierlichen Waffenspiele, keine Poesie, überall nur wüste Genußsucht. An Balgen und Todtschlagen fehlte es nicht; das waren die sogenannten Ehrenhändel, in denen man ohne weiteres ritterliche Ceremoniel, nach hinlänglichem überbietenden Schimpfen, mit der Wehr einander zu Leibe ging. Erst aus Frankreich kamen später die Zweikampfsbestimmungen und ein nobler, abgemessener Kampfsbrauch; der deutsche Adel rauft sich, gefährlich genug, wie die Bauern, während England doch schon die Stufenfolge sogenannter Avantagen kannte, deren Theorie uns Shakspeare einmal in so ergötzlicher Weise schildert.

So schien denn der Gott der Kriege und der Waffen, welcher unsere Vorfahren seit ihrem ersten geschichtlichen Erscheinen unter allen Völkern der Erde verherrlicht hat, sich gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts von ihnen zu wenden, zumal da Habsburg-Spanien an Habsburg-Oestreichs Stelle in die Beziehung zu Italien getreten war, über anderthalbtausend Jahre der Tummel- und Uebungsplatz deutscher Waffenfreudigkeit. Weit hinter den katholischen

Ständen blieben aber die Protestanten in der Fortbildung einer unabweislichen Function des Staates zurück; ihre Kriegsrüstung und ihre Feldherrngeschicklichkeit war so lahm und schwächlich als ihre Politik; daher denn die „Pfaffen", zum Schimpf der Norddeutschen, den Kaiser warnten, „er möge sich nur vor den Stößen des jungen Kalbes (der Kalviner) hüten; die Bisse „Märtens des Affen" (Luther's) seien stumpf, die Martinianer würden durch ihre eigene Einfalt zu Grunde gehen." Und wahrlich, die Thaten des schmalkaldischen Bundes und der Union bieten den überzeugendsten Commentar zu diesem beleidigenden Spotte. Zumal war in Nieder- und Obersachsen, in Brandenburg und in Pommern, wo doch noch zu Ferdinand I Zeiten ein so trotziger Mannessinn herrschte, daß gewöhnliche Edle, wie die Schwerine, im Vorgefühl kommender Bedrängniß, ihre Häuser, wie Spantikow und Landskron, auf eigene Kosten in, selbst neuer Kriegskunst schwerüberwindliche, Festen umschufen, ritterliche Streitbarkeit so eingeschlafen, daß die Landesfürsten jedes Vertrauen zu dem Lehnsaufgebote verloren, und da sie keine stehenden Söldner hielten, in der That ganz wehrlos waren. Statt auf Musterungen in Person, geharnischt, auf einem Streitrosse, wie früher zu erscheinen, stellte der Adel, aller Anmahnungen des Landesfürsten ungeachtet, Kutscher, Vögte, Fischer und

dergleichen Gesindel auf kleinen, schwachen Kleppern und blieb in seiner Weichlichkeit daheim, verlernte sogar den Gebrauch des ritterlichen Pferdes und streckte sich, gleich Weibern und Siechlingen, in Kutschen, was Kurfürst Johann Siegmund im Jahre 1607 vorwurfsvoll seinen märkischen Edelleuten verbieten mußte. Und dennoch gab das Jahrhundert hinlänglich zu erkennen, ein wie tüchtiger Schlag dieser märkische Adel sei: denken wir an die Sparren, Götz, Arnheim, vor Allen an den berühmten Königsmark, der von seinem Vater, einem unbemittelten Edelmanne, in das Haus eines Barons in Geldern geschickt, „um ihm auf den Trunk zu warten," nach träger, schläfriger Jugend in einer bessern Schule einer der ersten Feldherren der Krone Schweden wurde. Ein gleicher Verfall des Kriegswesens, die unmännlichste Gleichgültigkeit gegen drohende Feindesnoth, herrschte auch in den Städten der Mark, deren Bürger, statt selbst mit ihren Wehren bei Musterungen sich zu zeigen und zur Vertheidigung ihres Herdes sich zu üben, Tagelöhner und Gesellen schickten.

Außer den von den Protestanten ungern und furchtsam angetretenen Kriegsdiensten in Ungarn gab es aber doch in den Nachbarlanden einen Tummelplatz, den viele Tausende des ober- und niederdeutschen Adels, getrieben von Bewegungsgründen, in denen Gewissen, abenteuerlicher Sinn und Erwerblust

wunderbar sich mischten, besuchten und die von Fremden fortgebildete neuere Kriegskunst als einzigen, wiewol lohnenden, Vortheil heimbrachten, Frankreich und die Niederlande. Seit dem letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts strömten, zur Unterstützung der Hugenotten und der abgefallenen Niederländer, theils freiwillig, theils zum Beistande der gefährdeten kirchlichen Angelegenheit, gewaltige Scharen sogenannter Reisіres über den Rhein und erwarben sich, ungeachtet sie die Entscheidung nicht herbeiführten, einen europäischen Ruf. Wie Frankreich in den Kämpfen Karl IX, Ludwig XII, Franz I und Heinrich II gegen Maximilian und Karl V der Schweizer und des deutschen Fußvolks, der Landsknechte bedurfte und die Hommes d'armes nur ihnen ihre Siege verdankten, hatte ein gleicher Nothstand, bei der Entartung der adeligen Ordonnanzcompagnien, die streitenden Parteien gezwungen, unter den kriegslustigen, unbeschäftigten Nachbarn zu werben. So zogen denn, so oft nach kurzem ungetreuen Frieden man zu den Waffen griff, zahlreiche Haufen deutscher Reiter, in eigenthümlicher Bewaffnung, nach Belgien und in das Innere von Frankreich; und krönte gleich der Erfolg selten ihre Thaten, so müssen wir doch den Muth, die Beharrlichkeit und theils auch den religiösen Brudersinn unserer Landsleute bewundern, welche oft der verzweifelten Lage der Hugenotten, des Na=

varrers, Oraniens aufhalfen und so die bürgerliche und kirchliche Duldung mit erfochten. In Ehren bleibe daher der Name der rheinischen Pfalzgrafen, der Mansfelde und anderer unverdrossenen Streiter; wenn Volrath, Graf von Mansfeld, und Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken, bewegt durch die Bitten Coligny's, nach der Schlacht von Jarnac, an den Ufern der Elbe und in der Niederpfalz sechstausend Lands-knechte und achttausend Reiter, größtentheils aus dem Adel, sammelten, sich Bahn brachen durch Bourgogne, die tiefe Loire im Herzen Frankreichs überschritten, nach wenigen Wochen im äußersten Westen an den Ufern der Vienne mit den Hugenotten sich vereinigten; wenn ihre Standhaftigkeit in der Schlacht von Moncontour die Glaubensbrüder vor dem letzten Verderben bewahrte und sie nach ehrlich verrichteter That mit geringer Geldfoderung in ihre ferne Heimat zurückkehrten, ist dieser Zug der Tugend, nicht dem Erfolge nach, der eigennützigeren Hülfe des Schwedenkönigs zu vergleichen, aber dennoch vergessen. Und diese gefürchteten Reiter waren nicht etwa aus der Hefe, brotloses, sittlich verlorenes Volk, welches in der Ferne winkenden Lohn und räuberische Beute suchte; es befanden sich unter dieses ersten Mansfeld's Fahnen die trefflichsten Männer der Nation, deren Waffenlust, durch den Landfrieden gebeugt, sich im Streite für ihre Kirche außerhalb der Heimat

Befriedigung suchte. Außer den genannten Fürsten und Herren werde nur einer der Abenteurer bezeichnet. Der Gerichtshauptmann des obern Schlosses zu Mansfeld, ein Edler von Kloth, hielt in seinem Sprengel streng auf Ruhe und Ordnung, beging aber einmal im Jähzorn die unglückliche That, im Volksgetümmel einen unschuldigen Handwerksmann mit dem Knebelspieße niederzustoßen. Ein anderer Edelmann wäre auf einige Monate außer Landes geritten und hätte den Mord sich stumm schreien lassen; nicht so that der Landsmann Luther's. Er zeigte die Gewaltthat dem geistlichen Gerichte an und ward von demselben verurtheilt, an dreien Sonntagen im Armensünderkleide an der Kirchenthüre Buße und Abbitte zu thun. Die vornehmen Vettern drangen in den Verurtheilten, ihrem adeligen Geschlechte diese Schmach nicht zuzufügen; doch der lutherische Pfarrherr des Ortes, Spangenberg, dessen Sohn Cyriac uns diese Geschichte in seinem „Adelsspiegel" berichtet, überwand durch Worte der Schrift den störrischen Sinn des Verurtheilten. Der Todtschläger demüthigte sich vor Gott in alterthümlicher Weise, erhielt, nach vollbrachter Buße, Erlaß seiner That und schloß sich gleich darauf dem Heereszuge des Grafen Volrath an. In der Schlacht von Moncontour fand er seinen ehrlichen Reiterstod. — Indem auch die katholischen Stände und Herren Deutschlands sich gedrun-

gen fühlten, ihrer Partei beizuspringen, ward keine Schlacht in Frankreich und den Niederlanden ohne auf beiden Seiten vergossenes deutsches Blut geschlagen. Viele angesehene Herren blieben im fremden Dienste zurück, wie die Schomberge, Westeine, Degenfelde, später die Rosen und Ranzau, und wurden die Bildner neuer Waffenarten, der leichten Cavalerie, als die schweren Cürassiere mit den Lanzen außer Brauch kamen. Weil aber diese Züge in die Fremde, „der Kirchhof des deutschen Adels," zu viel Kraft den Ländern raubten, die krank und getäuscht Heimkehrenden ihre Güter verpfänden mußten und schwere Procente den an sich armen märkischen Adel zerrütteten, beschränkten wohlwollende Fürsten, wie Kurfürst Johann George von Brandenburg, die altherkömmliche Freiheit seiner Ritterschaft und verbot durch ein strenges Gesetz im Jahre 1582, ohne besondere Erlaubniß ins Ausland zu ziehen. Daß aber jene kriegsmuthigen Seelen so wenig Anerkennung in der Geschichte fanden und sie mehr moralisch und numerisch als durch glänzende Einzelthaten in den grauelvollen Nachbarkriegen wirkten, wird, abgesehen von den ungetreuen Verhältnissen, welche sie, die kärglich oder gar nicht Besoldeten, im Auslande bestrickten, und von den ungünstigen Folgen des fremden Himmels und der fremden Genüsse, erklärlich durch mangelhafte Bewaffnung, ärmlichen Aufzug und Vorliebe

für eine, in offenen Schlachten zwecklose Fechtart. Diese Haufen der Reistres hatten ein ziemlich pandurenartiges Ansehen; sie ritten auf schlechten, schwachen Pferden, nur mit geringen Schutzwaffen versehen, wie schon Machiavelli, sonst der Bewunderer deutschen Kriegswesens, an den schweren Reisigen in Maximilian I Zeit tadelt. Ihre Hauptwehr war eine große Pistole mit dem Radschlosse oder ein Karabiner; Lanzen führten sie nie, selten brauchten sie das Schwert. Im Schwarme angreifend, nicht in einer geschlossenen Fronte, schossen die Reiter ihre musketenartigen Pistolen, deren Einrichtung lange so mangelhaft blieb, auf den Gegner ab, wandten dann caracolirend, ohne den etwaigen Vortheil zu verfolgen, rechts oder links um, um mit frischer Ladung dieselbe wunderliche Fechtart fortzusetzen. Zeigten sie gleich eine seltene Fertigkeit zu Pferde, in so unsicherer Stellung, mit so unvollkommenen Waffen zu zielen, und setzte gleich oft ihr Erscheinen die Lanzenreiter in Bestürzung, so haben sie doch kaum je wesentlich zum Gewinn einer Schlacht beigetragen, und wurden sie in der Regel durch die, mit der Lanze und dem Schwerte auf starken Hengsten fechtenden Cürassiere geworfen. Dennoch aber wurden sie, seit Moritz von Oranien ihre Bewaffnungs- und Fechtart veredelte, die Vorbilder der neuen Cavalerie und verdrängten sie, bei andern, tieferliegenden Gründen,

gänzlich die schweren Lanzenreiter. Der große niederländische Feldherr schaffte sie als unzweckmäßig zuerst ab, ihm folgte der letzte Connetable von Frankreich, der Herzog von Lesdiguères, welcher in der Schlacht von Pontcharra im Jahr 1571, einem savoyischen Homme d'armes gegenüber, den Vortheil der blanken Waffe siegend erwies. Im dreißigjährigen Kriege wandten die schweren deutschen, französischen und schwedischen Reiter ausschließlich ihr Pistol an, und nur der alterthümlichen Pracht wegen hielten einzelne Feldherren, wie Wallenstein, Leibcompagnien mit Lanzen.

Ein frisches, keckes, vielfach bewegtes Heldenleben, welches in einer so schwächlich-friedfertigen, ermattenden Periode aus der Mitte der abenteuerlichen Reiterei im Franzosendienste hervorging, soll nun nach dieser Einleitung in den folgenden Blättern gezeichnet werden, indem an die dürftigen biographischen Momente Züge der politischen und sittlichen Zeitgenossenschaft passend sich anknüpfen. —

Das Geschlecht der Roßwurme, dessen wunderlicher Name nicht durch ein sogenanntes redendes Wappen erklärt wird, indem es einen knienden, grauen Mönch im gelben Felde führt, gehört dem echt deutschen nördlichen Franken an, und hatte seit dem vierzehnten Jahrhundert seinen Sitz um Hildburghausen und Koburg, wo ein schönes Rittergut,

Hellungen, ihm noch im siebzehnten Jahrhunderte zu eigen war. Am frühesten wird urkundlich eines Heinrich Ruzuwurm im Jahre 1336 erwähnt, dessen Nachkommen sich wechselnd Rußworm, Rußwurm, Roßworm, am gewöhnlichsten Roßwurm schreiben. Da die Herzoge der Ernestinischen Linie, die lutherischen „Betfürsten“, die Reformation in ihren thüringischen und fränkischen Landen früh befestigten, waren auch wol ihre Vasallen, die Roßwurme, Bekenner des Lutherthums, und wuchs Hermann Christoph, dessen merkwürdige Thaten und abenteuerliche Ereignisse wir aus der Vergessenheit erwecken wollen, in rein protestantischer Umgebung auf. Aber weder sein Geburtsjahr, noch irgend etwas Sicheres über seine Jugendverhältnisse ist zu ermitteln; wie denn überhaupt nur mit müßigem Humor fortgesetztes Wühlen in den Geschichtsbüchern seiner Zeit den abgerissenen Notizen einigen Zusammenhang und dem Namen des kaiserlichen Feldmarschalls Persönlichkeit und Individualität verschaffen konnte. Alles, was wir über ihn bis zum Jahre 1595 wissen, knüpft sich an eine gelegentliche kurze Aeußerung des unter seinen Zeitgenossen eigenthümlich berühmten französischen Marschalls François de Bassomplerre, welcher, mit einer bewunderungswürdigen Gedächtnißkraft ausgerüstet, in den Mauern der Bastille seine Memoiren verfaßte, und darin erwähnt, daß der Roßwurm während der

Ligue Lieutenant der Leibwache seines Vaters, unter der Hauptmannschaft Schwarzenberg's, gewesen sei und darauf in den Wirren Frankreichs nach dem Tode Heinrich III in der Umgebung des alten lotharingischen Parteihauptes die unten näher zu schildernden Abenteuer erfuhr. Deshalb ist es denn eine ergötzliche Mühe, nach dem gegebenen, so bestimmten Verhältnisse des jungen Kriegsgesellen frühestes Auftreten unter den Fahnen jener beiden Männer, des alten Bassompierre und Schwarzenberg's, mit historischer Genauigkeit zu verfolgen. —

Das Haus der Freiherren von Seinsheim, im katholischen Theile von Franken, zwischen Würzburg und Bamberg begütert, rühmte sich früh der urältesten Abkunft und nannte als Stammvater seines ursprünglichen Geschlechtsnamens einen Sohn jenes Erchanger's oder Erkinger's, Herzog's von Alemannen, welcher mit seinem Bruder Berthold auf Befehl des deutschen Königs Konrad I hingerichtet wurde. Ein altes adeliges Sprüchwort in Franken bezeichnete die Grumbache als „die reichsten", die Seckendorfe als die „verbreitetsten" — schon unter Adolf von Nassau gab es ihrer eilf verschiedene Linien, — die Seinsheime als die „ältesten". Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts brachten die Seinsheime die ihrer Stammburg nahe gelegene Herrschaft Schwarzenberg an sich, veränderten ihren Namen und wür-

den als Freiherren von Schwarzenberg in die Zahl der Reichsbarone durch Kaiser Siegmund aufgenommen. Anhänglichkeit an die Habsburger führte Erkinger mit Maximilian I, dem Erben von Burgund, in die Niederlande, und er ward Ahnherr des niederrheinischen Zweiges, welcher, tüchtig im Kriege und im Frieden, sich erst zur reichsgräflichen 1599, und später 1670 zu der noch heute behaupteten fürstlichen Würde emporschwang. Ihre Verbindung mit dem kaiserlichen Hause erhielt die Familie in der römischen Kirche; Wilhelm, Freiherr zu Schwarzenberg, fiel als spanischer Oberst in der siegreichen Schlacht bei St. Quentin 1557 und hinterließ einen einzigen, noch sehr jungen Sohn, der uns als Roßwurm's Waffenmeister, Feldherr und Freund zunächst angeht, den Vater jenes Adam von Schwarzenberg, der in der brandenburgischen Geschichte eine früh angefeindete und in neuerer Zeit gerechtfertigte Rolle spielt. Adolf erwuchs, dem gezähmten und einschlafenden Adel Deutschlands fern, auf dem Schauplatze der gewaltigsten Kämpfe um Fürstenrecht und Volksherrschaft, in jenem drangvollen Gewirre religiöser und weltlicheigenwilliger Interessen, welches einer Seits der Aufstand der Niederländer gegen Philipp, anderer Seits die Kriege zwischen Hugenotten und den Söhnen der Catharina von Medicis, oder der katholischen Ligue unter den Guisen gegen die protestantische

Erbfolge Heinrich's von Bearn bezeichnet. Der junge Edelmann schlug sich zu der Partei, welche die Fahne des Glaubens seiner Väter trug und die, einander ergänzend, auf zwei Kriegsbühnen focht, der spanischen gegen die Niederländer und der liguistischen gegen den Navarrer. Hier war für das gesammte Europa die hohe Schule für Feldherrnwissenschaft, und hier bildete sich im Wettstreit eines Alba, Parma, Moritz von Nassau und Heinrich IV eine Kriegskunst, deren Schüler wir kaum ein Menschenalter später in den fernsten Gegenden der Christenheit glänzen sehen. Wie aber zunächst der junge Adolf von Schwarzenberg, unter ihm Roßwurm, sich hervorthat, können wir nicht verstehen; ohne Herrn Christoph von Bestein kennen gelernt zu haben, an welchen sich beider Männer Jugendschicksal anreiht.

Die Freiherren von Bestein oder Betzstein — ist sonst dem etwas ruhmredigen Marschall François von Bassompierre zu trauen — thaten sich nicht wenig auf ihre Abkunft von den Reichsgrafen von Ravensberg und Ravensstein zu gut, deren älterer Zweig, im Besitz großer Herrschaften in Westfalen, am Niederrhein, mit Eberhard ausstarb, worauf Adolf von Nassau den Grafen von Jülich, seinen Neffen, mit der Erbtochter vermählend, der jüngern Linie, den Freiherren von Bestein, am Mittelrhein, in Westrich begütert, die Lehnsfolge raubte. Die westricher

Besteine, vergeblich bei den Reichsgerichten klagend, wurden immer mehr ihrer politischen Verbindung mit dem deutschen Reiche entrückt, schlossen sich bald an Burgund, bald an die Herzoge von Lothringen an, und erweiterten ihren Besitz nach jener Seite durch kriegerische Verdienste, sowie durch Heirath, wie denn Simon, mit der ältern Tochter des letzten Grafen von Orgevillier vermählt, den segenbringenden Löffel erbte, welchen, wie Göthe so anmuthig in die „Erzählungen deutscher Ausgewanderter" eingewebt, ein schönes melusinenartiges Weib scheidend ihrem sterblichen Lieblinge verehrt hatte. Als Maximilian I die Braut von Burgund davongetragen, dienten ihm in seinen Kriegen die Besteine als Obersten von Landsknechtregimentern und stiegen an Ansehen, sodaß sie bald alle Dynasten am Rhein, in Lothringen, in den Niederlanden, die katholischen Mansfelde, die Rheingrafen, die Croy, die Arschotte Vettern und Schwäger nannten. Franz von Bestein focht für Karl V in allen Schlachten, besonders im schmalkaldischen und im Türkenkriege, verlor aber sein Ansehen in Lothringen, als König Heinrich II das Herzogthum 1552 besetzte, und mußte seinen jüngsten Sohn Christoph als Geisel zurücklassen. Streitgenosse des letzten, misglückten Krieges Karl V, begleitete er dann den lebensmüden Herrn als Capitain der deutschen Leibwache bis vor die Pforte des Klosters von St.

Just, und starb bald darauf in Flandern, fern von seinem Erbe in Lothringen. Sein jüngster Sohn Christoph, welcher in höheren Jahren durch den Tod seines Vetters die Gesammtgüter des Hauses Bestein erbte, ist nun der fürstlich-unabhängige Kriegsherr, unter dessen Auspicien wir die beiden jungen Deutschen ihre Lehrjahre zubringen sehen. Am Hofe der Catharina von Medicis als Page des später so unglückseligen Karl IX erzogen und früh in die Zerwürfnisse des Königreichs eingeweiht, durfte Christoph, der sich noch immer als Deutscher betrachtete, erst 1564 den ungetreuen Boden verlassen, um unter seinem ältern Bruder in Ungarn zu dienen, wo Suleiman vor Szigeth lag. Auf diesem Zuge schloß der 17jährige Jüngling enge Freundschaft mit dem jungen Heinrich von Guise, dessen Partei und Familieninteresse Bestein sein ganzes, ritterliches bewegtes Leben widmete; jenem großen Guise, welcher, Haupt der katholischen Eiferer in Frankreich und von maßlosem Ehrgeiz getrieben, die greuelvollen wirren Kriege verschuldete. Noch nicht neunzehn Jahre alt, erhielt Bestein von Karl IX den Auftrag, nach dem Brauch und dem Vorrechte seines Standes, ein Regiment deutscher Reiter zu werben; mit ihm war sein Vetter, Graf Karl von Mansfeld, dessen wichtigste Lebensmomente gleichfalls in Roßwurm's Geschick verflochten sind und welcher gegen den Willen seines

Vaters, Peter Ernst, der französischen Krone sein noch jungfräuliches Schwert widmete. In der Schlacht bei Jarnac und bei Moncontour, wo Deutsche tapfer für die Hugenotten unter Coligny und für die katholische Sache stritten, und Glieder derselben Familie, wie der wackre Volrath von Mansfeld und Karl einander gegenüberstanden, focht Christoph an der Spitze seiner Reiter, und genas wunderbar von einer schweren Verletzung des linken Ellenbogens, ohne den Gebrauch des Armes einzubüßen. Von jetzt an verliert sich Christoph, dessen deutscher Name Bestein nach einer, uns nicht recht erklärbaren, Uebersetzung in Bassompierre verwandelt wurde, nicht aus der fanatisch und politisch-leidenschaftlich zerrissenen Zeit; er begegnet mit seinen in Deutschland geworbenen Reitern und Landsknechten überall den protestantischen deutschen Helfern, diente im Namen des Königs von Frankreich zwei Jahre mit Karl von Mansfeld dem Alba in den Niederlanden, half, treu seinem fürstlichen Patrone, Heinrich von Guise, in der pariser Bluthochzeit und trug die Hand eines reichen Fräuleins von Radeval davon. Als Heinrich von Anjou während der Belagerung von La Rochelle die Erwählung zum König von Polen erfuhr, erkor er sich auf der gefahrvollen Reise durch das protestantische Deutschland den deutschen Obersten zum Gefährten, der, befreundet mit vielen vornehmen Häusern, die Todes-

angst des Schuldbewußten minderte, als zu Heidelberg, auf Geheiß des Kurfürsten, entronnene hugenottische Edelleute den Anstifter der Bartholomäusnacht bedienten. Nach Wien gekommen, wurde Bestein von Karl IX., da die Feindschaft zwischen dem Herzoge von Alençon und dem Bearner von neuem die Ruhe Frankreichs bedrohte, zur Werbung von tausend Reitern zurückberufen, vertheidigte mit ihnen die Thronrechte Heinrich III, hielt den Alençon in Furcht, half den Herzog von Zweibrücken zurückscheuchen, trennte sich aber von der Sache des Königs mit Aufgabe seiner einträglichen Bestallung, als im Jahre 1585 Heinrich von Guise als Haupt der Ligue sich aufwarf, um die Thronfolge des protestantischen Bourbon zu verhindern. Mit selbstverliehener fürstlicher Vollmacht warb Christoph, wie Franz von Sickingen ein Paar Menschenalter früher, stattliche Haufen von Reitern, Schweizern und Landsknechten, widmete im kurzen Frieden sein Ansehen als Condottiere dem Könige und eilte im Sommer des Jahres 1587 an den Rhein, als von dorther ein neuer Sturm aufzog.

Zweites Capitel.

Der große protestantische Zug der Reistres im Jahre 1587. Roßwurm unter Christoph von Bestein im Dienst der Ligue bis zu seiner Flucht 1592.

Eigene beredte Gesandtschaften hatten im Frühlinge 1587 die norddeutschen Stände so erfolgreich zur Unterstützung der Glaubensbrüder in Frankreich aufgefodert, zumal dem König von Dänemark, daß auch der staatskluge Kurfürst von Brandenburg, Johann Georg, seinem Adel den Beitritt erlaubte, um ein zahlreiches Heer unter der Führung des Herzogs von Bouillon und des Freiherrn Fabian von Dohna, Burggrafen in Preußen, dem durch die Ligue fast überwältigten Heinrich von Navarra quer durch ein feindliches Land zu Hülfe zu schicken. Nächst dem Burggrafen und dem Herrn von Bernsdorf stand in hohem Ansehn Johann von Buch, ein Märker, der, mit märkischen Adelsgenossen schon mehrmal für die Niederländer ins Feld gezogen, aber arm und in kläglichem Aufzuge heimgekehrt, das oben angedeutete Verbot veranlaßt hatte. Die Kundschaftsreise Bestein's nach deutschen tüchtigen Söldnern führt uns wieder

auf den jungen Roßwurm, den wir über Schwarzenberg und Bestein aus dem Auge verloren haben; glücklich stieß ein rasch geworbenes Heer von 1500 Reitern zum Heer des unentschlossenen, zweideutigen Königs an der Loire; Bestein selbst aber blieb mit dem Herzoge von Guise und den wenigen Kriegsleuten, die er in der Eile zum Schutz der lothringischen Grenzen aufgebracht hatte. Zu diesen Vertheidigern des katholischen Lothringens gegen eine so zahlreich eingebrochene Macht von deutschen Protestanten gesellte sich der Freiherr Adolf von Schwarzenberg, der vielleicht in den nahen Niederlanden für dieselbe Sache gekämpft hatte; mit ihm war der junge lutherische Abenteurer Roßwurm, den, der Himmel weiß, welche Verhältnisse mit dem fränkischen Landsmanne zusammengebracht und jetzt unter den Fahnen des Lothringers, zunächst um die Person des Herrn von Bassompierre, vereinigt hatte. Für diese Hilfe des geängstigten Herzogs gewonnen, schlossen sie sich dem deutschen Kriegsheer, als Führer der Reiterleibwache, mit der Christoph nach Brauch der Zeit vornehmlich selbständig sich umgab, nahe an, Adolf von Schwarzenberg als Capitain und Roßwurm als dessen Statthalter oder Lieutenant. Während Heinrich von Navarra, erfreut der nahen Hülfe, die Hoffnung der Hugenotten durch den Sieg bei Coutras (20. Oct. 1587), gegen den Herzog von Joyeuse hob, nahm

die so geräuschvoll verkündigte Expedition der Deutschen ein klägliches Ende. Der Burggraf von Dohna, ein ehrenwerther, tapferer Mann, hatte zwar die Mahnung Kaiser Rudolf II., die Werbungen zu unterlassen, in einer männlich freien und klaren Druckschrift abgewiesen, welche die katholischen Fürsten Deutschlands reichsgesetzwidrigen Unterstützung der Ligue und der Spanier in den Niederlanden beschuldigte und in der er sich auf das uralte Recht eines deutschen Edelmannes, dem Auslande sein Schwert zu weihen, berief, zumal es nicht gegen Kaiser und Reich ginge; er entwickelte aber als Oberfeldherr auf seiner Anabasis keineswegs die nöthige Klugheit, Vorsicht und das imponirende Gewicht. Achttausend Reiter, fünftausend Landsknechte und sechzehntausend Schweizer, zu denen eine große Zahl französischer Herren von der Bearner Partei stießen, näherten sich im August 1587 langsam mit einem ungeheuern Geschleppe von Gepäck und Rüstwagen den Grenzen Lothringens, ungewiß, wie sie der Sache Heinrich's am förderlichsten wären, welcher aus der Umgegend von La Rochelle aufgebrochen war. Statt durch einen Anfall auf Lothringen die Guisen und das königliche Heer vom Bearner abzuziehen, ließen sie sich durch den vom Herzog Karl von Lothringen bestochenen Botschafter Heinrich's von Navarra vermögen, in das Herz Frankreichs einzudringen, und zogen anfangs September

das flache Land verwüstend, über Saarbrück, Blamont, gegen die Mosel, allein der Unzufriedenheit einiger Hugenottenhäuptlinge, welche den Krieg gern hier festgehalten hätten. Fabian von Dohna, der geheimen Stimmung König Heinrich's wohl kundig, gab den Ausschlag; er wußte, wie sehr die steigende Gewalt der Guisen von jenem gefürchtet wurde, gegen die der deutsche Zug eigentlich gerichtet war, und hoffte, im Vertrauen auf Kundschaft, daß ihm die Loirebrücke bei Charité oder auf Orleans zu offen stünde, in welcher Gegend das königliche Heer zum scheinbaren Schutz sich versammelt hatte. So wurde berathen, rückte man vorwärts, hatte aber schon auf der ersten Nachtrast einen sehr hartnäckigen Anschlag abzuwehren, welchen Adolf von Schwarzenberg mit seinen Gewehrten und mit lothringischen Reitern auf das Quartier des Herrn Johann von Buch wagte. An Nancy vorüber, den Flecken Hamance verbrennend, — die Familie Bassompierre hatte sich nach der Hauptstadt geflüchtet, — gelangten die Deutschen nach Pont St. Vincent an der Mosel, wo Guise, Bassompierre und Schwarzenberg, ihnen in einem Bogen ihr Ziel gefolgt, den Uebergang, wiewohl vergeblich, streitig zu machen suchten. Unter wachsender Uneinigkeit der angesehensten Parteiführer und kleinen Gefechten mit den unermüdlichen Guise'schen Schaaren setzte der gewaltige Haufe unweit Chatillon

über die Seine, dann über die Yonne, den geraden Weg auf die Loire verfolgend, um so auf der nächsten Straße sich mit dem Berner zu vereinigen. Unordnung und Unzufriedenheit herrschte bereits in dem so bunt zusammengesetzten, an sich schwerfälligen Heere. Dennoch belebte die Hoffnung des unerschrockenen Guise, die ins Innere Frankreichs gelockten Fremdlinge durch Ueberfall und Nachstellungen zu überwältigen. Zu den Uebeln mit König gesellt, erkannten die meuternden, unbezahlten Söldner, wie treulosen Verhältnissen sie anfangen seien. Die Furthen und Brücke bei Charité waren von Truppen des Königs stark bewacht, der nicht wagen durfte, bei dem Verdacht der katholischen Partei, das deutsche Heer, als befreundet, zu begünstigen. Die Unzuverlässigkeit der Franzosen wahrscheinend, wandte sich jenes von der Straße zur Loire ab und zog zwischen Orleans und Montargis in die Landschaft Beauce, um auf weiterem Umwege über Chartres sich mit dem Navarrer an der Nieder-Loire zu vereinigen. So gerathen Hunderte von Meilen von der Heimat entfernt, die Deutschen in die gefährlichste Bedrängniß zwischen drei feindlichen Heeren; denn das königliche Heer zog ihnen voran, um die Verbindungslinie mit dem Navarrer abzuschneiden, und zur Seite über Gien, Montargis und Nemours folgte ihnen mit verstärkten Schaaren Heinrich von Guise mit seinem Bruder

und seinem Vetter [illegible] sich, die Ueberwundenen in die Falle gelockt zu haben. Schon in der Nähe von Montargis gegen das Ende des Octobers kündigte die bedrohende Noth des Krieges sich an, als die Haufen in mehreren Dörfern zur Nachtruhe vertheilt waren; überfiel der Herzog von Mayenne mit Reiterei und Schwert das Quartier Dohna's, stieß aber alsbald auf den hastig aufgeschreckten Haufen des Fußvolkes und ward, nach einem persönlichen Kampfe in der von brennenden Häusern erhellten Nacht, in welchem beide Wunden davontrugen, diesmal noch mit Verlust seines Leibgardefähnleins und von zwanzig Edelleuten zurückgedrängt, während Dohna nur die ehernen Pauken, die Abzeichen seiner Heeresfürstlichkeit, Saumrosse, zwei Kameele, welche sich bei dem bunten Zuge befanden, und zwei Fähnlein, bezeichnet mit Stern, Spiegel, Kamm und Schwamm, unter denen das Lagergesindel zusammengehalten wurde, einbüßte; und daher das herzogliche Panier nicht, wie Mayenne andern Tages forderte, gegen die Abzeichen des Hurenweibels und der Sudler austauschen wollte. Nun schleppte sich, unaufhörlich beunruhigt, der verdrossene, uneinige Haufe über Malesherbes in die Beauce; die Schweizer des Winterzuges so müde, daß sie mit Heinrich III, der zu Bonneval [illegible] unterhandelte, bereit, ihre deutschen Kriegsgenossen mitten im Feindesland im Stiche zu lassen. Aber als sie um

den St. Martinstag in ein fettes, mit Allem wohlversehenes Land nach Chartres gekommen waren; Dohna mit seinen Reitern das Quartier in Auneau, einem weitläuftigen Flecken, neben einem befestigten Schlosse in Sümpfen liegend, gewählt hatte, vergaßen sie der Mühsale, der Uneinigkeit und der sorglichen Zukunft und rüsteten sich, bei Wein und allen guten Dingen, auf gut Lutherisch die Martinswoche hinzubringen, zumal da die Siegeskunde von Coutras ihnen durch Franz von Bourbon, Herzog von Condé, der eben, als Oberfeldherr königlichen Geblüts lang ersehnt, ins Lager gekommen, bestätigt war. Gleich sorglos humanistischer Freude in der Nähe der Gefahr überließ sich jedoch nicht der Burggraf mit den Häuptern des Heerzugs: zwar waren sie hier keines Anfalles gewärtig — gegen den zweideutigen [illegible] glaubten sie sich, zumal er mit [illegible] Friede zu halten gelobt hatte, gesichert, indem sie die Zugänge nach dem Flecken mit Rüstwagen, Fässern und dergleichen versperrt hatten; — aber die immer wahrscheinlicher werdende Entfernung der Schweizer, das Heer des Königs, welches ihnen die Verbindung mit dem Navarrer abschnitt, machten die wichtigsten Entschlüsse nothwendig, und im unruhigen Rathe war man stillschweigend übereingekommen, auf demselben Wege nach Deutschland heimzukehren, falls nicht der Uebergang auf der Mittel-Loire um La Charité zu erzwin-

gen sei. Doch Guise brannte vor Ehrbegier, ohne des Königs Hülfe das katholische Frankreich zu retten, und traf seine Anstalten, den schmausenden und zechenden deutschen Gästen die Martinsgans furchtbar zu verleiden. Der treulose Kastellan ward mit Geld gewonnen, daß er das Volk Guises in seine Burg aufnähme, welches in zahlreichen Haufen in der Frühe des mondlosen Novembermorgens vorsichtig sich Auneau näherte, die Thore der Burg geöffnet fand und die Ausgänge des Fleckens nach dem Felde zu umstellte. Schon erscholl die Trompete der deutschen Reiterwachen, die Kameraden, welche noch in Schlaf und Trunkenheit begraben waren, zur „Morgensuppe“ und zu dem auf heute anberaumten Abzuge mahnend, als ziemlich furchtsam, wiewol sie einen Rückhalt an den im Schlosse Aufgestellten hatten, die ersten Arkebusirer gegen die improvisirten Schanzen der Deutschen andrangen, aber von der Wache so mannhaft empfangen wurden, daß sie wichen und nur durch Drohungen des Grafen von St. Paul (welchem Guise die Leitung auf den Flecken selbst übertragen, während er mit Reiterei und Fußvolk die Zugänge besetzt hielt), „man würde sie nicht ins Schloß aufnehmen, sondern mit Schüssen zurückscheuchen“, mit Verstärkung vorwärts getrieben wurden. Im ungleichen Kampfe unterlagen die Vertheidiger der Schloßseite, worauf die Ermuthigten die Straßen des Fleckens

gewannen, während noch andere die Thore den Fliehenden versperrt blieben. Vergeblich bemühten sich die so furchtbar eingeschreckten, vereinzelten Reiter ihre Pferde zu bändigen, sich zu sammeln; von allen Seiten umringt von einem Feinde, der wie aus der Erde hervorstieg, unter entsetzlichem Getümmel vertheidigten sie sich zu Fuß mit ihren Pistolen und Schwertern und mußten unterliegen, da sie mit Hakenbüchsen und langen Lanzen angegriffen wurden. Der Burggraf von Dohna, hauptsächlich gesucht wegen seiner Unvorsichtigkeit, entkam noch über die niedrige Mauer an einer Seite, und flüchtete mit Wenigen ins nahe Quartier der Schweizer; aber der größte Theil seiner Genossen, unter ihnen die Obersten von Kloth und Weiner, geriethen, da sie die Thore versperrt fanden, todt oder lebendig, mit ihren Fahnen und dem ganzen Troß und Gepäck in die feindliche Gewalt. Nach der übertriebenen Angabe eines französischen Schriftstellers wurden in den Häusern oder auf den Gassen zweitausend erschlagen; ein Hülfscommando Landsleute bewältigte Schwarzenberg, der sich aus dem Getümmel wieder mit Mühe aufmachte. Zwei Tage überließen die Sieger sich der Freude in dem wundervollen geplünderten Orte und kehrten dann, mit Beute beladen, im stolzesten Triumphe zur Guise nach Etampes zurück, mit erheuchelter Freude dagegen empfing König Heinrich III. die Siegeskunde, ohne den Ueberbrin-

ger, nach Gebrauch, einen stattlichen Botenlohn zu spenden. Umsonst beschwor der, so schmählich seines Kriegsheers und seiner besten Mannschaft beraubte Burggraf die Schweizer, die französischen Banden und die übrigen Deutschen, welche der Unfall nicht betroffen hatte, einen raschen Angriff auf die Siegestrunkenen zu wagen, der ihnen wahrscheinlich den Verlust wiederersetzt hätte; aber aus ihnen war aller kriegerische Sinn entwichen; die Schweizer eröffneten ihre Unterhandlungen über sicheren Abzug; die Deutschen sahen sich nach dem nächsten Wege in die Heimat um und gewannen mühselig auf winterlichen schlechten Straßen, immer verfolgt von Guise und seinen Brüdern und Vettern, in wenigen Tagen Bourgogne. Doch wäre so leicht Keiner von den Entmuthigten aus dem Innern Frankreichs entkommen, hätte es der König gleich ernstlich gemeint; geängstigt über die Folgen eines Sieges, welcher die schon so gefährliche Volksgunst des Guise bis zum Hohne der königlichen Gewalt steigern mußte, bot er willig die Hand, den Rest der Feinde entkommen zu lassen, zumal da der Zug im Interesse des rathlosen Herrschers unternommen war, wie die bei deutschen Gefangenen gefundenen Briefe und Bestallungen erwiesen. Unter den unsäglichsten Mühseligkeiten, fast nackt, hungrig, krank, hatte der täglich sich vermindernde Haufe, nach dem Abzuge der Schweizer, bis ins

Gebirge und Rhone sich geschleppt, hinderte nicht, hof- fend, ohne schimpflichen Vertrag ins Vaterland über Basel heimzukommen, als die Vorstellungen des ab- geschickten Herrn von Marival, welcher bereits die Unmöglichkeit des Entkommens schilderte, „da alle Aus- gänge, zumal die Brücken über die Rhone, versperrt wären", die [illegible] noch [illegible] Männer zur Annahme der Bedingungen bewogen (20. Dec.); nach einem Schwur, nie wider den König zu dienen, mit ihren Fahnen, jedoch zusammengewickelt, sicher heimzukehren. Die französischen Herren, welche mit ihnen waren, entzogen sich — ihre Truppen waren längst verschwunden — durch die Flucht und Unweg- same Gebirge [illegible] oder [illegible] Be- dingungen. Dohna führte darauf sein Häuflein, auf 500 Mann vermindert, durch Savoyen und die Schweiz nach Deutschland hinein; schlimmer erging es dem Herrn von Buch, der auf dem Wege durch das unwirthliche [illegible] [illegible] durch die Truppen Catinats, [illegible] die königlichen Schutz- versicherung, und die Nachstellungen der Bauern ver- folgt, — so grausam [illegible] der Zustand der Seinen, daß die kleinen [illegible] durch die [illegible] wie Schafe abgeschlachtet sein sollen, — endlich über Mömpelgard den deutschen Boden erreichte, ein Besitzthum des Herzogs Friedrich von Würtemberg, das zur Rache [illegible] die Verwüstung der [illegible]

durch die Lothringer auf das Unmenschlichste heimgesucht wurde. Herr von Buch, schimpflicher als je heimgekehrt, verlor darauf alles Ansehen unter seinen Landsleuten.

Es war das Ende einer Unternehmung, welche wenigstens insofern einen Xenophon fand, als der Burggraf von Dohna, an den Hof des Königs von Polen sich zurückziehend, seine Abenteuer und Leiden als Feldherr in einer jetzt wohl kaum aufzuspürenden Flugschrift schilderte. Während Schwarzenbergs Antheil an der Bekämpfung der deutschen Protestanten hervortritt, wird über seinen Lieutenant Roßwurm nichts berichtet; vielleicht blieb der Letztere an der lothringischen Grenze zurück unter Bassompierre, der bei Pont St. Vincent und auf der Verfolgung von Mömpelgard sich geistig und körperlich so angestrengt hatte, daß er erst nach sechs Monaten von einem schweren Fieber genas. Aber das Verderben der verrathenen deutschen Haufen rettete Frankreich nicht; die gräuelvollen Ereignisse der nächsten Jahre lockten ungewarnte Abenteurer wieder über den Rhein und erzogen sie durch die Gewöhnung an die entarteten kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu einem wilden, leichtsinnigen, frech der Sitten spottenden Geschlechte, welches aus der Schule täglichen, jedoch immer mit dem Scheine einer gewissen Ritterlichkeit geübten Raubes in die Heimat wiederkehrte.

Das Jahr 1588 sah den kläglichen letzten Valois zu Paris in den Barricaden jedes Ansehens entkleidet, den Guise, dem der kirchlich strenge Bestein in allen Unternehmungen zur Seite stand, im Frieden zu Chartres als Dictator des katholischen Königreichs hervorgehen. Heinrich, rathlos und unfähig der Bewältigung, berief die Stände nach Blois; furchtlos folgte der Guise mit seinem Bruder, dem Cardinal von Lothringen, der Einladung, und am Rüsttage auf Weihnachten 1588, grade ein Jahr später, als ihm zu St. Cloud die pomphafteste Denkschrift gesetzt worden war, lag Guise mit dem Cardinal auf Befehl des furchtsamen Tyrannen ermordet im Schlosse zu Blois. Bestein entging mit seiner kleinen bewaffneten Schar dem auch ihm bereiteten Loose. König Heinrich hatte auch ihn nach Blois berufen, um ihn mit Werbepatenten zu vier tausend Landsknechten, welche gegen den Herzog von Savoyen fechten sollten, nach Deutschland zu schicken, befahl ihm aber, noch bis zum Weihnachtsfeste zu bleiben, um den Heiligengeistorden zu empfangen. Als die Trabanten des Valois zur Blutthat sich anschickten, sandte er den Herrn von Gillon, maître de camp der Leibgarde, sich des deutschen Obersten zu bemächtigen, damit er nicht in Deutschland für die Ligue werbe, welche aus dem Blute Guise's wieder entstehen müsse. Doch der Vorsichtige merkte Unheimliches, stahl sich

in der Frühe des vier und zwanzigsten Decembers, ehe die Brücken aufgezogen wurden, aus Blois, und trug, nachdem er Rache geschworen für den ermordeten Gebieter und Freund, die Kunde nach Chartres, sowie nach Paris, wo die ergrimmten katholischen Häupter der Gemeinde ihn bevollmächtigten, mit hunderttausend Sonnenkronen dreitausend Reiter, sechstausend Lanzknechte und achtzehnhundert Schweizer aufzubringen. Verlassen, verflucht vom Papst und von den fanatischen Anhängern der alten Kirche, hatte Heinrich III sich in die Arme Navarra's geworfen und zog mit demselben auf Paris; schon standen im Juli 1589 die Haufen Bestein's um Langres und hatte der Herzog von Nemours den Oberbefehl übernommen, als der fanatische Mönch, den Mord des geheiligten Glaubenshelden Guise an dem Blute des Königs rächte (2. August 1589), und für das unglückliche Reich der Vorabend jenes Bürgerkrieges anbrach, in welchem nach acht Jahren das erschöpfte [illegible] ausgehungerte Volk dem milden Scepter Heinrichs IV. unterwarf. Im Herbste desselben Jahres war der rechtmäßige Thronerbe mit seiner geringen, aber getreuen Schaar an die Küste der Normandie durch den Herzog von Mayenne, Guise's Bruder und Nachfolger an der Spitze der Ligue, mit dreißigtausend Männern, unter ihnen der thätige Bestein mit seinen Reitern, und den geworbenen Deutschen gedrängt; schon frohlockte

man in Paris, daß dem Ketzer nichts übrigbleibe, als aus dem Hafen von Dieppe sich nach England zu retten, als der Held von Bearn im festen Lager von Arques, unweit jenes Hafens, durch die ritterlichste Gegenwehr die gesunkene Hoffnung der Hugenotten wieder hob. Nach einem mehrtägigen Angriff, als die Landsknechte Mayenne's durch verstellten Uebergang zu ihren Landsleuten sich der Schanze am Siechhause von Arques, des Stützpunktes des navarrischen Lagers, bemächtigt hatten, schlug Heinrich mit seinem begeisterten Adel, seinen Schweizern und Deutschen die überlegene Macht, welche bei der Uneinigkeit ihrer Führer unmächtig wurde, zurück, und wichen Westein's drei Reiterfähnlein, unter denen wir den Adolf von Schwarzenberg nicht mehr finden, da er vorher den Schauplatz des Kampfes gewechselt hatte und zu höheren Kriegsdiensten unter die Fahnen Karl's von Mansfeld und des Herzogs von Parma nach den Niederlanden gegangen war. Seine Stelle als Hauptmann der Leibwache Westein's vertrat der junge Roßwurm, der die schlichten Sitten, den Geradsinn und das zähe Rechtsgefühl des erzogenen Protestanten schon so weit verlernt, daß er im Zweikampf den Lieutenant Mattecourt, einen wackern Edelmann, erschlug. — Bassompierre rühmt ihn, für das Haus Guise und die katholische Partei thätig zu sein, und focht tapfer mit in der Schlacht von Ivry, welche

Heinrich IV zuerst das Uebergewicht über die Ligue errang (14. März 1590). Hier war es, wo Heinrich seinen weißen Federbusch als das Panier der Ehre und des Ruhmes bezeichnete; ungeschreckt durch die Uebermacht des Feindes, zu dem als spanische Hülfe unter dem Grafen von Egmont dreizehnhundert Lanzen und auserlesene deutsche Regimenter gestoßen waren, während auf seiner Seite deutsche Reiter unter dem wackern Oberst Dietrich von Schomberg fochten. Als der Fremdling vor der Schlacht, gezwungen durch seine meuternden Soldaten, den König um Geld anlrat und von ihm mit schimpflichen Worten abgewiesen wurde, eilte Heinrich, den Werth des Mannes erkennend, am folgenden Morgen mit dem Gekränkten heran, bezeigte Leidwesen über den gestrigen Ausbruch seines Unmuthes und bewirkte durch diese so edle als kluge Selbstüberwindung, daß der von Beschimpfung Gereinigte tausend Leben für ihn hinzugeben versprach und im schwankenden Gewühle der Schlacht neben dem Könige hinsank. Es wurde auch in diesem Streite tüchtiges deutsches Blut vergossen; doch gab sich Unentschlossenheit und Ungewißheit, ob sie recht thäten, gegen den protestantischen Herrscher zu fechten, bei den Reitern der Ligue in so wenig ehrenvoller Weise kund; sie näherten sich zwar auf dreißig Schritte den Schwadronen Heinrichs, schossen aber nur obenhin ihre Pistolen los, [illegible]

liten nach ihrem Brauch und schoßen, als gereute es sie, gegen den Glaubensgenossen zu kämpfen, in einer kurzen Wendung hinter das Heer zurück. Aber Schonung ward ihnen für diese Halbheit, welche durch den politisch-kirchlichen Wechsel, die schwankenden treulosen Verhältnisse entschuldigt werden kann, nicht zu Theil; als die Ligisten durch die Anstrengung des Königs und seines Adels in die Flucht geworfen waren, fanden die Franzosen von den Siegern Gnade, die Fremden, bis auf die Schweizer, wurden großentheils niedergemacht. Unter den Erschlagenen war ein Bastard von Braunschweig und ein Graf von Ostfriesland; Bassompierre, zweifach verwundet, rettete mit dem Herzoge von Mayenne sich über Chartres nach Deutschland und trat später, bei dem sinkenden Muthe der Partei, mehr als gewandter Unterhändler denn mit den Waffen in Frankreich auf.

Eine Reihe abenteuerlicher und höchst bedrohlicher Ereignisse unseres jungen fränkischen Edelmannes, Roßwurm, denen wir, bei der Unbedeutenheit seiner Stellung, historisch noch nicht recht festhalten können, knüpfen sich wohl an die nächsten Monate nach der Schlacht von Ivry, da wir ihnen sonst ihren chronologischen Platz nicht anweisen können. Sie lehren, wie weit der Leichtsinnige in dem unsittlichen Treiben der Zeit fortgeschritten war. Sein Feldherr hatte,

als er nach Deutschland entwich, seinem Hauptmanne die Bewachung des Schlosses Le Blancmenil, dessen Lage wir nirgends auszumitteln vermochten, anvertraut; in dem dortigen einsamen Aufenthalte war er in ein Liebesverständniß zu einem Fräulein getreten, welches mit ihrer Mutter zu ihm ihre Zuflucht genommen. Unter dem Versprechen, sie zu heirathen, entführte er sie, misbrauchte ihre Schwäche, schickte sie fort, nachdem er, wie der jüngere Bassompierre berichtet, sie auch mit andern Kriegsgenossen zur Buhlschaft überlassen hatte. Unterdessen erfuhr der nach Lothringen und Frankreich zurückgekehrte strenge Katholik, der alte Bassompierre, den ruchlosen Streich seines betrauten Kriegsknechtes und machte zornig Anstalten, sich des Schuldigen zu bemächtigen. Es ist ein beachtenswerther Zug zur Charakteristik jener unseligen Bürger- und Religionskriege, daß neben allgemein verbreiteter Frivolität und Ausschweifung eine rücksichtslos strafende Moral sich geltend machte und darin allerdings ein tieferes Moment des Kampfes beurkundete. Hatte doch vor der Schlacht von Coutras Heinrich von Navarra im Angesicht seines Gefolges auf die Mahnung eines eifrigen Geistlichen seine Versündigung an der Tochter eines Offiziers in Rochelle reumüthig auf den Knien bekannt und die vermehrte Familie zu entschädigen gelobt, wie wir denn auch von Karl von Mansfeld wissen, daß er

einen spanischen Hauptmann wegen gleicher leichtfertiger That hinrichten ließ. Roßwurm wußte, daß der alte Liguistenhäuptling nicht zu scherzen verstand; machte sich daher, ehe verurteilt werden konnte, mit einem Dutzend Reitern ins Weite und lebte mittelständlich unabhängig auf eigne Faust. Wie ihn sein Stern in die Nähe von Amiens führte, schlug er seine Nachtherberge in einem Landhause des Maire unweit der Stadt auf, ganz nach der Weise, wie der Simplicissimus des Merodebruders und Philander von Sittewald fünfzig Jahre später in seinem „Traumgesichte“ das Soldatenleben seiner Zeit schildern. Aber als die wilden Gäste unbesorgt kochten und brieten, ergriff eine Feuersbrunst das Gehöfte und lockte zum Löschen die Wachen der Stadt und einen Haufen Bürger heraus. Sie bemächtigten sich der Eingelagerten als Brandstifter, und Bassompierre, benachrichtigt von dem Fange, übergab den Roßwurm dem Profoß, um ihn, seiner Jugend und kriegerischen Tüchtigkeit ungeachtet, den Kopf abschlagen zu lassen. Doch fand der Bedrohte einen Retter an Herrn Louis de l'Hopital-Vitry, dem er früher Dienste erwiesen hatte und welcher, zur Vergeltung, als Generalwachtmeister der leichten Reiterei der Ligue, dem Fremden Gelegenheit zur Flucht verschaffte. Daß ein so tüchtiger und angesehener Mann den Fremdling vom Galgen rettete, gilt uns als Beweis, daß Roßwurm

kein gewöhnlicher, liederlicher Kriegsgesell war. Herr von Vitry hatte, nach der Ermordung Heinrich III, sich offen gegen den Navarrer erklärt, „aus Gewissensscrupel“ gegen den Protestanten, war aber nicht eher der Ligue beigetreten, als bis er die ihm vom verstorbenen König anvertraute Feste Dourdan ehrlich an den Erben abgetreten; wie er einer der Ersten gewesen, der sich als Feind Heinrich's bekannte, gehörte er nun zu den Ersten, welche nach dem Uebertritte desselben zur katholischen Kirche ihm seinen Dienst widmete, und darauf die Stadt Meaux durch sein Beispiel bewog, die Partei des rechtgläubigen und rechtmäßigen Gebieters zu ergreifen; eine Handlung, welche gleichwol der Verleumder Davila als eigennützig verlästert, indem Vitry, als die Ligue schwächer und ärmer würde, den Uebertritt mit der Erklärung eingeleitet habe: „kein Geld, kein Vitry.“ Auch aus späterer Zeit, als ihn Heinrich IV zum Capitain seiner adeligen Garde du Corps erhoben, lernen wir die großmüthige Gesinnung des Retters unseres Helden kennen. Pontis, ein adeliger Soldat der Garde, war auf des Königs Wildbahn im Walde zu Fontainebleau von ihm beim Erlegen eines Hirsches betroffen worden und hatte verzweifelnd den Befehlshaber durch seine schußfertig drohende Muskete in die Flucht gejagt. Durch eilig gefoderten Urlaub der Untersuchung entwischt, ward der verwegene Cadet nach einigen

Wochen auf der Wache vor dem Louvre erkannt von dem beleidigten, strengen Offizier, ohne daß jedoch der Großmüthige, erfreut über die Unerschrokkenheit und das Vertrauen des Jünglings, ihn zur Strafe zog, die für Wildfrevel im Königsbann eine sehr schwere war. Weil wir Herrn von Vitry nur vom August 1589 bis zum Ende des Jahres 1593 in der Ligue finden, Schwarzenberg ferner seit 1590 im spanischen Heere diente, und Bassompierre bei den Anfällen der Ligue schon vor Ende des Jahres 1592 nach Lothringen heimkehrte und für den zwiespältig erwählten Bischof von Strasburg, Karl von Lothringen, gegen den Markgrafen Johann George von Brandenburg focht, müssen wir die gedachten Ereignisse Rasmurms ins Jahr 1590 oder 1591 setzen.

Drittes Capitel.

Roßwurm in den katholischen Niederlanden. Türkenkrieg. Fürst Karl von Mansfeld. Schlacht bei Keresztes 1596.

Einem schmählichen Tode entronnen, voll nachhaltigen Grimmes gegen Bassompierre, flüchtete Roßwurm vom unsicheren Boden Frankreichs und begab sich unter die katholischen Fahnen nach den Niederlanden, wo wir ihn zu Anfang des Jahres 1593 als Oberstlieutenant Schwarzenberg's finden und daraus schließen, daß er an der kriegerischen Thätigkeit dieses seines alten Freundes Antheil gehabt habe. Bereits nach der Schlacht von Jvry, als Paris von dem Navarra belagert wurde, hatte Adolf von Schwarzenberg ein deutsches Reiterregiment für den Herzog von Parma geworben, welcher die bedrängte Hauptstadt zu entsetzen auszog, hatte darauf das Vertrauen Karl's von Mansfeld gewonnen, dessen Feldzüge nach Frankreich zum Beistande der sinkenden Ligue er beiwohnte, war aber auch einmal um Mörs 1593 durch die verwegenen Parteigänger des Grafen Moritz so ungewarnt überfallen worden, daß er nackt mit dem Verluste seiner Leute und seiner gesammten Habe

durchs Fenster entfliehen mußte. — Für einen aufmerksamen jungen Kriegsmann, welcher sein Glück durch das Schwert machen wollte, war auf dem niederländischen Schauplatze viel zu lernen, zwar hatte die Großartigkeit des Krieges nach dem Tode des Herzogs von Parma aufgehört, aber es entwickelte sich rasch das bewunderungswürdige Feldherrntalent des jungen Nassau, und ohne bedeutende Schlachten und Belagerungen übten sich beide Heere im kleinen Kriege, in unzähligen Praktiken, Anschlägen, Ueberfällen und Listen eine neue Strategie und Taktik durch Nachahmung und Wetteifer ausbildend; Künste, welche bald durch ehrbegierige Lehrlinge gegen den Erbfeind der Christenheit mit Erfolg versucht wurden. Ins spanisch-niederländische, sowie ins nassauische Lager strömten von allen Enden Europas militairische Abenteurer, und unter ihnen ward Roßwurm bald mit Männern bekannt, welche seinem Geschick die großartige, zuletzt die tragische Wendung gaben; so außer Schwarzenberg und den Mansfeldern mit Georg Basta, dem berühmten Neapolitaner, mit Johann Tscherklas von Tilly, dem unübertroffenen Wallonenobersten, mit dem Grafen Barbiano von Belgiojoso, alles früher oder später bedeutende historische Personen. So eignete sich Roßwurm mit bildsamem Sinn das Neue, Fremde an; aber Zucht und Sittenstrenge herrschte nicht überall wie in der Umgebung

Karl's von Mansfeld Meuterei, Aufstände und trotzige Selbsthülfe waren im spanischen Heere, zumal unter dem schlechten Regimente des Erzherzogs Ernst, an der Tagesordnung, und im bunten Wechsel des Soldatengeschicks lernten die Jüngeren den Augenblick schätzen, wildes Behagen bei Wein, Weibern und Karten den gefährlichsten Umständen abgewinnen.

Als die Fackel des Bürger- und Religionskrieges in Frankreich allmälig niederbrannte, nur noch des gemordeten Guise Brüder und Vettern den Friedensanträgen und dem Waffenglück Heinrich's widerstanden, als der spanisch-niederländische Kampf eine zwar kunstgerechtere, aber ermüdendere Bahn verfolgte, ging an der Ostgrenze der habsburgischen Monarchie ein gefährliches Feuer auf, welches die Schüler Guise's, Parma's, Nassau's zu einem, Christenblut versöhnenden, würdigeren Streite rief.

Die Türken, seit der Schlacht von Mohacs das Gespenst, mit welchem Oestreich die gleichgültigen Deutschen aufschreckte, hatten, obgleich fast alle Kämpfe während der religiösen Spaltung des Reichs erfolglos gewesen, an ihrer Furchtbarkeit verloren, indem man sich gewöhnte, sie, die Herren eines großen Theils von Ungarn, als lästige Nachbarn zu betrachten, und es von Seiten der blinden und doch so argwohnvollen Protestanten für einen Vortheil hielt, daß das Haus Habsburg und die katholischen Mächte nach jener

Seite hin ihre Kräfte zersplittern mußten. So war denn, einzelner Heldenthaten ungeachtet, Schmach und Nachtheil für Deutschland immer gewachsen und in der erschlafften Gesammtbevölkerung unsers Vaterlandes wenig Lust vorhanden, es gegen den Erbfeind zu wagen, als der sonst so friedliebende, schon damals scheu in seiner prager Residenz verschlossene Kaiser Rudolf II sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, einen Türkenkrieg mit dem Aufgebot aller Streitkräfte aufzunehmen; da selbst ein jährlich der Pforte dargebrachtes, den Kaisertitel verunehrendes „Geschenk" die Frechheit und Verachtung der Türken steigerte. Den vorgeblichen Anlaß zu verheerenden Einfällen in das ungarische Gebiet gab schon 1592 das räuberische Gesindel der Uskoken an der türkisch-ungarischen und venetianischen Grenze, die der Kaiser nicht zu zähmen vermochte, und schon damals war der Krieg zwischen den Grenzstatthaltern beider Reiche geführt worden, als der Wessir Sinan der Albanese, der achtzigjährige Eroberer von Tunis, das kaiserliche Botschaftsgefolge in Ketten werfen ließ, mit einem mächtigen Heere Anfang September 1593 um Belgrad erschien, um die Niederlage Hasan's, Paschas von Bosnien, zu rächen. Der geängstigte Kaiser ließ die Türkenglocke im Reiche läuten, beschwor die gesammte Christenheit zum Beistande; aber das Ende der türkischen Feldzüge, der Tag Kasim (30. Novem-

ber) kam, ehe das Heer aus den Erblanden mit den Türken zusammentraf; Sinan ging in die Winterquartiere nach Belgrad, noch gereizter in seiner kriegerischen Stimmung durch die kleinen Vortheile, welche Ungarns und Oestreichs Helden Nadasdy, Palfy, Teuffenbach in später Jahreszeit davontrugen. Noch ehe im folgenden Jahre 1594 Sinan mit seinen asiatischen Truppen im Felde erschien, hatten schon die Erzherzöge Matthias und Maximilian, Letzterer uneingedenk seines bösen Feldherrnglückes bei Pitschen, sich an Gran und einigen türkischen Festen versucht; da zeigte sich Sinan mit einem Heere, so groß als seit Suleiman keines im Felde gesehen worden, und übergab Graf Hardeck die Festung Raab, wofür er schimpflich in Wien mit seinem Kopfe büßen mußte. Auch Papa fiel, und nur die ungarische Jungfrau, Komorn, behauptete den Ruhm der Unüberwindlichkeit, als die feindlichen Rüstungen der Fürsten Siebenbürgens, der Moldau und Walachei, mit dem Kaiser im Trutzbündniß, die Seiten Sinan's bedrohten. Zu einem Feldzuge im Maßstabe des gesteigerten Fanatismus war bereits die heilige Fahne des Propheten aus Damaskus nach Konstantinopel gebracht worden; da ließ der Tod des Sultans Murad (den 16. Januar 1595) Mohammed II Thronbesteigung unter staatsherkömmlichem Brudermord, Sinan's Absetzung und neue Erhebung nach einem Aufruhr

der Spahi, dem Hofe zu Prag Zeit, ein stärkeres Heer mit Hülfe der katholischen Mächte aufzubringen und einen bewährten Feldherrn aus fernem Kriegsschauplatz zu berufen. Die Furcht vor einer zweiten Belagerung Wiens, welche der neue Sultan und Sinan verkündeten, ängstigte die zu Prag und Presburg versammelten Stände, und bei fühlbarem Mangel an erfahrenen einheimischen Kriegshäuptern vermochten die spanischen und welschen Räthe den Kaiser, sich von seinem Oheim, Philipp II, den berühmten Karl von Mansfeld zum Befehlshaber seines Heeres zu erbitten, für welches er Verstärkung vom Papst, von Spanien, Polen, sogar von Schweden und den Moskowiten erwartete. Philipp II, obgleich im offenen Kriege mit Frankreich und mit den Niederländern, entließ willfährig den Mansfeld seines Dienstes. Graf Karl, von der friedeburgischen oder niederländischen, katholischen, Linie, der Sohn des hochbelobten Grafen Peter Ernst I, welcher noch im achtzigsten Jahre mit unerschütterlicher Treue, erst als Statthalter der Provinz Luxemburg und dann nach Erzherzog Ernst's Tode die höchste Würde in den spanischen Niederlanden bekleidete, der Halbbruder des protestantischen Helden und Paladins der unglücklichen Böhmenkönigin, geboren 1543, hatte von den Jünglingsjahren an sich auf dem Kriegsschauplatz herumgetummelt, war, müde des Regiments Alba's, wider seines Va-

ters Willen in französische Dienste getreten, hatte bei Jarnac und Moncontour als Waffengenosse und Freund des alten Bassompierre sich ausgezeichnet; beliebt am Hofe Karl IX und Heinrich III, an feinen Sitten und an Fertigkeit der Sprache den gebildetsten Eingebornen gleich, sie übertreffend an Kenntnissen. Auf des Vaters Bitten nach den Niederlanden heimgekehrt, hatte er als unabhängiger General in unzähligen Gefechten für die Krone Spanien gestritten, sodaß sein Name viele Jahre durch alle Kriegszeitungen hindurchgeht; jetzt zweiundfunfzig Jahre alt, strenger gegen sich und gegen Andere, bedeckt mit Wunden, von angegriffener Gesundheit in Folge der früheren Trunkliebe, des wüsten Soldatenlebens, beigebrachten Giftes und durch Liebestränke; hinkend auf einem Fuße, weil ihm als Jüngling, dem Bezauberten, ein lebendes Thier, gleich einer Eidechse, aus dem Beine geschnitten worden war. Was ihn aber neben seiner langjährigen Kriegserfahrung dem Kaiser empfahl, war die unerbittliche Kriegszucht, ein wesentliches Erfoderniß für das kaiserliche, aus dem buntesten Söldnergemisch gebildete Heer; eine Strenge, die oft in Grausamkeit ausartete, und wol häufig aus seiner jähzornigen Natur und aus körperlichem Unbehagen floß, wie er denn in früheren Jahren manche rasche blutige That begangen, in Frankreich bei Tische nach einem Wortwechsel den Hauptmann

Staup, einen tüchtigen Deutschen, erstochen und seine zweite Frau in den Niederlanden wegen Ehebruchs mit ihrem Buhlen ermordet hatte. Jetzt nun, als berühmter Heerführer, auch von seinem alten Vater gemahnt, nahm er um so williger den ehrenvollen Antrag des Kaisers an, als er, des blutigen Krieges gegen Mitchristen überdrüssig, sein Gewissen durch Thaten gegen die Ungläubigen versöhnen wollte. Da Rudolf von den, über Religionsbedrückungen auf dem Reichstage zu Regensburg klagenden, Protestanten geringe Hülfe erwarten durfte, hatte er den Mansfeld auch bevollmächtigt, tüchtige Befehlshaber und Kriegsleute aus den Niederlanden mitzubringen, und so kam er denn, nach langsamer, durch Ueberschwemmung verhinderter Reise, über Frankfurt zu Anfang des Märzmonats 1595 nach Prag, auf das Ehrenvollste vom Kaiser empfangen, zum Reichsfürsten erhoben und eigenhändig vom Erzherzoge Matthias mit einer schweren goldenen Kette geschmückt. Langsam folgten die von ihm am Niederrheine geworbenen auserlesenen Truppen, die insgemein mit dem Ehrennamen Wallonen bezeichnet, obgleich nur ein Theil in den welsch redenden Landschaften heimisch war, damals ihren früher kaum gehörten, später so gefürchteten Namen zuerst in Deutschland und Ungarn verbreiteten. An der Spitze von zweitausend Reitern befand sich Adolf von Schwarzenberg, als dessen

Oberstlieutenant Hermann von Roßwurm die lang entfremdete Heimat wiedersah. Auch zweitausend Wallonen zu Fuß unter später namhaften Führern folgten dem Rufe Mansfeld's, sowie ein Stab von bewährten Männern, willig, die in den Niederlanden erlernten Künste gegen die Türken anzuwenden. Gegen Ende April 1595 ging der stattliche Zug aus Böhmen nach Wien, wo die hohen Würden des Heeres bekannt gemacht wurden. Matthias, der älteste Erzherzog, sollte dem Namen nach in Unter-Ungarn commandiren, der That nach aber der Fürst von Mansfeld; sowie in Ober-Ungarn dem Erzherzog Maximilian Teuffenbach zur Seite stand. Ein mächtiges Heer floß um Wien zusammen, dreizehntausend Mann zu Roß und einundfunfzigtausend zu Fuß, geführt von den edelsten deutschen, ungarischen, böhmischen und italienischen Herren; die Italiener unter Don Francesco Aldobrandini, Giovanni de' Medici, Vincenz von Gonzaga und dem Herzog von Mantua; die Ungarn unter Nicolas Palfy und Franz Nadasdy; unter namhaften Führern das Aufgebot der östreichischen Erblande, so auch eine gute Zahl aus den fränkischen, schwäbischen, bairischen und sächsischen Kreisen. Ungesäumt trat Mansfeld, dem auch sein Bruder, der leichtsinnige, dem Spiele und bösen Händeln ergebene Bastard, mit „einem Pferde und einem ritterlichen Kleide" sich anschloß, mit Alles

beugender Energie sein hohes Amt an, zu welchem er, eine aus so vielen Nationalitäten vermittelte Persönlichkeit, — er trug aber die prächtige Tracht der Ungarn — ganz eigends geschaffen war. Die zuchtlosen Haufen erbebten vor seiner Strenge; als beim Auszuge unbezahlte Regimenter durch ihre drei „Ambassaten" wiederholt trotzig Geld foderten, mußten diese um ihr Leben würfeln, und der, welcher den besten Wurf gethan, die Kameraden ohne Verzug aufknüpfen; die Meuterer verstummten, als der entlassene Henker die Kunde ins Lager brachte. Nach neuer Kriegskunst, die er den Römern entlehnt hatte, ließ Mansfeld sogleich bei Wieselburg ein festes Lager abstecken und mit Wällen und Gräben mehre Meilen weit umgeben; sein Beispiel, indem er selbst zu Pferde Faschinen herbeitrug, wirkte so mächtig auf das Heer, daß die vornehmsten Herren, wie der Markgraf von Burgau, aus erzherzoglichem Blute, den Spaten rüstig handhabten und selbst sechshundert Weiber des Lagers, unter ihnen manche Edeldame, emsig arbeiteten. Freilich hatte der Feldherr Eine, die sich weigerte, mit gebundenen Händen bis zur Hälfte eingraben, und einen ungarischen Reiter, der, solcher Bauernarbeit sich schämend, das Reisbündel fortgeworfen, auf der Stelle an den nächsten Baum henken lassen. So entstand in wenig Tagen ein, einer festen Stadt ähnliches, Lager für achtzig=

tausend Mann, in welchem Mansfeld die Ankunft der Hülfstruppen erwartete; in demselben, sowie ringsum, waltete so gesetzliche Ordnung, daß die gemähten Garben unberührt auf dem Felde standen und die Landleute und Krämer furchtlos ihre Waaren und Lebensmittel auf dem Lagermarkte gegen baar Geld ausboten. Um den Muth der neuen Kriegsleute zu erproben, ließ Mansfeld von verkleideten Türken Scheinangriffe auf Feldwachen und Schanzen machen, und schlug diejenigen in Eisen, welche sich zaghaft bewiesen. So bereitete er, als das Heer zusammengekommen, und er, zu Anfang Juni, in auf gleicher Weise befestigtem Lager weiter bis Komorn gerückt, über die Donau gesetzt war, in geheimnißvoller Stille seinen Anschlag auf die Hauptfeste Gran vor, zu deren Erstürmung er viele Hunderttausend Reisbündel an dem Ufer der Donau zusammengebracht hatte, und erschien plötzlich, während die wachsamen Türken, durch Hin- und Hermärsche sicher gemacht, für Raab sorgten, mit allem nöthigen Belagerungsgeräth am ersten Juli vor Gran. Schon einen Monat stand das kaiserliche Heer vor der starken Feste, und Mansfeld hatte alle Belagerungskünste, Beschießung, Stürme, auch die Petarde, eine den Türken noch unbekannte Erfindung des niederländischen Krieges, versucht; seine Wallonen, die unterdeß herbeigekommen, nachdem sie im Innern Deutschlands auf dem Durch-

zuge gleich einem Feinde wegen ihrer Mord- und Plünderungssucht gehütet waren (bewaffnete Bürger begleiteten sie in gewisser Entfernung von Stadt zu Stadt, dann schiffte man sie auf der Donau ein, und dennoch enthielten sie sich selbst in der Nähe des kaiserlichen Wiens nicht der ärgsten Gewaltthaten), hatten unter Schwarzenberg, Oberndruck und Roßwurm sich bereits den Türken furchtbar gemacht, als Sinanpascha, mit der heiligen Fahne aus der Walachei umgewandt, mit zwanzigtausend Osmanen zum Entsatz der belagerten Feste erschien. Ungeachtet der erschöpfendsten Anstrengungen Mansfeld's, der überall durch Beispiel, Rede und That die Seinen ermunterte, waren erst wenig Außenwerke gefallen, dagegen auch das christliche Lager durch siebenzehn aufgeworfene Schanzen vertheidigt, die der Fürst fast allnächtlich selbst besuchte. Am 4. August 1595 saß Mansfeld bei Tafel in seinem Zelte, als ihm das Andringen der Türken gemeldet wurde; augenblicklich sprang er auf mit den Worten: „wenn nicht hier, werde ich in dem Lager der Feinde speisen", ließ einen ungarischen Reiter, welcher mit dem Rufe: „Christen, alle todt!" durchs Lager jagte, mit Stiefel und Sporn an den nächsten Baum henken und stellte unter frommer und ermuthigender Anrede die Seinen in Schlachtordnung. An Adolf von Schwarzenberg, welcher mit seinen auserlesenen Reitern seitwärts

vom andringenden Türkenheer zwischen dem Straßaberg und dem Georgenfelde lag, schickte er den wohlberedten Nikolaus Gabelmann, welcher als Geschichtschreiber dem Feldzuge beiwohnte, jenen zum ungesäumten Angriff mahnend. So wurden die Türken von zwei Seiten furchtbar bedrängt und unter dem Verlust von viertausend Mann und angesehener Paschas in wilde Flucht geworfen. Die aufgelösten Scharen, so viel ihrer entronnen, flohen mit der großen Kanone von Waradin, dem Andenken der Siege Soliman's, auf der Straße von Ofen, und ließen ihr Lager, reich an orientalischer Herrlichkeit, im Stich, welches Roßwurm, Schwarzenberg's Oberstlieutenant, über das Gebirge marschirend, am Abend einnahm. Mansfeld behielt nur die erbeuteten Feldzeichen und die Kanonen für sich und nahm auf Bitten des Heeres des Beglerbeg Prachtzelt als Ehrengeschenk. Aber Trauer und der härteste Verlust für die Christen reihte sich an diesen Sieg, mit dessen Kunde Mansfeld seinen Neffen nach Prag abgeschickt hatte. Erhitzt von der Arbeit der Schlacht — er hatte dreimal die Pferde gewechselt — heiser durch unaufhörliches Commandiren, Zurufen, Anordnen, erschöpft, dachte der Feldherr sich an Trauben und Melonen zu erquicken, trank dazu jählings und viel, und ward gleich darauf von einem heftigen Fieber und der Ruhr ergriffen. Nichtsdestoweniger setzte er

die Belagerung der täglich mit funfzehnhundert Kanonenschüssen geängstigten Stadt fort, mußte sich aber auf Rath der Aerzte und das Zureden der Obersten bei zunehmender Schwäche in einer Sänfte nach Komorn tragen lassen; wenige Stunden vor seinem Tode, den vierzehnten August, erfreute ihn, der im sinnverwirrenden Fieber nur immer nach Gran fragte, die Kunde, daß am dreizehnten die Wasserstadt, vorzüglich durch den freudigen Muth der schwäbischen Knechte, unter dem Markgrafen von Burgau, erstürmt sei. Der einbalsamirte Leichnam des Helden, dem der Himmel den Sünden seines Vaterlandes nicht länger gönnte, ward nach Luxemburg zum greisigen Vater gebracht und im dortigen Erbbegräbniß beigesetzt; ihm folgte bald der Bastardbruder, dessen genialen Soldatengeist ein wüstes Leben noch verhüllte.

Matthias, der Erzherzog, als Oberfeldherr auf die Nachricht von der gefährlichen Krankheit Mansfeld's aus Wien ins Lager geeilt, umritt mit Verwunderung und Lob die Befestigung desselben, und fand zwar ungeheuchelte Klage bei den Bessern über den Verlust des Fürsten, besaß aber selbst nicht die Eigenschaften, die strenge Kriegszucht Mansfeld's zu behaupten, daher in wenigen Tagen der alte Trotz, Meutersinn und die mit Mühe gezähmte Raubsucht wiedererwachten. Dessenungeachtet genoß die Christenheit noch die Frucht von Mansfeld's Feldherrn-

geschick: Stadt und Schloß Gran, seit zweiundfünfzig Jahren in der Gewalt der Türken, ergaben sich gegen freien Abzug der Besatzung mit Weib und Kindern, nach langem Capitulationsgezänk mit Niclas Palfy am 2. September; die deutschen Soldaten verstümmelten in roher Zerstörungslust die Alterthümer, selbst die Bilder, welche die Ungläubigen in so langem Besitze geschont hatten, und besudelten das saubere Schloß. Nach Grans Fall folgte, gewonnen von den Italienern, Wissegrad und Waitzen, sowie mehre Burgen an der kroatischen Grenze; da jedoch die böse Jahreszeit hereinbrach, die Italiener und die Reichsvölker nach Hause begehrten, die Wallonen, mit Mühe durch Schwarzenberg besänftigt, um Sold meuterten, entsagte der Erzherzog dem hochstrebenden Plan auf Ofen, entließ die mit Sorgen bezahlten Regimenter bis auf die Besatzungen und kehrte im Bewußtsein eines ruhmvollen Feldzuges mit seinen Obersten im November nach Wien zurück.

Aber die Ereignisse des nächsten Jahres demüthigten wiederum die stolzen Erwartungen der Christen und lehrten, wieviel ein Mann, wie Mansfeld, werth sei. Nach des alten Sinan Tode entschloß sich der Padischah selbst zu Felde zu ziehen, vermaß sich, die Stadt des „deutschen Königs" zu belagern, und wählte zu seinem Begleiter den Sultanslehrer Seadeb-

din, der jetzt gleichen Ruhm im Kriegsrath, wie früher im Divan erwarb. Erst mit dem Herbst erschien das osmanische Heer an der Donau, als bereits die Christen, nicht die schnelleren, obgleich dem Kriegsschauplatz benachbarter, einiger Erfolge sich rühmen konnten. Weil das immer heillosere Zerwürfniß der kirchlichen Parteien Deutschlands den Erzherzog Matthias festhielt, hatte Kaiser Rudolf, nachdem er zeitig für die Ergänzung des Heeres gesorgt und mächtige Beihülfe auf dem Reichstage und den Provinzialtagen in den Erbstaaten erlangt, die Führung desselben seinem jüngeren Bruder Maximilian übertragen, und durfte auch des Zuzugs Sigmund's, des Fürsten von Siebenbürgen, gewärtig sein, welcher auf einem Besuche in Prag das Schutz- und Trutzbündniß eben erneuert. Mit dem Beistande der, auch diesmal zum Anschluß an die Mehrheit der Reichsstände gezwungenen, Protestanten ward das Heer, das im Juli an Ungarns Grenzen zusammenfloß, auf vierundzwanzigtausend zu Roß und siebenundvierzigtausend zu Fuß berechnet, und erreichte zu Anfang August 1596 — Schwarzenberg, Generaloberst, war schon im Juni ins Feld gerückt, und Roßwurm als Oberst und Regimentsführer, war gleichzeitig mit seinen neu Geworbenen aufgewesen — das von den Türken verlassene Waitzen. Zwar war Ofen auch diesmal das Hauptziel christlicher Waffen; aber das nähere Hatwan lockte

zur Erstürmungsunternehmung und fiel, hart bedrängt und muthig vertheidigt, nicht durch kunstmäßige Belagerung, sondern durch einen Angriff aus dem Stegreif. Als nämlich zwei gemeine Soldaten am 3. September, Reisig zu suchen, sich bis unter die zertrümmerten Mauern gewagt hatten und eine unbesetzte Stelle bemerkten, riefen sie andere Kameraden herbei; die Obersten Treczka und Roßwurm stellten sich an die Spitze des kühnen Anschlags, erstiegen zuerst die Trümmer und eroberten nach einem vierstündigen Würgen, in welchem die Wallonen mit den Deutschen in den ausgesuchtesten Martern und Grausamkeiten, nicht gegen die Besatzung allein, wetteiferten, den wichtigen, mit schöner Beute angefüllten Platz. Aber ihre Unmenschlichkeit wurde bald darauf an ihren Kriegsgefährten gleich scheußlich vergolten; beflügelt durch Rachbegier, stürzte das ganze osmanische Heer am einundzwanzigsten September auf Erlau, als kaum Wilhelm Treczka, Niary Paul und der Graf von Thura zur Uebernahme des Befehls sich hineingeworfen, während Maximilian, unschlüssig, über Waitzen an die Donau zurückging. Am siebenten Tage der Beschießung zogen sich die Vertheidiger aus der brennenden Stadt in die Burg; da zwang die Meuterei der Wallonen den wackern Böhmen, welcher fußfällig die Seinen zur Standhaftigkeit mahnte, zur Uebergabe; die Befehlshaber wurden als Geißeln im

türkischen Lager aufbewahrt; die ungetreue Besatzung dagegen, ungeachtet ihr der Sultan „beim Pferde, das er ritt, und beim Säbel, mit dem er umgürtet war“, Sicherheit zugeschworen, bei fünfthalbtausend Mann, zur Strafe des in Hatwan Begangenen, geschunden, entmannt oder sonst unter sinnreichen Martern getödtet. So fiel Erlau, ein stattlicher Bischofssitz, vom großen Suleiman vergeblich belagert, am 13. October. Auf die von Tercka gesendete Schreckensnachricht war Maximilian, so rasch es in später Jahreszeit und bei dem ungeheueren Heergeschleppe geschehen konnte, zum Entsatz aufgebrochen, hatte den Schwarzenberg vorausgeschickt, der Vereinigung mit dem Heere des Fürsten von Siebenbürgen gewärtig; aber schon am 15. October brachten des jüngern Palffy's leichte Reiter die Trauerkunde von Erlau in das langsam fortrückende Lager. Maximilian, von Scham und Verdruß erfüllt, entschlossen, entweder Erlau wiederzuerobern oder den Sultan in offenem Felde aufzusuchen, vereinigte am 18. October um Kaschau sich mit Sigmund, mit dem Heer Teuffenbachs und dem ungarischen Aufgebote unter Palffy, sodaß das christliche Heer, nach mittlerer Angabe, funfzig bis sechzigtausend Mann zu Fuß und zu Roß mit 95 Kanonen, ausmachte, und kam am 22. October nach Keresztes, wo Roßwurm, jetzt Generalwachtmeister, mit leichter Reiterei vorausgesendet, eine

sichere Lagerstätte erspäht und nach moderner Kunst abgesteckt hatte. Hier nun, in der Nähe von Erlau, wo die Zagywa, ehe sie sich in die Theiß ausmündet, sich in Sümpfe verbreitet, ward drei verhängnißvolle Tage hindurch mit unerwartetem, fast räthselhaftem Erfolge gestritten.

Den Schlachtreigen eröffnete am 23. October Roßwurm, welcher den Dschaafer-Pascha, den Verschnittenen, als er, über die Furth des Flusses setzend, die Christlichen zu überfallen gedachte, in einem heißen Treffen, verstärkt durch Schwarzenberg mit der östreichischen Reiterei, durch Palfy und Siebenbürger, zurückschlug, ihn jenseits des Sumpfes verfolgte und drei und vierzig Kanonen abnahm. Erschreckt durch den Verlust, neigte der junge Sultan sich zum Rückzuge, und nur der feurigen Beredtsamkeit und den Vorwürfen des Chodscha (Sultanlehrers) gelang es, den Padischah bei der heiligen Fahne zurückzuhalten und ihn zum Aufbruch aus Erlau gegen das christliche Lager zu bewegen. Hier hatte der erste Sieg die Gemüther so freudig gestimmt, daß der junge Fürst von Siebenbürgen mit Mühe verhindert wurde, das vorrückende Hauptheer der Osmanen, 150,000 Mann stark, nicht jenseit der Zagywa aufzusuchen. Ehe noch am 24. October die Christen sich in ihrem zweiten Lager, näher an Keresztes, befestigt, wurden sie durch die Türken, welche dasselbe zu umgehen dach-

ten, zur zweiten Schlacht genöthigt. Maximilian, die sorglichsten Anstalten treffend, stellte das ganze Heer in Schlachtordnung; die beiden Feldmarschälle, Schwarzenberg und der alte Teuffenbach, die Furthen besetzend, trieben nicht ohne Verlust die Gegner zurück, hielten aber auf Maximilian's Gebot in der Verfolgung inne. Kaum eine Viertelmeile entfernt und durch den seichten, jedoch sumpfigen Fluß getrennt, aus dem beide Heere tränkten, standen in der Nacht vom 25. zum 26. October beide Lager in ihrer ganzen Ausdehnung einander gegenüber. Für der Christen Sicherheit sorgte der Generalwachtmeister durch fleißige Runden; Schwarzenberg verkündete allen Hauptleuten den Plan der auf den folgenden Tag unausbleiblich anberaumten allgemeinen Schlacht. In der Frühe des 26. Octobers, als die Ausrufer den großen heiligen Kampf ausgerufen, zogen, der Sultan bei der Fahne des Propheten in der Mitte, die Wessire, die Beglerbege auf die Flügel vertheilt, der Chodscha mit den Heeresrichtern dem kampfungewohnten Padischah zur Seite, die Osmanen gegen die Furth, unter wilder Schlachtmusik, damit sie die Feinde nicht zu überraschen schienen, unter fanatischer Ermunterung der Befehlshaber. Der Erzherzog, den Himmel um Sieg anflehend und erhebende Worte an die Seinen richtend, vertraute das Lager zahlreichen Hütern, folgte im Mittelpunkt der Aufstellung,

während Schwarzenberg und Palfy die erste Linie bildeten und Teuffenbach den Nachtrab befehligte. Als ein großer Theil der Türken diesseit des Sumpfes sich befand, brach — es war schon Nachmittag — Schwarzenberg mit Ungarn und Deutschen auf sie ein und trieb, ohne Verlust seinerseits, die Herübergekommenen, ihnen ihr sämmtliches Geschütz abnehmend, in die Flucht, sodaß rathlose Verwirrung die jenseit Vordringenden ergriff und der Sultan selbst sich in den Rücken seines Heeres begab, in das Zelt der Mute ferrika. Ein glänzender Sieg war gewonnen, hätte Maximilian den Auffoderungen jugendlich erhitzter Obersten, zumal Sigismunds, widerstanden, bei sinkender Sonne die Geschlagenen nicht jenseit des Sumpfes zu verfolgen. Ueberstimmt durch ihre Mahnungen, gab der durch das Schlachtenglück besonnen gemachte Oberfeldherr nach; die christlichen Haufen stürmten ordnungslos, da auch Schwarzenberg's Ansehen an der Beutegier der Deutschen scheiterte, auf das osmanische Lager, zerstreuten sich, nachdem sie die Wache bis an den Rand des Waldes gejagt, in den weiten Räumen, überließen sich blinder Habsucht, beraubten die reichen Gezelte des Sultans und der Wessire, während hier und da noch einzelne Rotten der Türken, Stallleute, Kameeltreiber, Köche sich zur Wehre setzten. Schon pflanzten die Deutschen Hellebarden und Spieße vor einzelne Zelte, um

sie ihren Hauptleuten zu bewahren; schon war Mary Paul durch einen Sachsen aus Halle seiner Ketten erledigt, und schon tanzten Ungarn und Deutsche in wilder Siegesfreude um die erbrochenen Schatzkisten, unter wildem Gemetzel Wehrloser; Maximilian, zurückgeblieben, eiferte vergeblich gegen die Zuchtlosen, als sich plötzlich die Scene furchtbar änderte. Der Chodscha rief mit Sprüchen aus dem Islam den Padischah, welcher im Mantel des Propheten niedergekauert hinter dem Lager Gebete murmelte, neuen Muth in die Seele; der Wessir Cicala brach mit den Reitern aus dem Hinterhalt hervor und überfiel im Sturm die Siegessichern, Beutebeladenen, welche vereinzelt, festgehalten in den Zeltgassen, über die Zeltstricke stürzend, keinen Widerstand zu leisten vermochten. In einer halben Stunde waren 20,000 christliche Reiter zersprengt, in die Flucht gejagt, und derselbe panische Schrecken, welcher den rechten Flügel der Türken, zumal die Asiaten, mit dem Großwessir in die muthloseste Flucht geschlagen hatte, lag jetzt urplötzlich auf dem christlichen Heere. Maximilian, sich mit gezogenem Degen den Fliehenden entgegenwerfend, ward in der Flut fortgerissen; gleich fruchtlos stemmte sich Fürst Bernhard von Anhalt mit obersächsischen Reitern, Brandenburgern und Pommern dem Andrange entgegen; mit einbrechender Nacht bedeckten die Fliehenden, ihr Lager aufgebend,

weit die Straßen in allen Richtungen, zumal auf Kaschau. Teuffenbach allein blieb, da die Türken ihrerseits, bei dem Weichen des einen Flügels, ihres Sieges nicht sicher, an das Verfolgen nicht dachten, im christlichen Lager zu Nacht, und brach in der Frühe unversehrt mit seinem Gepäcke nach Kaschau auf, wo die Feldherren, entblößt und beschämt, ohne Heer sich zusammenfanden. Ueber Tokay und Waradin eilte Siegmund in die Heimat; Kosacken, Haiducken und Bauern plünderten das christliche, Tataren das verlassene türkische Lager. — So war der Ausgang der Schlacht bei Keresztes oder Erlau, wie sie die Türken nennen, und sie dem Siege Suleiman's bei Mohats an die Seite stellten, sobald sie, zur Besinnung gekommen, die Größe ihres unverhofften Glückes erkannten. Die Zahl der erschlagenen Christen läßt sich nicht genau ermitteln; sie schwankt zwischen 20 und 30,000, unter ihnen treffliche Männer, zwei Herzoge von Holstein, viel edle Böhmen, Westfalen, Baiern, Franken, Schwaben und Sachsen. Der Kriegsneuling Mohammed, ein so zweideutiger Sieger, wie unser Friedrich bei Mollwitz, zog unter Jubel und religiösem Gepränge über Belgrad nach Stambul; die asiatischen Flüchtlinge dagegen, mit öffentlicher Schande gebrandmarkt, wurden die furchtbarsten Rebellen des Reichs. Der Erzherzog, der bitter Getäuschte, ohne Heer und Geräth, gab

jede Unternehmung für den Winter auf und ging am Ende des Novembers nach Wien, wo er Schwarzenberg, den Markgrafen von Burgau, den Roßwurm, welchem als General-Wachtmeister in der Schlacht keine Gelegenheit sich hervorzuthun geblieben war, schon antraf und sich mit ihm sogleich nach Prag zum Kaiser aufmachte. Nikolaus Gabelmann, der bestellte Geschichtschreiber des kaiserlichen Krieges, konnte seinem gelehrten Herrn, welcher während des schon 5 Jahre dauernden Kampfes mit keinem Schritt seine Laboratorien, Sternwarten, Bildergalerien, Marställe und — Frauenzimmer auf dem Hradschin verlassen hatte, den erwünschten Siegesbericht nicht abstatten; von seiner Wißbegierde zu tief in so gefährliche Studien hineingetrieben, ward er seit der Schlacht von Keresztes vermißt und starb in seinem Berufe als Historiograph.

Viertes Capitel.

Adolf von Schwarzenberg's Thaten und Ende. Der Herzog von Mercoeur in Ungarn. Roßwurm vor Stuhlweissenburg und Kanischa. — 1604.

Schwere Sorge umlagerte das Erzhaus nach dem Misgeschick des Feldzugs von 1596, in welchem nur Englands Königin folgerecht einen Gewinn der protestantischen Partei erkannte. Kaiserliche Schreiben voll Jammergeschrei und kläglicher Bitten, unwürdig des Reichsoberhaupts, gingen von Prag' aus, um die, grade damals so gefährdeten, lutherischen Stände zu neuer Beihülfe zu bewegen. Aber langsam und unzureichend war die Hülfe, welche die stumpfen, für die Gefahr der Christenheit gleichgültigen Deutschen zusammenbrachten; zur Schande des männerstolzen Vaterlandes mehrten sich daher die Fremdlinge, „die Welschen" im deutschen Kriegsrath und Lager. Selbst viele abenteuernde Franzosen, zu Soldaten gebildet in den greuelvollen Bürger- und Religionskriegen, die nach Heinrich's Uebertritt zur rechtgläubigen Kirche ihrem Ende sich neigten, zogen mit Wallonen und Niederländern als bedenkliche Kampfgenossen nach Ungarn. Gleich spät langte der Serdar Mohammed

Saturdschi in der sirmischen Ebene an, als Totis durch eine Petarde, — eine den Osmanen noch unbekannte Erfindung — erobert war, und Maximilian, wiederum Oberfeldherr, doch ohne den wackern Teuffenbach, den der Tod hinweggerissen, Papa erobert hatte. Den Roßwurm, Oberst eines Regiments, finden wir überall an den gefährlichsten Posten, ohne daß seine Persönlichkeit bestimmter heraustrat; vor Papa ward er beim Sturm am 17. August durch einen Schuß verwundet. Maximilian gab die Belagerung von Raab — seit Jahren ein Hauptziel kaiserlicher Anstrengung — auf, als der Serdar, nachdem er Totis weggenommen, Waitzen bedrohte, und zog sich, nach Waitzens Falle, furchtsam auf die Insel von Komorn zurück, nach dem Vorbilde Mansfeld's und auf den Rath Georg Botta's, des berühmtesten Strategen und Militairschriftstellers, den wir als Gegner Roßwurm's bald kennen lernen werden, sein Lager an den Ecken mit 4 Kastellen versehend. Drei Tage hindurch (Mitte November) bestürmte der Serdar die kaiserlichen Linien, blutig zurückgeschlagen, zumal durch die Tapferkeit der Ungarn, der Generale Seiffrid Colonits, Palffy, sowie Schwarzenbergs deutscher Reiter, und durch eine Meuterei der Janitscharen geängstigt, leitete der Serdar trügliche Friedensunterhandlungen ein und vertheilte darauf seine europäischen Truppen in die Winterquartiere, weshalb

auch Maximilian, froh in diesem Jahre, als die Welschen seinen Kriegsrath bildeten, wenigstens das Heer erhalten zu haben, nach Entlassung desselben auf Wien und Prag zurückging. — Als noch die deutschen Stände, unter vergeblicher Vermittlung des Erzherzogs Matthias, zu Regensburg tagten, gewann der Feldmarschall Schwarzenberg durch Kühnheit und Kriegslist einen Vortheil, welcher den Kleinmuth der kaiserlichen Hauptleute, den sie seit 2 Jahren aus Ungarn heimgebracht, mächtig beflügelte; wir meinen die in der Militairgeschichte jenes Jahrhunderts denkwürdige Eroberung der Hauptfeste Raab. Schon in dem gewöhnlichen Winter-Kriegsrathe zu Prag war der Anschlag gefaßt und vorbereitet worden, jenes Bollwerk der Christenheit durch Anwendung von Petarden wiederzugewinnen; doch hatte Schwarzenberg's Eifer bis auf die ersten trockenen Wege des Frühjahres warten müssen, um die berühmteste That seines Feldherrnlebens auszuführen. Durch Späher und Ueberläufer genau vom Zustande der Festung, der Fahrlässigkeit der Besatzung unterrichtet, welche aus Geringschätzung gegen die christlichen Waffen sich oft an ihren Herd nach Ofen, Fünfkirchen, Stuhlweissenburg zerstreute, brach Schwarzenberg mit dem auserlesensten Fußvolke, mit Wallonen, Franzosen, Deutschen und zweitausend Reitern von Komorn am 27. Mai 1596 auf, ging in der größten Stille über

die Donau und kam am 29. drei Stunden vor Tag, als, wie aus Begünstigung des Himmels, der helle Mond sich in Wolken hüllte, vor Raab an. Da bereits vorher die Rollen genau vertheilt waren, welche jede Truppe übernehmen sollte, die geringe Wache am Thore der Rückkehr der nach Mundvorrath ausgesandten Gefährten gewärtig war, Husaren für die vorausgesprengten Begleiter des ihnen auf dem Fuße nachfolgenden Transports sich ausgaben, gelang es einem waghalsigen Franzosen, deren vielen man bei der Unternehmung, gleichsam als enfans perdus, die gefährlichsten Posten übertragen hatte, unter der Bethörung der Thormannschaft, — die Zugbrücke war nicht aufgezogen, — durch die nahe angebrachte und angezündete Petarde das Thor zu zerschmettern. Ungeachtet aber das eindringende Fußvolk sogleich sich aller Hauptplätze der Stadt bemächtigte, konnten die aufgeschreckten Türken dennoch erst nach einem dreistündigen mörderischen Kampfe, und als Palfy auf Schwarzenberg's Geheiß die abgesessenen Reiter in die Stadt geführt, überwältigt werden. Der Pascha selbst fiel in verzweifelter Gegenwehr; nur fünf Entrinnende meldeten den Verlust nach Ofen. Wie die christlichen Fahnen auf den leichenbedeckten Bastionen flackerten, „krähte", so glaubt die Volkssage bis auf diese Stunde, „der eiserne Hahn auf dem Thurme" und erfüllte die spöttische Prophezeiung der Türken. —

Mit der glücklichen Zeitung eilte Herr Christoph von Buchhain nach Prag, fand aber den geheimnißvollen Kaiser zu seinem Erstaunen schon von allen Einzelheiten unterrichtet, wol weil ihm der Franzose Bobecourt, der die Petarde angehängt, zuvorgekommen. Rudolf, im Gerücht allerlei sinnreicher Künste, rühmte sich einer Telegraphie mittels des Magnets und zweier, besonders zugerichteter Spiegel, durch welche ihm Schwarzenberg das Gelingen noch in der Mondnacht berichtet hätte. — Deutschland und die gesammte katholische Welt jubelte über die kühne That, und Schwarzenberg's, des zum Ritter Geschlagenen, in den Grafenstand Erhobenen und reich Beschenkten, Name war in Aller Munde. Roßwurm befand sich weit von der ruhmvollen That, auf Werbung, wie gewöhnlich, an die Grenze von Deutschland beordert. — Wiederum erst im Herbste waren die beiderseitigen Heere auf dem Kriegsschauplatze beisammen; Erzherzog Maximilian befehligte in Siebenbürgen, wo man böser Sinnesänderung gewärtig sein mußte und der Serdar seit October Warasdin belagerte; Matthias machte sich gleichzeitig an die Umschließung von Ofen, um durch die wichtigste Eroberung das so glücklich begonnene Jahr zu schließen, zumal da die neuen Regimenter unter Roßwurm, Heinrich von Obernpeuck, einem mannhaften Wallonen, Graf Karl von Sulz und andern tüchtigen Obersten her-

übergekommen waren. Aber beide Unternehmungen, erfolglos, wurden, nach gleicher Dauer, an demselben Tage aufgegeben. Bereits hatte das kaiserliche Heer die Wasserstadt und den Gerhardsberg erobert und die Standhaftigkeit des Befehlshabers von Ofen erschüttert, Roßwurm seine Tüchtigkeit von Neuem bewährt, als unaufhörliche Stürme den Erzherzog nöthigten, die Belagerung aufzugeben, und er am 8. November den Rückmarsch auf Gran antrat. Der Serdar Saturdschi büßte den vereitelten Feldzug mit dem Kopfe, wogegen den Erzherzog sein kaiserliches Blut und die Milde christlicher Sitten schützte. Friedensunterhandlungen, welche der neue Großwessir Ibrahim anknüpfte, lähmten den ersten Schwung des Feldzugs des Jahres 1599, und wieder erst im späten Herbste standen beide Lager zwischen Gran und Ofen einander gegenüber. Unterdeß streifende Tataren weit und breit das Land verwüsteten, hielt sich Schwarzenberg, unbewegt durch die Bitten und Vorwürfe der ungarischen Magnaten, in seinem, nach Mansfeld's Beispiel, wohlverschanzten Lager, entschlossen, nichts ohne des Erzherzogs Befehl zu thun; und so kehrten, nach einem thatenlosen Feldzuge, die Einen nach Gran, die Andern nach Belgrad zurück. Aber denkwürdigere Begebenheiten, zur Freude und zum Leid, zu Ehre und zu Schimpf der Christenheit, brachte das Jubeljahr 1600, auf Geheiß Clemens VIII

4 *

feierlich begangen; altberühmte Helden erlagen theils natürlichem, theils durch unerhörten Verrath bereitetem Geschicke, und neue Namen erschollen, zu kurzem Glanze, auf dem Schauplatze eines seit acht Jahren geführten mörderischen Krieges. Nikolaus Palfy, der Schrecken der Osmanen, endete, aus dem Kriegsrath von Wien zurückgekehrt, sein sturmbewegtes Leben; aber einen bei weitem schmerzlicheren Verlust erlitt das Kaiserhaus durch den Tod Adolf's von Schwarzenberg, in Folge der Kriegsunkust und Schlaffheit der Deutschen, welche den Kaiser genöthigt hatten, „geworbenen Fremdlingen" die dem Feinde nahgelegenen Festen zu vertrauen. In Papa lagen zur Vertheidigung unter Michael Marothi, mit einem Häuflein Deutscher und Ungarn, 1200 Franzosen und Wallonen, welche, unzufrieden über den Rückstand des Jahressoldes, zu meutern begannen und zur Schande des französischen Namens den heillosen Entschluß faßten, gegen die Zahlung ihrer Foderung die christliche Burg dem Erbfeinde zu überliefern. Mit Freude ergriff der Großwessir Ibrahim die gebotene Gelegenheit, schickte Geld im Voraus, mit großen Verheißungen, worauf die Franzosen das Häuflein der ihrem Eide treuen Deutschen und Ungarn auf der Burg überwältigten, den Commandanten in Fesseln legten und, jeder Hoffnung auf den Rücktritt zur christlichen Sache entsagend, die kaiserliche Fahne den

Türken überlieferten, dagegen mit einer Festigkeit, würdig einer bessern Sache, sich anschickten, die verrathene Feste gegen das kaiserliche Heer zu behaupten (Juni 1600). Schwarzenberg, welcher auf die erste Kunde von dem beispiellosen Handel herbeigeeilt war, hatte vergeblich den Verzweifelten ihren vollen Sold geboten, und begann am 7. Juli die Umlagerung der Feste, welche die noch übrigen Franzosen mit allen Künsten langer Kriegserfahrung vertheidigten. Als sie am 16. Juli in der Morgenfrühe einen Ausfall auf die kaiserliche Batterie wagten, um sich, vom Hunger getrieben, zu den Türken durchzuschlagen, eilte Schwarzenberg ohne Helm und Küraß ins Getümmel zu den Seinen und ward, indem er sie mit feurigen Worten ermunterte, vor den gebrandmarkten Gegnern nicht zu weichen, mit einer Kugel durch den Kopf geschossen, daß er leblos vom Pferde sank. Sogleich übernahm Nadasdy den Oberbefehl und trieb die Empörer in die Stadt zurück; ihn löste, auf Geheiß des Erzherzogs Matthias, Melchior von Röder, Maximilian's Diener in Leid und Freude, in Ruhm und Schimpf seit dem Tage von Pitschen, der eben durch die Vertheidigung von Warasdin hohe Ehren gewonnen, ab; doch schon wenige Tage nach der kunstgerechten Belagerung der Franzosen, welche, entmenscht, sich anschickten, die christlichen Gefangenen, zumal den Obersten Marothi, zu fressen, ergriff

den Schlesier eine gefährliche Krankheit, daß er das Feldlager verließ und bald darauf zu Deutsch-Brod starb. Nadasdy, jetzt dem ältesten Befehlshaber, war der traurige Ruhm beschieden, Papa den Händen der Abtrünnigen zu entreißen, um sie so grauenvoll zu bestrafen, als ihr Verbrechen beispiellos erschien. Um dem Hungertode zu entrinnen, brachen die Renegaten am 10. August am frühen Morgen aus, wurden aber von Nadasdy's Husaren und Thurn's Reitern in einzelnen Truppen ereilt, theils niedergehauen, theils gefangen, sodaß nur 600 erschöpft nach Stuhlweissenburg entflohen. Zwanzig Jahre hindurch diente der Rest den Türken mit der waghalsigsten Tapferkeit, zugleich mit einer Art von kannibalischer Wuth gegen die Christen, um die Grausamkeit zu rächen, mit welcher, — das menschliche Gefühl erbebt davor, — ihre gefangenen Genossen von Deutschen und Ungarn einem bis zur Pein des letzten Hauches verspäteten Tode hingegeben wurden.

So hatte jener mörderische Krieg in wenigen Monaten dem Kaiser seine bewährtesten Feldherren geraubt: Palfy, Schwarzenberg, Röder, nachdem Mansfeld und Teuffenbach einige Jahre früher ihm erlegen. Wohl Keiner im Heere beklagte aufrichtiger den Feldmarschall Schwarzenberg, dessen Leiche man in Wien prunkhaft bestattete, und welcher seinem einzigen Sohne Adam, erzeugt in der Ehe mit Margarethe Wolfin

von Metternich in Gracht, geboren den 26. August 1587, die reichsgräfliche Würde, nebst einem vermehrten redenden Wappen „einem Raben, welcher einem Türkenkopfe die Augen aushackt", hinterließ, als Roßwurm, der in ihm den ältesten Freund und den deutschen Kriegslehrer verlor. Schwerer wurde die Lage des als Protestant gebornen Kriegsmannes, da immer zahlreicher die Welschen kaiserlichen Dienst nahmen, und sie, den Deutschen an Ansehn überlegen, eine nationale Abneigung nicht verbargen. Schon 1598 war Georg Basta nach Ungarn gekommen, von Geschlecht ein Epirote, aber bei Tarent geboren, welcher sich unter Parma im niederländischen Kriege, dann in den Kämpfen der Liga ausgezeichnet und als militairischer Schriftsteller durch seinen „Maestro di campo generale" und sein „Governo della cavalleria leggiera" einen berühmten Namen erworben hatte. Bereits in Siebenbürgen als Unterfeldherr Maximilian's von dem abtrünnigen Woiwoden Michael gefürchtet, that er sich bald noch mehr hervor, und ebenso versteckt und rachsüchtig als tapfer und erfahren, strebte er zu den höchsten Ehrenstellen, gleichviel durch welche Mittel, auf.

Weil der Italiener, bei der gefährlichen Lage Oberungarns, dem Aufstande in der Moldau und Walachei, der zweideutigen Gesinnung Siegmund Bathori's, Fürsten von Siebenbürgen, nicht abgerufen werden

konnte, um den Oberbefehl in Niederungarn zu übernehmen, war Kaiser Rudolf, rathlos in Prag sitzend und der Fähigkeit der deutschen Generale mistrauend, genöthigt, wiederum im Auslande einen Feldherrn zu werben, und sandte deshalb einladende Botschaft an Philipp Emanuel, Herzog von Mercoeur, von der jüngeren Linie des lothringischen Hauses. Aus Anhänglichkeit an die katholische Kirche und aus Rachgefühl um den gemordeten Vetter von Guise hatte Mercoeur, das letzte Haupt der Ligue, am standhaftesten den Navarrer bekämpft und in der Behauptung der Bretagne alle Versöhnungsanträge des Königs abgewiesen, bis er, als seine Partei von Tag zu Tag schwächer wurde, im März 1598 sich unterwarf und mit Niederlegung seines Gouvernements in der Bretagne nach Lothringen ging. Ausdauer und bewährtes Feldherrntalent empfahlen ihn dem Kaiser, welcher um so eher hoffen durfte, ihn für seinen Dienst zu gewinnen, als Heinrich IV den letzten Anführer der Ligue außerhalb seines Landes beschäftigt wünschte und den muthigen Mann selbst nach kriegerischer Thätigkeit verlangte. Weil wir den Roßwurm wieder einige Zeit lang auf dem Kampfplatz in Ungarn vermissen, er bald in einer höchst betrauten Stellung um Mercoeur hervortritt, ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Rudolf des mit den katholischen Heerführern Frankreichs persönlich bekannten Mannes bediente,

um den Uebertritt des Lothringers zu vermitteln. — Freudig nahm der Herzog das ihm gebotene Ehrenamt an und rüstete sich, mit einem Gefolge alter Kriegsgenossen und neugeworbenen Regimentern nach Ungarn zu ziehen. Wie sich christlicher Seits die Heerfahrt verzögerte, so gelangte auch Ibrahim erst spät an die Donau, beschloß, Kanischa, die Vormauer der Krainer, Kärnther und Steyermärker Lande, dem Halbmonde zu gewinnen, und stand mit den französischen Renegaten am Ende August 1601 vor jener im Sumpfe belegenen und von Oberst Georg Paradeiser mühselig und angstvoll vertheidigten Feste. Bereits hatte Ibrahim mit großem Aufwande von Kriegsmitteln die Belagerung begonnen, als am 10. October der Herzog von Mercoeur mit einem mäßigen Heere von 25,000 Mann zum Entsatz an der Muhr erschien. Erzherzog Matthias hatte ihn im Mai als seinen Generallieutenant bekannt gemacht und die neuen Obersten, welche ihn begleiteten, unter denen wir zuerst den Johann von Tilly an der Spitze von 300 in Lothringen und den Niederlanden geworbenen schweren Reitern finden, begrüßt; viel edle deutsche Herren, unter denen wir aber den Roßwurm vermissen, zogen mit ihrem neuen Volke allmälig heran. Muthvoll und gottvertrauend wies der Lothringer die Abmahnungen des Wessirs, mit einem so geringen Heere den Entsatz der Feste zu wagen, ab, vereinigte

sich mit dem Aufgebot von Niederungarn unter Nadasdy und mit dem Ban von Illyrien, und hielt siegreich in mehren Gefechten, in denen sich besonders Tilly, Kolonits und Herberstein ruhmvoll auszeichneten, gegen die überlegene Macht der Türken aus. Aber empfindlicher Mangel an Lebensmitteln zwang ihn schon am 14. October auf den Rückzug zu denken, den er, verfolgt vom ganzen Heere der Feinde, ungesäumt antrat, wie durch ein Wunder, unter Sturm und Donnerwetter, fortsetzte und ohne Verlust an Geschütz, für dessen Fortschaffung der Feldzeugmeister, Graf von Sulz, unermüdlich sorgte, Raab erreichte. Noch acht Tage nach seinem Abzuge wehrte sich Paradeiser mannhaft; dann nöthigte ihn am 22. October die Besatzung, die Feste gegen freien Abzug mit Haab und Gut zu übergeben, was auch so pünktlich türkischer Seits beobachtet wurde, daß sie selbst Hühnersteige und anderes Geräth auf Kameelen nachführten. Der unglückliche Befehlshaber mußte den Verlust Kanischas, welches die Erblande des Hauses Oestreich jetzt so nahe bedrohte, büßen; er verlor mit langbehaupteter Ehre durch ein Kriegsgericht das Leben zu Wien, wohin Mercoeur, als die geworbenen Regimenter aufgelöst oder in Winterbesatzungen vertheilt waren, rathlos und niedergeschlagen zurückkehrte, während Georg Basta durch glückliche Thaten in

Oberungarn und die willkürliche Ermordung des Woiwoden Michael an Feldherrnansehn stieg.

Da nach dem Falle Kanischas die Erbländer des Erzherzogs Ferdinand, der bereits durch fanatische Verfolgung seiner protestantischen Unterthanen sich als Hauptstütze der katholischen Welt angekündigt hatte, zunächst der Türkengefahr offen lagen, rüsteten zumal die italienischen Fürsten und der Papst, dem gleichfalls der Krieg näher rückte, sich zur Beihülfe, welche, zuerst 10,000 Mann zu Fuß, unter bekannten Feldherren, Aldobrandini, Clemens VIII Schwestersohn, dem Herzog von Mantua, dem Giovanni de' Medici, zeitig von Ancona nach Dalmatien übersetzten, da man die Wiedereroberung Kanischas und den Gewinn von Stuhlweissenburg als Hauptunternehmungen für das Jahr 1601 beschlossen hatte, wie die Hoffnung auf Frieden oder Waffenstillstand, welche Ibrahim, mit Erhebung der Großmuth der Osmanen, „denen schon im vorigen Jahre der Weg auf Wien und Prag freigestanden", sich als trüglich erwiesen.

Aber aller dringenden Gründe zur Eile ungeachtet und obgleich der Tod Ibrahim's des Renegaten und die Wahl seines Nachfolgers Hasan des „Debstlers" den Aufbruch des türkischen Heeres verzögerten, zogen die Christen erst im Herbst zu Felde, in ein dreifaches Heer getheilt, von denen das eine unter Erzherzog Ferdinand mit den Italienern, dem Ban von

Illyrien und einigen ungarischen Gespanschaften gegen Kanischa, das zweite unter dem Herzoge von Mercoeur gegen Stuhlweissenburg, das dritte unter Georg Basta gegen Siebenbürgen bestimmt war. Ferdinand, jetzt drei und zwanzig Jahre alt, entschlossen, sich die ersten Sporen durch mannhafte Thaten zu verdienen, legte vor seinem Auszuge aus Gräz sein Testament nieder, in welchem er, falls er den Heldentod fände, seinem Bruder Maximilian die Fortsetzung der Reformation in den bereits verödeten Landen empfahl und seiner Väter, der Jesuiten, besonders reichlich gedachte, vereinigte sodann sein stattlich geputztes Heer, gegen acht und zwanzigtausend Mann stark, am Zusammenfluß der Muhr und Drau, mit Geringschäzzung seiner deutschen, der türkischen Kriegsart kundigen, Generale, zumal des Freiherrn von Herberstein, alle hohen Stellen ausschließlich den Welschen vertrauend, die zur Bedingung gemacht, daß kein Protestant in dem „heiligen Kriege" irgend einen Dienst erhielte. Diese Parteilichkeit des Erzherzogs, welche die Inländer beleidigen mußte, weissagte keinen guten Erfolg; schon im Anzuge war der wackere Herberstein durch den Neid der Italiener verhindert worden, ein Geleite von Lebensmitteln, welche für Kanischa bestimmt waren, wegzunehmen. So kam man unter uneinigen Rathschlägen und verdrossenen Ausführung am 10. September vor die in tiefen Sümpfen ge-

legene Feste. Drinnen befehligte Hassan der „Opium-esser“, ein so standhafter als verschlagener Türke, welcher durch tausend, zum Theil lustige Kunstgriffe, die er durch seine Helfer, den „schwarzen Omer“ und Aehnliche ausführte, die übelberathenen Christen äffte und irrte und durch fanatische Verheißungen das Vertrauen der Moslemin aufrecht-erhielt. So schritt die Belagerung in vielen Wochen wegen der unzugänglichen Sümpfe fast keinen Fuß breit vor; versuchte Stürme, in denen Herberstein wie ein gemeiner Soldat mitfocht, waren vergeblich und Krankheiten verminderten bei dem Ungestüme der herbstlichen Witterung von Tag zu Tag zumal die Zahl der weichlichen Italiener. Als Ferdinand gegen das Ende des Octobers keinen Segen seiner geweihten Waffen verspürte, die Türken aller Anschläge spotteten, die hochmüthigen Italiener bereits die Stimme der deutschen Obersten im Kriegsrath gestatteten, sah der fromme Erzherzog sich genöthigt, durch Botschafter bei seinem Oheime um Hülfe anzuhalten, und ein geborner Protestant oder zweideutiger Katholik war es, dessen Tüchtigkeit Verlust und Schimpf des Abzuges einigermaßen minderte.

Mit ungleich größerer Ehre und mit Erfolg hatte unterdessen das zweite Heer gekämpft. Um die Türken von der Unternehmung gegen Stuhlweissenburg, die uralte Krön- und Grabstätte der ungarischen

Könige abzulenken, hatte der Herzog von Mercoeur, zwischen Komorn und Gran gelagert, den Roßwurm, welcher plötzlich, gewiß zum Neide der ausländischen Obersten, zum Feldmarschall aufgestiegen war, mit einer Heeresabtheilung auf Gran geschickt und dem Feinde für Ofen Besorgniß erregt; dann war am 10. September die ganze Macht um Stuhlweißenburg vereinigt worden, während der Großwessir, ungewiß, welcher Feste er zu Hülfe ziehen sollte, von Semlin her sich näherte. Weil der Stadt ohne Bezwingung der befestigten, hinter Sümpfen belegenen Vorstädte nicht beizukommen, Mercoeur dagegen durch Ungarn erfahren, daß ein Zugang durch seichtere Stellen des Morastes auf die Vorstadt von Szigeth möglich sei, trug er seinem Feldmarschall das gefährliche Unternehmen auf. Roßwurm, durch zuverlässige Kundschafter von der Ausführbarkeit des Planes unterrichtet, wählte am Abend des 16. Septembers tausend der abgehärtetsten Soldaten aus den Deutschen und Wallonen und machte sich muthig an das Wagestück, alle, auch der Feldmarschall mit Reisigbündeln versehen. Nach unsäglicher, neunstündiger Arbeit, während welcher Roßwurm durch sein Beispiel die Untergebenen zur Ausdauer auffoderte und selbst bis zur Brust im Wasser wadete, erreichte er die mit geringer Besatzung versehene Vorstadt; obgleich noch ein Theil der Mannschaft, bei der Enge der Furth, zu-

rückgeblieben, schritt er, um nicht durch das Tageslicht in seiner wagehalsigen Vereinzelung entdeckt zu werden, zum Angriff und jagte, unter Anrufung des Namens Christi und erhobenem Geschrei die erschrockenen Türken in die Thore der eigentlichen Stadt. Indem auf das verabredete Zeichen der Herzog von Mercoeur die andern Vorstädte, die Raizenstadt und Gemösstadt, ungesäumt angriff und die Vertheidiger in gleicher Verwirrung mit Hinterlassung ihrer Kanonen flüchteten, konnte er am 17. November die Batterien gegen die innere Stadt richten; nach dreitägiger Beschießung ward der Sturm auf die zertrümmerten Mauern gewagt und Stuhlweissenburg, acht und funfzig Jahre nach Suleiman's Eroberung, unter wildem Gemetzel, da die verzweifelten Türken sich in die festen Gebäude warfen, mit vielen Reichthümern in die Gewalt der Christen zurückgebracht. Der alte Königspalast, sowie die Kirche Unserer Lieben Frauen, die Grabkirche der ungarischen Könige, sprengten die Türken selbst in die Luft, der reichsten Beute jedoch bemächtigten sich, den Deutschen zuvorkommend, die Wallonen, welche selbst die Königsgräber nicht verschonten, die Leichen der arpadischen Herrscher aus ihren Särgen zerrten. Kaum hatte der Herzog von Mercoeur die Feste wieder in Stand gesetzt, mit Besatzung versehen, als der Großwessir, vergeblich zum Entsatz herbeigeeilt, mit einem dreißig-

tausend Mann starken Heere erschien, am 20. October unfern Stuhlweissenburg den Christen gegenüber sich lagerte, sie zur offenen Feldschlacht herausfodernd. Da galt es denn unter den Augen des Erzherzogs Matthias, der von Wien, um den ruhmvollen Erfolg zu theilen, herbeigekommen, das Errungene tapfer zu vertheidigen. In den ersten Tagen des Angriffs der Türken auf das Lager war es wieder Roßwurm, welcher mit dem Grafen Heinrich Matthias von Thurn die trotzig heranstürmenden Osmanen aufhielt und, mit der Beschützung der Schanzen betraut, für Wachsamkeit und Tapferkeit gleichen Ruhm erlangte. Der härteste Stand war am 15. October, als das christliche Lager, näher auf Stuhlweissenburg, in einem Paß zwischen zwei hohen Bergen, durch das überlegene Heer der Feinde zugleich an der Zufuhr verhindert und mit fanatischer Wuth angegriffen wurde. Roßwurm und der Graf von Sulz drangen in den Herzog, eine Feldschlacht zu wagen, der jedoch erst, als der Erzherzog seine Zustimmung gegeben und geharnischt erschien, dem stürmischen Eifer folgte. An der Spitze des gesammten deutschen Fußvolkes zog Roßwurm den fünfmal stärkeren Osmanen entgegen, während der Herzog mit der Reiterei nachrückte. Schon flohen einzelne Scharen der Ungarn, als der Kapuziner Lorenz von Brindisi, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, und der Herzog durch Wort und Bei-

spiel die Weichenden wieder ins Getümmel trieb und nach dem blutigsten, auf allen Punkten entwickelten Gefechte, nachdem der Statthalter von Ofen und Mohammed Kiaja gefallen, die Türken in aufgelöste Flucht schlug. Die Besiegten selbst gestanden, daß die Deutschen in keiner früheren Schlacht tapferer gestritten hätten; der Wessir, als er einige Tage darauf aufbrach, ließ durch kecke Reiter den deutschen Vorposten zurufen: „diesmal zögen sie ab, würden aber mit dem ersten Frühlinge zurückkehren, um entweder Stuhlweissenburg wiederzugewinnen oder den Kampf um Ofen mit den Deutschen zu wagen.“ — Mit Siegerfreude kehrte sodann der Erzherzog nach Wien heim, feierte zu St. Stephan ein freudiges Tedeum und schmauste stattlich mit dem Lothringer auf dem Gastmahle der Bürgerschaft, die vor einigen Jahren, aus Furcht vor einer türkischen Belagerung, ihre Vorstädte abgetragen hatte; für den Roßwurm aber gab es noch böse Tage, die ihn das Behagen nach einem so ehrenvollen Feldzuge nicht unverkümmert genießen ließen. Denn auf das Hülfsgeschrei des Erzherzogs Ferdinand, der in verzweifelter Lage um Kanischa aushielt, ward sogleich nach dem Abzug des Großwessirs der Feldmarschall mit dem schon ermatteten Volke, sechstausend Mann zu Fuß und zweitausend Reitern, abgeschickt, um das Heer der prahlerischen Italiener zu retten. Sein Generallieutenant

war ein Deutscher, Graf Philipp von Solms, der ein Archebusierreiterregiment befehligte; auch der wackere Johann Ernst, Fürst von Anhalt, und Heinrich Matthias von Thurn hatten dem Zuge sich angeschlossen. Auf bösen winterlichen Wegen — am Plattensee und zu Weszprim mußte man das Gepäck zurücklassen — langte der Unermüdete am 12. November glücklich vor Kanischa an, dessen Vertheidiger Hassan durch die aufgesteckten Köpfe der bei Stuhlweissenburg gefallenen Paschas keineswegs sich schrecken ließ. Erfreut empfingen die Heerführer den bewährten Helfer, welcher sein Lager unter freiem Himmel abgesondert aufschlug, aber bei der ersten Besichtigung der Umschanzungslinie erkannte, wie Weniges und wie Ungeschicktes in so vielen Wochen von den Italienern zur Bezwingung der Feste geleistet sei. Nichts desto weniger zeigte Roßwurm den Muth, die Belagerung nachdrücklich fortzusetzen. In dem ersten gehaltenen Kriegsrathe mußten die Fremden, unter den Vorwürfen des unerfahrenen Erzherzogs, voll Beschämung ihre geringen und erfolglosen Anstrengungen gestehen; Roßwurm, um seine Meinung befragt, erklärte sich in einer wohlgesetzten Rede, welche der Livius der Ungarn, Nicolaus Isthuantius, bei seiner Wahrhaftigkeit nur einem gebildeten und für beredtsam anerkannten Manne in den Mund legen konnte, bereit, das Aeußerste zu wagen; tadelte freimüthig die

saumseligen Anstalten der Welschen, denen jetzt der Grimm des Winters über den Hals gekommen sei, und gelobte, wenn man mit Verwerfung alles bisher Angefangenen nach seiner vorgeschlagenen Weise die Belagerung fortsetzen wolle, sein und der Seinen Leib und Leben daran zu setzen, um der von ihm gehegten Erwartung zu entsprechen. Aber die Italiener hatten keine Lust, länger die Beschwerde einer Winterbelagerung, die keinen Erfolg verhieß, zu tragen; wie am 15. November die uneinige Feldherrnversammlung, in welcher der Erzherzog sein Feldherrnansehn schmählig aufgab, auseinander ging, brach ein so furchtbares Unwetter mit Kälte, Sturm, Schnee und Regen ein, daß mehr als tausend Reiter und vom Troß des Feldmarschalls, welcher auf der Eile des Zugs Zelte und sonstige Lagerbequemlichkeiten zurückgelassen, elendiglich umkamen. Zeuge des grauenvollen Elendes so vieler Tausende, beschloß man darauf einstimmig den Abzug; weil aber die schelmischen Italiener Zugseile, Ketten und Stricke verschleppt hatten, konnte das Geschütz nicht fortgebracht werden, obgleich Herberstein und Roßwurm ihre eigenen Pferde herzugeben bereit waren. So blieben denn, zur Schande des Christennamens, mit den Gezelten und allem kostbaren Lagergeräth, der Kutschen, dem Silbergeschirr, ja selbst dem Throne des hoffärtigen Erzherzogs, von rothem Sammet, auch

siebenundvierzig metallene, mit prunkendem Wappen verzierte Kanonen in den Laufgräben zurück; während der Omer Aga ausfiel, saß Hassan über dem Thron von Szigeth, Beutel mit Gold und Silber in den Händen, um die eingebrachten Köpfe zu bezahlen. Lächerlich verlangten und erhielten die Italiener, als eine vermeintliche Ehre, die minder gefährliche Vorhut, welche sie rascher vom Schauplatze des Verderbens entfernte; mit vollem Recht dagegen betrachtete Roßwurm es als ruhmvolle Auszeichnung, daß ihm die Nachhut übertragen wurde. Nicht Unähnliches den Schrecknissen des Kaiserheeres im Jahre 1812 bot sich den Blicken dar; Tausende von Kranken, Ermatteten, Erfrierenden wurden an den Straßen dem unbarmherzigen Feinde überlassen, welcher die Gräben um Kanischa mit Christenköpfen füllte; Brücken und die Eisdecken der Sümpfe brachen, jedes Gefühl der Menschlichkeit war in der Brust der Ueberlebenden erstarrt, zumal der Deutschen. So schleppte sich der ordnungslose, stündlich verminderte Haufe unter wachsenden Schneewegen bis Petau und Grätz, worauf der Rest der Italiener über Krain und Fiume die Heimat suchte, Roßwurm und Nadasdy, nachdem sie ihre Leute in die Winterquartiere verlegt, sich nach Wien begaben. Schweigend saß in seiner Burg der Erzherzog zur Tafel und beruhigte sich in seinem gegen alle Anfechtung des Gewissens gepanzerten Innern über das

von Gott verhängtes Mißgeschick, während seine durch die Reformation zur Verzweiflung gebrachten Unterthanen in ihm die Hand Gottes mahnend erkannten.

Aber der Feldzug im Jahre 1601 hatte noch nicht genug Opfer gekostet; auch der siegreiche Feldherr durfte nicht ungestraft scheiden. Der Herzog von Mercoeur, dessen Feldherrntüchtigkeit und Glück das Erzhaus über den Verlust Mansfeld's und Schwarzenberg's getröstet, hatte vom Kaiser, der ihn auf das Ehrenvollste zu Prag empfing, und von Mathias Urlaub erhalten, um nach Lothringen zu gehen und mit neugeworbenen Regimentern im Frühjahre zu neuem Siege zurückzukehren. Auf dem Heimwege ergriff ihn zu Nürnberg ein heftiges Fieber, welchem er am 19. Februar 1602, dreiundvierzig Jahre alt, erlag. Ihn preiset mit de Thou wegen seines hohen Sinnes, seiner männlichen Klugheit, Ausdauer und Geistesgegenwart in der Gefahr, bei scheinbarer Unentschlossenheit. Leichtsinnige Franzosen beschuldigten dagegen die Deutschen, daß sie den Feldherrn aus Neid vergiftet hätten; eine Anklage, die, so unerwiesen sie ist, immer unsern Unmuth erregt, hätte nicht der Forscher Johann Georg Keyßler's unter den Raritäten auf der nürnberger Stadtbibliothek den Blasenstein aufgespürt, welcher dem Leichname des Herzogs ausgeschnitten wurde. Kein Wunder, daß, wie einen Monolithen der Art nach einem Tür-

denkriege mit sich führte und sich durch die Schmäuse und Ehrentränke, die Fastnacht zu Wien und Prag durchgeschlagen, eines schnellen Todes starb.

Fünftes Capitel.

Roßwurm, Feldmarschall des Kaisers, erobert Pesth. Belagert zweimal Ofen. Der Marquis von Bassompierre im Heere 1603.

Wiederum war der Hof zu Prag in unruhiger Verlegenheit, wem er die Führung des ungarischen Heeres anvertrauen sollte, zumal da der Großwessir Hasan, zufolge seiner Drohung beim Abzuge, zeitig auf dem Kampfplatze erwartet wurde. Erzherzog Matthias, Oberfeldherr Ungarns durch seinen Rang, bedurfte, bei etwas zweifelhaftem Geschick, um so mehr eines zuverlässigen Stellvertreters, da die wirren Angelegenheiten des Reichs und des Erzhauses seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Dagegen hatte der Roßwurm in einer Reihe von Feldzügen so glückliche Proben seines Eifers, seiner Wachsamkeit, Unternehmungslust und Tapferkeit, zumal seines unter Mansfeld ausgebildeten Feldherrntalentes gegeben, daß Rudolf die

protestantische Herkunft übersah und ihm, gewiß zum lauten Neide fremder und älterer Obersten, dem Titel nach die zweite Stelle nach dem Erzherzog anvertraute, die jedoch wesentlich ihn zum Oberfeldherrn des über dreißigtausend Mann aus den Erblanden gestellten und zum Kriege in Nieder-Ungarn bestimmten Heeres erhob. Wie Hasan verheißen hatte, rückte er schon im August 1602 von Ofen aus gegen Stuhlweissenburg, und kaum war dem Feldmarschall Zeit gelassen, in Person eine stärkere Besatzung nebst allen Kriegsbedürfnissen in die bedrohte Feste zu werfen. Johann Markus Isolani, zur mannhaften Vertheidigung des Ortes entschlossen, fand nicht gleiche Gesinnung bei seinen Untergebenen. Als daher die Türken, der Oertlichkeit wohl kundig, durch dasselbe Wagestück, wie Roßwurm im vorigen Jahre, sich der Wasserstadt bemächtigt hatten, leiteten, ohne Wissen des Befehlshabers, die Soldaten die Uebergabe ein, empfingen jedoch den verdienten Lohn ihres Verraths und ihrer Feigheit; denn als im Laufe der Unterhandlungen die Wachsamkeit erschlaffte, erstürmten die Janitscharen mit den französischen Renegaten von Papa die Mauern, metzelten Alles, was sie trafen, nieder, führten den Rest als Gefangene vor den Großwessir, welcher auch den Isolani, da die Unterhandlungen gegen seinen Willen angeknüpft waren, nebst seinen Offizieren als Kriegsgefangne nach Bel-

grad schickte. So war ruhmlos die Frucht der Anstrengung Mercoeur's am 29. August, am Tage von Mohats, verloren und das Selbstgefühl des Osmanen befriedigt; aber wie die Dinge im Weltlauf immer anders ausfallen, als man erwartet, sollte auch ein Theil Dessen, was das deutsche Heer sich als Ziel eines ehrenvollen Feldzuges gesteckt, in Erfüllung gehen. Wie nämlich der Großwessir, froh des Erfolges, bei Ofen über die Donau gegangen, nach Siebenbürgen auf dem Wege war, um dem Rebellen Moses Szekely gegen Georg Basta zu Hülfe zu eilen, brach Roßwurm mit dem Heere von Gran auf gegen Ofen, nahm unterwegs das verlassene Waitzen, schlug von der Insel St. Andreas Brücken nach der Seite von Pesth und begann die Belagerung der Stadt, welche durch eine Brücke mit Ofen verbunden ist, am 29. September. Die Wichtigkeit der Brücke zwischen den beiden feindlichen Orten ermessend, traf Roßwurm sogleich Anstalten, sich ihrer zu bemächtigen oder sie zu zerstören. Schon um Raab und Gran war eine Donauflotte, bestehend aus bewaffneten Galeeren und sogenannten Tscheuken, zusammengebracht, und zugleich durch die Kunst Gilbert's von Santillier, eines Lothringers, ein Brander gerüstet; am 2. October bestieg Roßwurm muthig die Tscheuken und griff die durch herbeieilende Türken vertheidigte Brücke vom Wasser her an, während sein wackerer

Gefährte, der Graf von Sulz, sich den Zugang zu derselben vom Ufer her erfocht. Die Feinde, bestürzt durch den doppelten Angriff, theilten ihre Kräfte, wurden aber entweder in den Strom gesprengt oder auf der Brücke selbst erschossen, worauf der von Wind und Strömung begünstigte Brander des Lothringers die Verbindung zwischen beiden Städten glücklich sprengte und zunächst die Bezwingung Pesths erleichterte, da zugleich die Wasser- oder Judenstadt, welche an der Brücke auf der ofener Seite liegt, in die Gewalt der stürmenden Christen gekommen war. Am 6. October lockte Roßwurm, mit der Flotte Pesth von der Wasserseite nachdrücklich angreifend, die türkische Besatzung von der Landseite ab; diesen Moment benutzte der Graf von Sulz mit dem deutschen Fußvolke, erstieg die nicht stark vertheidigte Mauer, und indem er wildes Gemetzel über die Stadt verbreitete, konnte Roßwurm, da die Türken vom Ufer zur Rettung der Ihrigen herbeieilten, mit seiner Mannschaft landen und unter erbarmungslosem Morden die Eroberung der Stadt, welche Suleiman 1541 gewonnen, vollenden. Ein Haufe Türken, welcher, mit Weibern und Kindern auf einen Thurm geflüchtet, sich gegen freien Abzug ergeben, ward mit kluger Schonung durch den Feldmarschall nach Ofen entlassen, um die Gemüther zur willigen Capitulation zu stimmen; von der herrlichen, während eines halb-

hundertjährigen Besitzes von den Osmanen dort aufgehäuften Beute überbrachte das Heer dem Feldmarschall zwölf schöne Fahnen in sein Zelt zum Ehrengeschenk.

Nach einem so glänzenden Erfolge wuchs die Zuversicht des christlichen Feldherrn, durch die Bezwingung Ofens, der Hauptstadt des türkischen Ungarns, die höchste Ehre in der christlichen Welt zu erlangen und das kaiserliche Haus, welches unablässig auf diese Unternehmung hingetrieben, als sei aller sonstige Vortheil unbedeutend, sich zum höchsten Danke zu verpflichten. Aber die Bezwingung Ofens, welches noch dreiundachtzig Jahre den christlichen Waffen unter den größten Heerführern widerstand und erst 1686, als die fanatische Energie der Osmanen in den Schlaf zu sinken begann, als vernachlässigter Steinhaufe in kaiserliche Hände gerieth, war damals eine Aufgabe, welche das größte Aufgebot der Kräfte erfoderte und sich am wenigsten in vorgerückter Herbstzeit in einem Handstreiche lösen ließ.

Ofen, nur sechsunddreißig Meilen von Wien entfernt, dessen jetzige Gestalt nach den Verwüstungen und veränderter Herstellung zweier Jahrhunderte die Beschaffenheit im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert kaum erkennen läßt, liegt, prachtvoll aus weiter Ferne zu sehen, auf dem rechten Ufer des Stromes und bestand damals, da Alt-Ofen mit den

Spuren römischer Bauwerke bereits ein Trümmerhaufe war, aus mehren Städten, die, einzeln nach alter Art befestigt, zusammen ein starkes System von Fortificationen, freilich nicht nach dem Maßstabe niederländischer Festungen, bildeten. Die Oberstadt oder die eigentliche Stadt breitete sich über einen Hügel mit ziemlich abschüssigen Wänden aus; über ihr zur Linken nach Norden lag abgesondert, auf einem höheren Felsen, die Burg. Den Raum zwischen beiden bis zum Flusse füllte die Juden- oder Wasserstadt aus, deren Verlängerung die kleine Vorstadt bildete, an deren Thoren die vielbesuchten heißen Bäder sich befanden. Die hintere Stadt erstreckte sich längs der östlichen Seite der Oberstadt; mäßige Hügel, welche über ihr sich in einiger Entfernung erhoben, begünstigten die späteren Belagerungen, zumal die letzte von 1686; der befestigte St. Gerhardsberg, im Norden über der unangreifbaren Burg, lehnte sich an ein höheres Gebirge. So hatte Ofen, geschmückt mit schönen Kirchen, die zum Theil in Moscheen verwandelt waren, einen bedeutenden Umfang; mehre Inseln, zumal die nahe Insel Csepel, trennten das Donaubett und machten, wie im Jahre 1602, einen Angriff auch auf die Wasserseite möglich. Keck der Hoffnung sich hingebend, daß seine aufgeführten Geschützbetten und seine Minen die Stadt in Kurzem zur Uebergabe zwingen würden, lud Roßwurm den Erz-

herzog Matthias ein, Zeuge des Erfolges der christlichen Waffen zu sein; aber auf die Kunde vom Falle Pesths und der Belagerung Ofens war auch Hasan mit dreißigtausend Mann herbeigeeilt und lagerte den 13. October sich bei Pesth auf den Feldern von Rakosch, der alten Stätte ungarischer Reichstage. Kühnen Muthes zog der Feldmarschall mit der Reiterei den Türken über die Brücke entgegen, mußte aber nach Verlust den Weg über den Strom zurücksuchen. So belagerten denn mit gleicher Heftigkeit die Türken Pesth, die Christen Ofen, unter blutigen Ausfällen und ritterlicher Vertheidigung beider Festen, in der am 22. October Tilly bei einem vergeblichen Sturme eine Wunde in den Arm empfing. Nach zwanzigtägiger Beschießung Pesths ließ sich der Großwessir, dessen Heer, bei über alle Maßen großem Mangel an Lebensmitteln, von Ofen aus über den Fluß versorgt werden mußte, durch die Vorstellungen des Beglerbeg von Ofen, „sein längerer Aufenthalt würde die Festung aushungern“, zum Abzuge nach Belgrad (den 2. November) bewegen, nachdem es ihm vorher gelungen war, zweitausend Janitscharen mit dem nöthigen Kriegsgeräth in die Festung zu werfen. Da begann denn christlicher Seits die Belagerung mit erneuter Heftigkeit; aber auch die Türken, angefeuert durch Habil, den achtzigjähren Richter von Ofen, wiederholten ihre mörderischen Ausfälle, eroberten eine nach-

lässig bewachte Schanze des schwarzenbergischen Regiments, vernagelten die Stücke, erschlugen tausend Deutsche, unter ihnen den Sohn des Fürsten Karl von Mansfeld. Dieser empfindliche Verlust wird dem Feldmarschall Roßwurm Schuld gegeben, welcher zur Zeit der Bedrängniß mit vielen Fremden, zumal französischen vornehmen Herren, in leichtsinniger Geringschätzung der Gefahr in seinem Zelte bei Karten und Würfeln saß und, statt in Person zur Stelle zu eilen, seine Lieutenants und Obersten schickte, was den Feinden Zeit zur Ausführung ihres Anschlages gönnte. Dagegen wurden die Türken von Weissenburg, Kanischa und Szigeth, welche den Ofenern Hülfe zu bringen sich aufgemacht, auf dem Wege ereilt und geschlagen. Bald jedoch nöthigten wiederum die winterlichen Regengüsse, Sturm, Schnee und unerträgliche Kälte den Erzherzog Matthias, welcher das Commando in Person übernommen, an die Aufhebung der Belagerung zu denken; nachdem noch der junge schöne Rheingraf Otto einen Ausfall der Türken mannhaft zurückgeschlagen und am 13. November von der Donauflotte aus die Stadt mit glühenden Kugeln geängstigt war, vertheilte der Erzherzog die deutschen und ungarischen Regimenter in Pesth und in die an der Donau eroberten Castelle, ließ die Stücke auf Schiffe bringen und zog in guter Ordnung, unter den Freudenschüssen der Türken, allerlei

gegenseitigen ritterlichen Erbietungen, Trompeten- und Paukenlärm, am 15. auf Gran ab. Der Feldzeugmeister, Graf von Sulz, blieb in Pesth als Befehlshaber und Wien empfing am 24. November den Erzherzog Matthias und seinen Feldmarschall, gegen den, obgleich er Pesth so ruhmvoll erobert hatte, die Verleumdung und der Neid der Welschen allmälig lauter wurden.

Lange zögerte der kaiserliche Hof mit der Entscheidung, wem er den Oberbefehl im Feldzuge des Jahres 1603 in Niederungarn vertrauen werde; Georg Basta, welcher siegreich die Aufrührer in Siebenbürgen niedergekämpft, sehnte sich nach dem ehrenvolleren Schauplatze, nach dem Kriegslager um Ofen, wohin die Blicke der Christenheit unausgesetzt gerichtet waren und den die vornehmsten Herren des Abendlandes alljährlich durch ihre Gegenwart verherrlichten. Mit ihm, dem ränkevollen Italiener, hatte sich ein Landsmann und Kriegsgefährte aus Frankreich und den Niederlanden vereinigt, Graf Johann Jakob Barbiano von Belgiojoso, stammend aus einem altberühmten lombardischen Condottieren-Geschlecht, unternehmungseifrig, aber hinterlistig, blutdürstend und jesuitisch-unduldsam; vom Kaiser zum Commandanten von Kaschau ernannt, hätte er gern den Oberbefehl in Oberungarn bekleidet und deshalb den Basta in Niederungarn beschäftigt gewünscht. Viel Unglimpf-

liches mochte durch diese Welschen am Hofe zu Prag gegen den protestantischen namenlosen Emporkömmling, der ihrem Ehrgeize allein im Wege stand, ausgesagt worden sein; und schon ging das Gerücht, daß Basta die Führung des Hauptheeres erhalten würde, als Rudolf dennoch sich entschloß, den Roßwurm im vorjährigen Commando unter dem Erzherzoge Matthias zu bestätigen. — Konstantinopel war im Jahre 1603 erfüllt mit verderblichen Empörungen, der Großwessir Hasan, der „Debştler", gestürzt, daher der ungarische Krieg etwas in den Hintergrund trat und der närrische Hasan (Deli), Bruder des schwarzen Schreibers, der Hauptrebell Kleinasiens, mit einer räuberischen abenteuerlichen Rotte an die Donau geschickt wurde, um durch ruhmvolle Thaten gegen die Christen seinen früheren Abfall in Vergessenheit zu bringen, vielleicht auch um sich seiner und seiner Genossen zu entledigen. Zu Essek stieß er zum Heere des Seraskiers Lala Mohammedpascha und erst spät im September erschienen Beide um Ofen und Pesth. Fast ebenso spät versammelte sich das kaiserliche Heer, der Angabe nach fast vierzigtausend Mann stark, unter unserm Feldmarschall, von Sulz, Tilly, Herberstein und andern deutschen und östreichischen Fürsten und Herren befehligt. Zu Ausgang des August 1603 hatte Roßwurm, um Gran die heranziehenden Regimenter vereinigend, schon einige Vortheile über strei-

sende Türkenhaufen erfochten; darauf war er gegen Ofen gerückt und hatte, nachdem er eine Brücke über den Strom geschlagen, auf der Donauinsel oberhalb der Feste sich gelagert, um einen Vortheil über den Feind abzulauern, welcher sich ungewöhnlich ruhig in seinem festen Lager zwischen dem St. Gerhardsberge und der Stadt verhielt, als dem deutschen Feldherrn ein Fremdling sich näherte, welcher, eine langvergessene Verbindung anknüpfend, allmälig wie ein böses Princip auf ihn wirkte und mittelbar, wie eine Nemesis für frühere Sünden, den beklagenswerthen Untergang des Mannes vorbereiten half. Diese dämonische Gewalt war der junge Bassompierre oder Bestein, den wir jetzt nach kurzem Vorbericht in die Geschichte aufnehmen müssen. Franz, der älteste lebende Sohn des alten Bassompierre, geboren auf dem Familienschlosse Harowel am 12. April 1579, hatte, trefflich begabt von der Natur, während den Vater die wirren Händel des Hauses Guise seiner Familie fern hielten, eine solche Bildung genossen, daß er als Zwittergeschöpf zwischen Deutschen und Franzosen, beider Eigenthümlichkeiten in sich vereinigend, für ein merkwürdiges Leben unter beiden zeitig befähigt wurde. Gut vorbereitet auf lothringischen Schulen unter deutschen und französischen Lehrmeistern, frühe schon mit den bedeutendsten Personen seiner Zeit bekannt, hatte er zu Freiburg im Breisgau

und zu Pont a Mousson studirt, in hofmännischen und ritterlichen Künsten auf fürstlichen Hochzeiten schon als zarter Jüngling geglänzt, und ward dann nach Baiern geschickt, um in Ingolstadt unter den Jesuiten seine wissenschaftliche Bildung standesgemäß zu vollenden. Das Ansehen seines Vaters eröffnete ihm ehrenvollen Zutritt zum Hofe des Herzogs, dessen Brüder gleichfalls sich auf der berühmten Hochschule befanden; er machte den gewöhnlichen Cursus der Väter von der Gesellschaft Jesu durch: die Rhetorik, Logik, Physik bis zu den „Büchern de anima", studirte die Rechte, die Casuistik, die Aphorismen des Hippokrates und, im wunderlichen Gemische, die Ethik und Politik des Aristoteles mit besonderem Eifer. In demselben Jahre 1595 hatte Roßwurm, der geflohene Diener seines Vaters, mit dem Fürsten von Mansfeld den ungarischen Kriegsschauplatz betreten und soll, der geschworne Feind der Bassompierre, sogar gesucht haben, den Jüngling zu Ingolstadt durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen; der aufmerksame Vater habe aber seinen Sohn unter den Schutz des Herzogs gestellt, der im Zorn über Roßwurm ihm den Oberbefehl seines Regiments entzog, was jenen noch mehr gegen das Haus Bassompierre erbitterte. Gleich darauf starb der alte lothringische Condottiere zu Nancy im April 1596, nachdem es ihm noch gelungen, ein Friedensbündniß zwischen dem

Herzoge von Lothringen und dem Könige von Frankreich zu vermitteln.

Nach adeliger Sitte unternahm der junge, reiche Herr mit seinem Bruder in stattlichem Zuge eine Reise an die Höfe Süddeutschlands und Italiens, fand überall, zu Florenz, Rom und Neapel, hohe Gönner, die Freunde seines Vaters und vervollkommnete sich in einer berühmten Reitschule zu Neapel in zeitgemäßen Ritterkünsten, im Reiten, Fechten, Tanzen und andern Leibesübungen, worin er an Zierlichkeit und Gewandtheit bald alle Mitschüler übertraf. Nach einem andächtigen Besuche bei Unserer Lieben Frau zu Loretto gedachte er in den ungarischen Krieg zu ziehen, bot aber leichtsinnig seine Dienste dem Herzog von Ferrara, welcher in bösen Händeln mit dem Papste stand, als noch zum Glücke des guten Katholiken der Este von seinem ketzerischen Unternehmen abließ. So mit den großartigsten Verhältnissen des Weltlaufs zeitig vertraut, bei Fürsten wegen seiner feinen Manieren, seiner liebenswürdigen Ausschweifungen wohlgelitten, kehrte Bassompierre nach Lothringen zurück und war im Begriff, sich dem Dienste des Königs von Spanien zu widmen, als ihn Heinrich III, entzückt über den bewunderungswürdigen Tänzer, an seinen Hof fesselte (1598) und ihn zu seinem Genossen fröhlicher Feste, zum Vertrauten flüchtiger Liebesverhältnisse erwählte. Die lockern, vergnüglich unter

dem heitersten Scheine der Chevalerie verlebten Jahre, die vielverschlungenen Intriguen des Hofes hat Bassompierre, als ihn Richelieu unter Louis XIII in der Bastille zwölf Jahre schmachten ließ, in der Form eines Journals auf das Anziehendste erzählt, mit einer Genauigkeit der Zeitangaben und Namen und einer Kraft des Gedächtnisses, welche Zweifel an der Wahrheit erwecken würde, stimmten nicht seine Notizen schlagend mit verbürgten Nachrichten überein. Neben seiner Geschicklichkeit im masquirten Ballette und in Reiterquadrillen, bildete er aber auch sein Talent in Karten- und Würfelspiel ins Große aus, gewann und verlor mit dem heitersten Gleichmuth ungeheure Summen und ward daneben der Held des so anmuthig liederlichen Hofes in Liebeshändeln, deren Romantik seine deutsche Natur, bei aller Verflachung durch angelernten französischen Leichtsinn, eigenthümlich bezeichnete. Seinen ersten Feldzug that der junge Marquis unter den Augen des Königs und des Connetable, Herzogs von Lesdiguières in Savoyen, im Jahre 1600, stürzte sich dann wieder in den kaum unterbrochenen Strudel des Hoflebens, als die Mahnungen seiner deutschen Verwandten, die alle sich Ehre in den Waffen erworben, ihn veranlaßten, das träge, thatenlose Leben in Frankreich aufzugeben und nach Ungarn gegen die Türken zu ziehen, wohin der Ruf der Ehre und der Gefahr schon so viele französische Edelleute

gelockt. Er beurlaubte sich daher vom Könige gleichzeitig, als der Prinz von Joinville, aus dem Hause Guise, vom Hofe verbannt, weil er sich mit der Maitresse Heinrich's, der Marquise von Verneuil, in ein gefährliches Verständniß eingelassen, als Freiwilliger nach Ungarn zu ziehen sich anschickte. Bescheiden schlug Bassompierre das ihm durch seine deutschen Verwandten verschaffte Regiment des bairischen Kreises, dreitausend Mann stark, aus und machte sich im August 1603 mit einem fürstlichen Gefolge von Edelleuten und der reichsten Feldequipage auf den Weg, um gleichfalls als Freiwilliger dem kaiserlichen Heere sich anzuschließen. Zu Ulm auf der Donau mit seinem Troß sich einschiffend, begrüßte er in Neuburg den Pfalzgrafen, seinen Gönner, und traf am 9. September 1603 zu Wien mit dem Prinzen von Joinville und seinem Vetter, dem Rheingrafen Otto, zusammen, als er zu seinem Schrecken erfuhr, daß der Todfeind seines Geschlechts, der Roßwurm, dieses Jahr das kaiserliche Heer in Niederungarn befehlige. Es gehört zur Zeichnung der Persönlichkeit unsers Helden und zur Schilderung der treulosen Verhältnisse, unter denen er das christliche Heer führte, zu erzählen, wie der durch Roßwurm's Namen geängstigte Marquis ermuthigt wurde, in die Nähe des Gefährlichen sich zu begeben. Selbst sein Vetter, der Rheingraf, rieth ihm davon ab und schlug ihm vor, in

das Heer des Georg Basta in Siebenbürgen zu treten. Zufällig traf aber Bassompierre im Audienzsaal des Erzherzog Ferdinand den Doctor Petz, einen der vertrautesten Räthe Rudolf's, dem zumal die Angelegenheiten des Heeres oblagen. Bei einem Schmause, welchen die Fremden dem gedachten kaiserlichen Diener gaben, warnte der Doctor, erwärmt durch den Wein, den jungen Franzosen vor des Roßwurm's Bosheit, den er, der kaiserliche Rath, haßte, bot ihm aber den Beistand seines Bruders, des Obersten Johann Baptista Petz sowie anderer hoher Offiziere und machte ihn mit dem schon oft erwähnten Oberst Collonits bekannt, welcher, gleichfalls ein Gegner des Feldmarschalls, ihm Brüderschaft schwor, ihm seines und seines Bruders, Ferdinand, Schutz versicherte; „Roßwurm sei gehaßt in dem Heere und würde keine Nachstellung wagen, wenn er den Fremdling so empfohlen wüßte.“ So wuchs denn diesem das Herz und Gastmähler und reichliche Trünke verschafften ihm in wenigen Tagen soviel Gönner, daß er am 21. September von Wien aufbrach und mit seinem Feldgeräth die Donau hinaufschiffte. Unterwegs schloß er noch andere Schutzbündnisse gegen den Feldmarschall mit vornehmen italienischen Herren, begrüßte in Komorn den Herrn Johann Molart, den Befehlshaber der Feste, einen Burgunder, und kam so, unterrichtet von dem bösen Zerwürfnisse des christ-

lichen Heeres, auf die Insel hinter Waitzen, wo Ferdinand Collonits ihn freundlich in seinem Posten empfing, ihn auffoderte, den General in Gesellschaft des Prinzen von Joinville zu begrüßen. Roßwurm, durch Tilly, einen der höhern Offiziere, von der hämisch ausgesprengten Besorgniß des jungen Marquis unterrichtet, ließ diesem mit Verdruß sagen: „er wolle ihm für seine Person nichts Böses und möge er ihm immer sich nähern, ungeachtet er keine engere Bekanntschaft mit ihm wünsche.“ So getröstet und in die Zelte der ungarischen Vorhut aufgenommen, versichert, daß die genannten hohen Gönner mehr Gewicht hätten als der General, näherte er sich denn mit dem Prinzen dem Zelte des Schrecklichen und machte, noch immer ängstlich, seine Reverenz, worauf er sich in das Lager der ungarischen Obersten begab.

Roßwurm, der, ungewiß ob durch seine Verschuldung oder durch den Neid der überflügelten Kriegsgefährten, eine bedenkliche, den christlichen Waffen so nachtheilige, Stellung im Heere einnahm, hatte, als der Serdar sich bei Ofen lagerte und auf tausend Kameelen Kriegs- und Lebensbedürfnisse nach der Hauptfeste führen ließ, sich auf der Seite an Pesth befestigt, die Möglichkeit des Uebergangs auf das andere Ufer des Stroms sich durch Brücken nach den verschiedenen Inseln sichernd, und war vor einem Angriff des asiatischen Rebellenhauptes auf der Hut, da

auch die Türken sich einen Weg durch Schiffbrücken auf die größere Insel gebahnt hatten. Beide feindliche Heere standen einander so nah gegenüber, daß ein Haupttreffen nicht zu vermeiden war. In der Nacht, welche dem 29. September voranging, ward die Bewegung türkischer Seits lebhafter; Bassompierre, der sich keck und unabhängig der ungarischen Vorhut angeschlossen, mußte mit ihnen das Heil im Rückzuge suchen, als die Vedetten mit den Worten: heu domine, adsunt Turcae! zurücksprengten. In der Morgenfrühe stand das christliche Heer, durch den Feldmarschall aufgestellt, auf der größeren Insel in Schlachtordnung; er selbst ein Grabscheit in der Hand, begann an einer Verschanzung gegen die leichten Reiter der Türken zu arbeiten und ließ dann die ungarische Cavalerie den Feind angreifen, unter die sich Bassompierre mit seinen Edelleuten gemischt hatte. Als diese, unterstützt von deutschen Regimentern, den weichenden Türken zu weit nachfolgten, befahl Roßwurm, Gefahr ahnend, den Rückzug, welcher in einer für den Franzosen neuen Weise, in der Form der Fünf auf dem Würfel, oder en echéquier, ausgeführt wurde; ein nicht geringer Fortschritt in der Taktik, den wir dem denkenden deutschen Feldherrn vindiciren müssen. Gegen Mittag begann darauf ein blutiges allgemeines Treffen und dauerte bis in die Nacht; unser ehrgeiziger Deutsch-Franzose stahl sich in

die erste Reihe des Angriffes deutscher Regimenter und half, nachdem man einmal zurückgeworfen war, auf dem linken Flügel die fanatisch-fechtenden Asiaten unter schrecklichem Morden bis an das Ufer der Donau treiben, in deren Fluten Ungezählte ihr Grab fanden. Bassompierre selbst, in reichvergoldeter, gravirter Rüstung, geschmückt mit bunten Federbüschen und Schärpen, war dem Verderben nahe, indem sein wildes spanisches Roß, verwundet, die Kinnkette sprengte, ihn in die Flucht der Türken riß; er war verloren, hätte nicht sein Ecuyer die Zügel des wilden Thieres gefaßt und dem jungen Herrn Zeit gelassen, sich auf die Erde zu werfen. Da gleichzeitig auch der Feldzeugmeister Sulz mit seinem leichten Geschütz die Reihen durchbrochen hatte und der rechte Flügel derselben aufgelöst gegen den Strom gejagt war, vollendeten die Christen gegen Abend einen glänzenden Sieg; siebentausend Moslemin, zumal trotzige Asiaten, lagen erschlagen; fünfunddreißig Fahnen und die Roßschweife des schwarzen Schreibers fielen in die Hände der Ueberwinder. Mitleidslos befahl der Feldmarschall, die Gefangenen niederzuhauen, denen Gnade gegen sein Gebot gewährt war; ein Schauspiel, welches den jungen Marquis mit Grauen erfüllte, sowie einen Tag später die Pfählung zweier meineidiger Franzosen von Papa, die das Loos aller ihrer gefangenen Landsleute theilten.

Nach dem heißen Tage näherte sich Bassompierre mit dem Prinzen von Joinville, schüchtern, aber im Bewußtsein ritterlicher That, dem Roßwurm, welcher mit seinen Obersten auf türkischen Leichnamen saß. Ohne Rückhalt und mit der würdigsten Anerkennung lobte der Feldmarschall vor allen Herren die Tapferkeit des jungen Freiwilligen, wie er ihn erblickte, sagte „er könne nicht aus dem Hause, von welchem er stamme, entsprossen sein, wäre er nicht ritterlich", und fügte, versöhnt, die Worte hinzu: „Euer seliger Vater, Herr von Bassompierre, ist mein Lehrherr gewesen, aber er wollte mich eines schmachvollen Todes sterben lassen. Ich will sein letztes Unrecht vergessen, um meiner früheren Verpflichtung eingedenk zu sein, und, wenn Ihr es wollt, Euer Freund und Diener bleiben." Der geschmeichelte junge Herr stieg ehrerbietig vom Pferde und that beredte Erbietung seines Dienstes, worauf der Roßwurm sich zu den Prinzen und Generalen seines Gefolges wandte: „Meine Herren, ich wüßte die Versöhnung und Freundschaft mit Herrn von Bestein nicht in besserer Gesellschaft, noch an einem besseren Orte und nach einem schöneren Tage zu schließen", und sie Alle auf morgen zur Tafel einlud. So waren sie noch eine Weile auf den blutigen Leichen gelagert, machten die physiologische Bemerkung an funfzig todten Türken, daß man sie, außer dem religiösen Körperabzeichen, noch an den

chlechten Zähnen unterscheiden könne, und gingen dann auch ins Hauptlager. Am 30. September schmausten alle Obersten im Zelte des Feldmarschalls und befestigte Bassompierre, das Glas in der Hand, unter tausend Betheuerungen die auf dem Schlachtfelde geschlossene Freundschaft, welche Roßwurm, der für bös und unversöhnlich verschriene Mann, auf das Treueste bewahrte. Schade nur, daß der vertraute Umgang mit dem leichtsinnigen Marquis alle Erinnerungen zuchtloser Jugendlust in dem Oberfeldherrn des christlichen Heeres weckte und Beide sich schon am ersten Tage bis nach Mitternacht in das damals modische Kartenspiel, die Prime, vertieften. Aber leer an großen Ereignissen, schleppten sich die nächsten Tage hin und der Herbst begann. Die Hauptmacht der Türken lag ruhig und unangreiflich nahe Ofen, vertheidigte jedoch eine kleine Insel, welche ihnen den Uebergang über den Strom erleichterte, durch aufgeworfene Schanzen, weshalb Roßwurm in der Nacht vom 10. auf den 11. October den lästigen Posten durch einen Schiffsangriff der Ungarn aufzuheben gedachte. Aber böse Gesinnung und Spannung zwischen den verschiedenen Nationen gab auch hier hinderlich sich zu erkennen. Die Ungarn verlangten zur Unterstützung funfzig deutsche Spieße oder Hellebarden; als Roßwurm dieselben nicht aufs Spiel setzen wollte, griffen die erbitterten Ungarn, ungeachtet die Türken, nach-

dem ihre Brücke zersprengt war, an der Gegenwehr verzweifelten, nicht an. Aufgebracht über die Ungehorsamen, Feigen, entlud sich der Feldmarschall seines Zornes gegen die ungarischen Obersten, zumal die Collonits und gegen Nadasdy; gekränkt in ihrer Nationalehre, erboten sich diese im Namen ihrer Landsleute, am 12. October allein über den Strom zu gehen und jenseit desselben auf der Ebene nach Ofen zu eine Schanze zu errichten; „nicht aus Zaghaftigkeit hätten sie sich des Angriffs auf die Insel geweigert, sondern aus Verdruß über die Geringschätzung ihrer Nation.“ Begütigt lobte Roßwurm den hochherzigen Entschluß, zumal ein Fort zwischen der Festung und dem türkischen Lager von erheblichen Folgen war, gab ihnen Schiffe und einen Ingenieur, worauf achthundert Ungarn in einer Nacht, rastlos arbeitend, ein im Verhältniß der kurzen Zeit tüchtiges Schanzwerk aufwarfen. Der Gefahr zu spät inne geworden, beschlossen die Türken, die Schanze zu erobern, was Roßwurm nöthigte, die Truppen auf der größern Insel zu verstärken. Die Türken schickten darauf gleichzeitig ihre Flotte den Strom aufwärts, um den Entsatz des Forts abzuhalten, und stürmten mit solcher Wuth auf dasselbe, daß nur ein geringer Rest der wackern Ungarn entrann, zumal da die zu ihrem Schutze aufgefahrenen Batterien nichts ausrichteten, indem leider — es war ein Sonn-

tag — die Stückknechte und Büchsenmeister betrunken waren. Ungehindert konnten darauf die Türken Ofen mit Lebensmitteln versorgen, zum großen Tadel Roßwurm's, daß er nicht zeitig sich auf dem andern Ufer gelagert hätte; der General entschuldigte sich dagegen, daß, wenn er, den Posten um Pesth verlassend, auf die Seite von Ofen gerückt wäre, die Feinde seine gegenwärtige Lagerstelle erobert, Pesth bezwungen und von da aus mit größerer Leichtigkeit Ofen entsetzt haben würden. So hielten beide Heere sich gegenseitig im Schach, das eine für Ofen, das andere für Pesth fürchtend, und blieben, die Christen wie die Türken, in ihren durch den Fluß getrennten Lagern festgehalten. Während die gegenseitige Beschießung täglich fortgesetzt wurde, hatte Roßwurm, überall zum Eifer antreibend, einen deutschen Büchsenmeister bemerkt, welcher müßig bei seinen Geschützen stand; im gerechten Amtszorn hatte er dem Pflichtungetreuen einige derbe Streiche mit seiner „Karbatsche" versetzt, worauf jener, um den Schimpf zu rächen, in der Nacht zu den Türken überlief und des Feindes Geschütz mit solcher Sicherheit auf das violette Kammerzelt des Generals richtete, daß, als Nachmittags Roßwurm mit Bassompierre und zwei Andern beim Spiele saß, zwei Kugeln durch dasselbe und durch seine „Kapelle" sausten und ein Streitroß in seinem Stalle tödteten. Diese Gefahr, welche auch

andere Theile des Lagers bedrohte, zu vermeiden, veränderte Roßwurm seine Stellung, und beschloß, da er die bösen Reden erfuhr, welche seine Gegner zu Wien und Prag über seine Unthätigkeit verbreiteten, oberhalb Ofen bei St. Andreas überzusetzen und dem Feinde unter die Augen zu ziehen. So stand er am 24. October schlachtfertig den Türken gegenüber, die jedoch, außer in kleinen Scharmützeln, ihren Vortheil nicht zu verlassen wagten und den Ausfoderungen des muthigen christlichen Feldherrn beharrlich auswichen. Der größte Theil von ihnen zog darauf in der Stille nach Belgrad ab, daher Roßwurm, als er in der Nacht vom 7. November mit einigen Hundert Pferden und dem unternehmungslustigen fremden Adel grade auf die offene Unterstadt von Ofen zog, in der Hoffnung, einen guten Fang dort zu thun, nur armes Gesindel fand und nachdem er dreißig Türken im Bade überrascht, unter dem Kugelregen vom Schlosse heimkehrte. — So hatte denn der Serdar, als mit den bösen Novembertagen die Urlaubszeit der Türken nahte, die Absicht des Feldzugs, Ofen zu versorgen, glücklich erreicht und wandte sich am 11. November gleichfalls nach Belgrad zurück. Roßwurm, zeitig von dessen Abzuge unterrichtet, hatte, bei vorgerücktem Winter, gleichfalls keinen Grund, hier länger zu zögern; er versah Pesth mit einem tüchtigen Befehlshaber und mit sonstigen Er=

fodernissen, nicht ohne eigene Aufopferung, indem er, die meuternde Garnison zu bezahlen, bei Bassompierre zweitausend Ducaten zurückborgen mußte, welche dieser ihm, mit sechstausend andern, während des kurzen Feldzugs in der Prime abgenommen. Um aber doch noch einen Erfolg davonzutragen, da das Behaupten des früher Erstrittenen von seinen Gegnern, ungerecht, nicht als Gewinn ausgelegt wurde, beschloß er, so ungestüm die Jahreszeit war, noch Hatwan, welches, wiederbefestigt, den Türken die Verbindung zwischen Erlau und Ofen sicherte, zu erobern. Von Waitzen mit einem fliegenden Heere am 14. November aufgebrochen, schickte er den Feldzeugmeister Sulz, den Radasdy und den italienischen Obersten Germanico Strasoldo auf Kundschaft voraus; noch war Tilly als Generalwachtmeister beim Heere. Bei der ersten Besichtigung der Feste ward der Italiener, zum Bedauern seiner Gefährten, todt durch eine Kugel niedergestreckt; als aber Roßwurm, mit dem Heere herangekommen, die Belagerung begann, ergaben sich die Türken und zogen den 20. November, mit Zurücklassung ihres Geschützes, auf Szolnok ab.

Sechstes Capitel.

Roßwurm und der junge Bassompierre am Hoflager zu Prag. Georg Basta. Ungnade Roßwurm's. Unglücklicher Ehrenhandel mit Belgiojoso. Tragisches Ende des Feldmarschalls 1605.

Mit dieser Unternehmung schloß Roßwurm einen Feldzug, dessen wenig in die Augen fallender Erfolg, bei den vorgefundenen Schwierigkeiten, seinen hämischen Anklägern um so größern Spielraum gewährte, als der Oberfeldherr, seiner Rechtfertigung sich bewußt, wegen der Unzufriedenheit der Soldaten seinen Siegeslauf nicht, wie Belgiojoso foderte, auf Erlau fortsetzen konnte und sich in unbegreiflicher Sorglosigkeit dem Genusse der Winterquartiere hingab, sobald er Hatwan einem seiner, nicht näher bezeichneten, Verwandten anvertraut, das Heer nach schwerer Befriedigung mit päpstlichem Gelde zu Gran am 24. November 1603 bezahlt, entlassen oder in die Festen verlegt hatte. Jugendlicher ausgelassener Genußsucht und einer, der Person des christlichen Oberfeldherrn nicht geziemenden Galanterie widmete sich Roßwurm, wol gleichsam um mit dem jungen Bassompierre, der sich

wie ein verderblicher Dämon an seine Fersen gehängt, zu wetteifern, schon zu Komorn, wo er drei Tage in Liebschaft mit Anna Regina von Holm, der Schwägerin des Herrn Johann von Molart, weilte, einer Dame, welche den Hof von Madrid kurz vorher verlassen hatte und den Feldmarschall, den Ehescheuen, zum Gemahl zu gewinnen gedachte. In Wien setzte Bassompierre mit den jungen ausländischen Cavalieren das vergnüglichste Leben mit voller Befriedigung fort und ging dann nach Prag, wo er seinen geschwornen Freund, den Feldmarschall, den 22. Januar 1604 schon antraf. Um den Fremden mit dem Hofe bekannt zu machen, führte Roßwurm ihn am 23. Januar 1604 in seiner Carosse auf den Hradschin und stellte ihn den kaiserlichen Räthen vor, welche äußerlich dem rückkehrenden Feldherrn die größte Hochachtung erwiesen. Zu Mittag tafelten sie bei einem alten böhmischen Herrn, den Bassompierre mit einem höchstwahrscheinlich verdorbenen Namen Perchestoris nennt und zum Burggrafen von Karlstein macht. Aller Nachsuchungen ungeachtet hat der Verfasser den wahren Namen jenes Edelmannes nicht ermitteln können; eine Aufschneiderei des jungen Marquis kann nicht dahinter stecken, indem er die Familienverhältnisse desselben genau angibt und ähnliche Erdichtungen in seinen, zwanzig Jahre später geschriebenen, Denkwürdigkeiten nicht vorkommen; wahrscheinlich war

Herr Perchestoriß der weniger bekannte Burggraf aus dem Ritterstande, da es damals deren zwei auf der Landesfeste Karlstein gab, einen aus den „Herren" und einen aus den „Rittern". Dem unsrigen werden zwei Söhne und vier schöne Töchter beigelegt; von jenen war der eine des Kaisers Falkenmeister, der zweite, Wolf, warb um ein böhmisches Reiterregiment und hoffte auf den Einfluß des Feldmarschalls. Von den Töchtern hatte Roßwurm die Anna Sibylla zu galanter Kurzweil ausersehen; die älteste war an den Grafen Millesimo, die folgende an den Oberst Karl Collonits vermählt, der dritten, Anna Esther, einer achtzehnjährigen Schönen, Gemahl Brichind, war vor sechs Monaten gestorben. Schon beim ersten Tanze versicherte Bassompierre sich der Gunst der Letztern und es begann nun eine leichtsinnige Buhlschaft der beiden Paare, ohne daß sie ein noch wüsteres, anstößigeres Treiben ausschloß. So war Roßwurm mit einem, wahrscheinlich betrunkenen, Wirthe auf der Neustadt übereingekommen, seinen Lüsten seine beiden schönen Töchter für zweihundert Dukaten preiszugeben; an dem Abende nach dem Balle beim Burggrafen fuhr er daher mit dem Marquis und einem böhmischen Pagen als Dolmetscher dorthin, um den Freund an der Beute Theil nehmen zu lassen. Ruhig saß der Vater mit seinen arbeitenden Töchtern in seinem Stübchen, als Roßwurm, wol

erhitzt vom genossenen Weine, ohne Umstände eintrat und für die gebrachten zweihundert Dukaten die Ehre der jungen Mädchen foderte. Der böhmische Bürger läugnete einen so sündhaften Handel, öffnete das Fenster und ließ ein furchtbares Mordio! in die Straße erschallen. Da setzte der brutale Wüstling ihm den Dolch an die Kehle, bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er nicht schwiege und seinen Töchtern zu willfahren beföhle und legte die Hand an die eine der erschrockenen, weinenden Jungfrauen, den zögernden Freund zur gleichen Gewalt gegen die zweite auffodernd. Plötzlich aber erscholl Lärm in der Nachbarschaft; Roßwurm ließ sein Opfer fahren und dachte an die Rettung mit der Geistesgegenwart des Soldaten. Bereit, den Wirth auf der Stelle niederzustoßen, wenn er die Wahrheit sage, packte er ihn beim Arme, setzte ihm den Dolch unter dem weiten böhmischen Kleide an die Rippen und indem Bassompierre, gelehrig, dasselbe auf der andern Seite that, führten sie ihn auf die Straße, damit er durch begütigende Worte den edeln Rittern einen Ausgang durch das versammelte Volk bahne. Kaum aber hatten diese ihre Dolche zurückgezogen, als der Böhme sein Mordio! noch lauter ertönen ließ. Da mußte sich denn der Türkensieger zur schimpflichen Flucht entschließen; mit den Worten: „Bruder, rette sich wer kann! wenn du fällst, warte nicht, daß ich dir

aufhelfe", lief er, unter einem Hagel von Steinen, davon. Bassompierre rühmt sich brüderlicher gehandelt zu haben als der Feldmarschall, denn als diesen ein Wurf in die Nieren zum Falle brachte, hob er ihn auf, führte ihn zwanzig Schritte, bis sie die Carrosse erreichten und der Wuth des aufgeregten Pöbels in die Altstadt entrannen.

Schon um jene Zeit war der beklagenswerthe Kaiser Rudolf in die Phase der Geisteskrankheit und Menschenscheu getreten; noch aber hatte der finstere Geist, dem er nach der Brüder und Vettern „böser vormundschaftlicher Einigung" zu Wien zur Beute wurde, seiner sich noch nicht ganz bemächtigt. Er saß noch zu Rath über die Angelegenheiten seiner weiten Herrschaft, obwol andere geheime Räthe in der Stelle des vielbetrauten Dieners, Wolf Rumpf, der im Jahre 1600 verwiesen worden, die Entschlüsse des Kaisers in ihren Händen hielten. Das Hofleben ermangelte aber bei dem melancholischen Gemüthe des Herrn, der mit seinen schönen Concubinen, unter seine Curiositäten und bekannten wissenschaftlichen Liebhabereien zurückgezogen, seine Tage hinbrachte, jeder ritterlichen Heiterkeit und die Männer, welche die Hauptstadt im Winter zahlreich vereinigte, mußten daher auf ihre Zerstreuung in eigener, oft anstößiger Weise bedacht sein. Mehre Morgen besuchte Bassompierre, um dem Kaiser seine Aufwartung zu

machen, die Antichambre, welche nur wenig große Herren betreten durften, und hatte bis dahin nur einmal das Glück, den alternden Regenten zu sehen. Als er mit Adam Waldstein dem Aeltern, dem Oberkämmerer, auf dem Hradschin Ball schlug, sah Rudolf durch ein vergittertes Fenster dem chevaleresken Vergnügen eine lange Zeit zu, ließ den wohl empfohlenen Fremdling folgenden Tages zu sich rufen, redete sehr gnädig auf spanisch mit ihm und versicherte ihn seiner Gnade, falls er in seinen Dienst treten wolle. Da kurz darauf Bassompierre's Vetter, der Rheingraf, den Baron von Siray getödtet hatte, erbat sich unser Marquis zu Gunsten des Angeklagten eine Audienz, erhielt gnädigen Bescheid und durch den Grafen von Fürstenberg die Verheißung des Kaisers, ihn als Oberst über tausend Reiter in seinem Heere zu behalten, was derselbe dankbar annahm, da Frankreich in tiefem Frieden lebte und obenein die Liebe zur schönen Esther ihn fesselte, die mit ihren Schwestern während des Carnevals bei ihrem kranken Vater auf Karlstein weilte. Dessenungeachtet vergnügten sich die Herren in fortwährenden Schmäusen und Festen, besonders bei der Prime, die sie, fünf bis sechs Vornehme, zu so übermäßigen Sätzen spielten, daß es selten einen Abend ohne Gewinn oder Verlust von zwei- bis dreitausend Thalern gab. Zur Vermählung des Großstallmeisters des Kaisers mit einer reichen

Dame hatten die Geladenen beschlossen, eine Maskerade zu Pferde zu veranstalten und im prächtigsten Aufzuge durch die Stadt zu reiten. Ihrer acht, Roßwurm und Bassompierre voran, dann der ältere Waldstein und Kinsky, die Herren von Harrach und Charmin, der junge Schomberg und Graf Wolf von Mansfeld zuletzt, näherten sich in ihrer Vermummung wohlgemuth dem Rathhause der Altstadt, als die Sergeanten der Stadtwache ihnen zuriefen, der Kaiser habe einen Aufzug durch die Stadt verboten. Die fröhliche Gesellschaft stellte sich, als verstände sie nicht Böhmisch und ritt vorüber; wie sie aber zurückkehrten, versperrten die Häscher alle Ausgänge am Platze des Rathhauses mit Ketten, ließen die Herren nur durch einen, verschlossen dann denselben gleichfalls und packten die Zügel der Pferde Mansfeld's und Schomberg's, um sie gefangen zu nehmen. Wie sie auch an die vier mittlern Masquirten Hand anlegten und diese den Anführern des Zugs zuschrien, auf ihrer Hut zu sein, nahmen Roßwurm und Bassompierre ihre Degen aus den Händen der Diener, um die verwegenen Stadtdiener zu züchtigen, zogen sie aber nicht aus der Scheide. Da dennoch ein Häscher dem Bassompierre in die Zügel fiel, gab ihm der Roßwurm einen so heftigen Streich mit dem in der Scheide steckenden Schwerte, daß die Schneide durchdrang und den Mann heftig an der Hand verwundete. Darauf nun

fiel der große Haufe der Häscher über die Beiden, welche ihre Klingen zogen, die Angreifer sich vom Leibe hielten; aber bei jeder Wendung deckten jene mit Schlägen des Schafts ihrer Hellebarden sie arg zu, bis der Hauptmann der Wache, aus dem Rathhause herbeigekommen, seinen Regimentsstab erhob und die Häscher auf dieses Zeichen ihre Waffen senkten. Roßwurm, die Gefahr erkennend, ließ eilig seinen Degen fallen und rief den Gefährten zu, ohne zu zögern, das Gleiche zu thun. Denn jeder, der bei dem Zeichen des Hauptmanns nicht augenblicklich Frieden hielt, ward als Rebell des Kaisers an seinem „Höchsten" bestraft. Da galt es denn nur unerkannt zu bleiben, weshalb Roßwurm dem Bassompierre zurief, mit dem Hauptmanne zu sprechen; dieser aber nannte den Namen des Feldmarschalls ohne Umstände, worauf Roßwurm, ohne auf die Entschuldigungen der Häscher zu achten, im Zorne seine Maske abzog und die Diener der städtischen Polizei bedrohte, sie beim Kaiser und beim Kanzler zu verklagen. Vergeblich bemühten sich jene, den heftigen Mann, der die empfangenen Schläge nicht vergessen konnte, zu besänftigen; nachdem Roßwurm die Freiheit seiner glimpflicher davongekommenen Gefährten erhalten, besuchte er nichts desto weniger, obgleich zerbläut, das hochzeitliche Haus. Folgenden Tages brachte der entrüstete Marschall seine Klagen vor den Kanzler, Herrn von

Sternberg, den Genossen seiner Spielpartien, und dieser war ungerecht genug, mehr als hundertundfunfzig Häscher, die doch nur ihre Pflicht gethan hatten, einsperren zu lassen. Täglich belagerten die Weiber derselben die Thüre Bassompierre's, um Fürsprache flehend, der den harten Mann endlich besänftigte, daß er sie nach vierzehn Tagen des Kerkers entließ, nachdem zwei in der Kälte des Winters ihren Tod gefunden hatten. — So wechselten unter den müßigen Hof- und Kriegsleuten wilde Festlichkeiten, Tanz und Spiel mancher Art, während der geistesmüde Herrscher sich in seine Gemächer verschloß; an blutiger Rauferei fehlte es nicht, bis die Fastenzeit nach dem neuen Kalender anbrach und die Herren zur Verlängerung ihrer Lust auf das Land führte, wo nach dem alten Kalender auf den Schlössern der Protestanten das tolle Treiben noch zehn Tage dauerte. Auf die Einladung des Burggrafen begaben sich Roßwurm und Bassompierre mit den Herren Slawata und Colowrat nach Karlstein, wo ihrer Liebesgenuß und tolle Wirthschaft harrte; alle viere waren begünstigte Galane der Burggrafentöchter, auch der verheiratheten.

Es bedarf keiner umständlichen Erzählung, daß die Cavaliere sich auf dem hussitischen Fasching trefflich vergnügten; zehn Tage verflossen unter unaufhörlichen Festen, Schmäusen, Bällen oder unter „meilleures occupations.“ Mit Schmerzen schieden

die genußsüchtigen Paare; nur der Marquis weilte, nach kurzer Abreise auf Prag, verkleidet noch sechs Tage und sechs Nächte auf der ehrwürdigen Burg, nahm dann, nachdem seine Bestallung ausgefertigt war, Abschied vom Kaiser, um zur Zeit des Feldzugs mit seinem geworbenen Regimente zurückzukehren, und eilte nach Frankreich, wo indessen bald neue Hofverhältnisse, neue Liebesangelegenheiten ihn fesselten und er im Dienste Heinrich III und Ludwig XIII seine glänzende Laufbahn antrat, die gefälligen Böhmen vergessend, wie den Roßwurm, dessen Feldherrnstellung durch den vertrauten Umgang mit dem leichtsinnigen Halbdeutschen keineswegs befestigt war. Denn während der Feldmarschall in der Hoffnung, mit dem Sommer an der Spitze des Heeres zu neuen Lorberen auszuziehen, sich den Freuden der Hauptstadt überließ, hatten seine Gegner, die eifersüchtige welsche Partei im Rathe des Kaisers, ihn in dem Grade verleumdet, ihn der Fahrlässigkeit bei der zweimaligen Belagerung Ofens und der eingelassenen Lebensmittel so gehässig beschuldigt, daß Rudolf, vielleicht auch gegen den zweideutigen Katholiken eingenommen, aller früheren Verdienste des Mannes vergaß, ihm plötzlich seine Gnade entzog und dem Georg Basta die Führung in Niederungarn, dem Grafen Barbiano die in Oberungarn und Siebenbürgen übertrug. Müßig verzehrte sich unterdessen die Kraft des nahe zwanzig

Jahre an Schlachten und Gefahr gewöhnten Kriegers in der Hauptstadt und er sann auf Rache gegen die Verdränger, welche durch den Erfolg keineswegs die erregte Erwartung rechtfertigten. Denn obgleich bei dem Thronwechsel in Stambul, innern Empörungen und einem gefährlichen Kriege mit den Persern der Osmanen Macht getheilt war, ging Waitzen und das von Roßwurm eroberte und behauptete Pesth verloren und ward sogar Gran, Mansfeld's Eroberung, wieder von den Türken belagert. Schlimmeres aber verschuldete der blinde Verfolgungseifer der beiden Italiener gegen die protestantischen Ungarn; Belgiojoso's Fanatismus und Habgier trieben 1604 die Siebenbürger und einen großen Theil der Ungarn zum offenen Abfall vom Kaiser; sie warfen sich den Türken in die Arme. Stephan Bocskai nahm Kaschau und beschämt fand der eine Italiener nach dem Ende des unglücklichsten Feldzugs sich 1604 in Prag ein. Im folgenden Jahre ward Bocskai von den Türken als König von Ungarn und als Fürst von Siebenbürgen anerkannt und verlor Georg Basta die starken Festen Gran, Wissegrad, Weszprim, Palota und Neuhäusel, streiften die Tataren bis tief nach Croatien und Steiermark und schreckten durch Verwüstung und Wegführung unglücklicher Christen den Erzherzog in seiner Hofburg zu Grätz. So war, nachdem Roßwurm durch Neid den Waffen ferngehalten wurde,

der heillose Krieg nach zwölf blutigen Jahren wieder auf seinen Anfang zurückgeführt, als die Bosheit der Gegner und gemisbrauchte Gewalt den schwachen Kaiser in beklagenswerther Weise seines tüchtigsten deutschen Feldherrn, der eben in einen fremden Dienst einzutreten im Begriff stand, beraubte.

Herzog Maximilian von Baiern nämlich, welcher früh erkannt hatte, daß religiöse Spannung und das unheilbare Mistrauen der Parteien unsers Vaterlandes endlich dennoch zur Waffenentscheidung greifen würde, bemühte sich mit mehr als landesväterlicher Strenge, seinen Baiern kriegerischen Sinn und militairische Tüchtigkeit anzuerziehen, welche das Zeitalter Maximilian II und Rudolf's gleichfalls mit Waffenunlust und trägem Friedesbehagen beschlichen hatte. Die Uebermacht der Türken leitete ihn nicht in seinen Maßregeln, er sah an noch hellem Mittage die politischen Gewitterstürme des Abends vorher. Schon vom Jahre 1600 hatte er mit genauer Instruction Landesmusterungen angeordnet, die Bauern durch „Drillmeister" im Gebrauch der Piken und der Musketen üben lassen und den Grund zu der trefflichen Kriegsverfassung gelegt, in welcher wir sein Volk im dreißigjährigen Kriege erblicken. Um den schlummernden Soldatengeist zu wecken, hatte er fremde Werbungen in seinem Staate geduldet, junge Adelige und Bürger zu den ungarischen Feldzügen aufgefodert,

Zeughäuser und Schießhütten errichtet; aber keine Neuerung erfodert mehr Anwendung landesfürstlichen Ernstes, als eine zweckmäßigere Bauerntracht einzuführen. Maximilian glaubte nämlich zu bemerken, daß die enggespannten, an den Knien gebundenen, Hosen der Landleute dem Kriegsmann an der Waffenübung hinderlich seien und befahl deßhalb den Gebrauch der sogenannten „Galeoten" Art des Wamses und der Beinkleider; allerdings eine bequemere Tracht, deren Namen wahrscheinlich von der bei Schiff- und Galeerenruderern gewöhnlichen entlehnt war. Aber als gälte es den heiligsten, von den Vätern ererbten Rechten, als beträfe das Hosenmandat die schätzbarsten Güter des Lebens, so widerspenstig lehnten sich die Bauern, unerschöpflich an Einwendungen, gegen „die unerträgliche Last" auf. Es wurde in der Hosenangelegenheit die Einwilligung der gesammten Landschaft erfodert und dieselbe schien fast mehre Jahre hindurch die wichtigste Frage des Staats zu sein. Maximilian hielt als Landesvater in seinem Gewissen sich verpflichtet, die neue Form durchzuführen, gab nach, daß die Bauern erst, wenn sie die alten Hosen abgelegt hätten, sich neue nach der Galeoten-Manier machen ließen; befahl den Obrigkeiten, alle in ihrem Gebiete angesessenen Schneider zu verpflichten, bei unnachlaßlicher Strafe nur in der approbirten Form zu arbeiten. Endlich im Jahre 1605 hatte Maxi-

milian, durch geduldiges Erörtern und despotische Gesetze, die Bauern „aus ihren alten Hosen gebracht, in welchen sie sich weder recken, strecken noch bewegen konnten"; das neue Princip errang vollends den Sieg, als man den Schneidern das Handwerk so lange sperrte, bis sie ohne Weigerung die vorschriftsmäßige Art sich angelernt; zumal auch kein lediger Bauerssohn auf dem Tanzplatz Zutritt erhielt, der Hosen und Wamms nicht „genestelt" oder mit durchgezogenen „Bäuschen" trüge. Maximilian hatte das Hauptstück seiner neuen Kriegsverfassung vollendet und mußte sich, — es war nicht lange vor den berüchtigten Händeln mit der Reichsstadt Donauwerth, — nach einem berühmten Kriegshaupte für sein Heer umsehen, da die Landeseinsassen, auch Alexander von Haslang, nicht zu einer so hohen Stelle befähigt schienen. Nicht unwichtig ist es übrigens zur Charakteristik protestantischer und katholischer Stände jener Zeit, daß wenig Jahre früher der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg Kriegsleute, welche in Berlins Straßen sich, freilich in übermäßig gebauschten Hosen, blicken ließen, öffentlich zu beschimpfen befahl und man geistlicher Seits gegen die ausländische Tracht, gegen den „Hosenteufel" so erbittert focht, daß man nicht selten auf der Kanzel gegen denselben eiferte. Einen unleugbaren militairischen Vortheil sich anzueignen, lag, als etwas weltlich Schnödes, durchaus

außerhalb der Denkweise der damaligen Lutherischen, und darum erschlaffte der Kriegsmuth der Niederdeutschen, während man in Oberdeutschland sich auf Kampf mit Besonnenheit gefaßt machte.

Maximilian's Wahl fiel zuerst auf den berühmtesten Feldherrn seiner Zeit, auf den Roßwurm, der verdrossen und erbittert in Prag saß, noch immer hoffend, den Commandostab gegen die Türken wieder in die Hände zu bekommen. Als der zweite Feldzug angetreten wurde, ohne daß man seiner gedachte, nahm er die gebotene, ehrenvolle Bestallung eines Feldmarschalls des Herzogs von Baiern an; doch das Geschick wollte, daß statt des Deutschen ein Fremdling, Johann Tscherklas von Tilly, in den ruhmvollsten Tagen der bairischen Waffen glänze. — Roßwurm kannte seine Verleumder, die Welschen, gar wohl, zumal den Grafen von Belgiojoso, und hätte gern seine Rache gekühlt, ehe er den Schauplatz verließ, um nach Baiern zu gehen. Bereits war es zwischen ihm und dem Obersten Francesco Barbiano, einem Bruder des Feldmarschalls, zu bösen Reden gekommen, da ihm derselbe als Werkzeug der Verlästerung seiner Feinde, auch des Basta, verdächtig war. Der Oberst hatte manchen Schimpf hingenommen, als ein tückischer Italiener, Furlani aus Mailand, die offenkundige Feindschaft Beider benutzte, um für sich Erkleckliches zu gewinnen. Francesco

war nämlich aus Mailand wegen Entführung der Frau eines Rechtsgelehrten verbannt und eine Summe von zwölftausend Kronen stand auf seinem Kopfe, welche auch einem Verbannten, mit Befreiung von der Strafe, zufallen sollte, falls er den Verbrecher tödtete. Furlani, gleichfalls wegen eines Vergehens ausgetrieben, beschloß, als Werkzeug eines Mächtigeren, den Francesco aus dem Wege zu räumen, um das schöne Geld zu gewinnen und seines Bannes ledig zu werden. Als der Oberst an einem Abend des Julimonats 1605 sorglos auf der kleinen Seite von Prag in der welschen Gasse der „Dame vor dem Fenster spazierte," ging der Mailänder zu Roßwurm, der eben beim Feldmarschall von Herberstein zur Nacht gegessen und wahrscheinlich tüchtig gezecht hatte, und meldete ihm, „Graf Barbiano laure ihm beim Heimgehen auf." Augenblicklich ließ der erhitzte Mann von Hause seine Waffen und Leute holen und schickte seinen Leibdiener mit dem Koch und dem Furlani voran. Als die Drei den galanten Lustwandler trafen, redete jener sie, ohne Arges zu vermuthen, an; aber Furlani antwortete mit einem Pistolenschuß, welcher ihn am Arme verwundete. Der Oberst, furchtlos, gewann Zeit, seinen Degen zu zücken und trieb die Drei mit größter Furie auf Roßwurm zurück, welcher, die Wahrheit meuchelmörderischer Nachstellung nicht länger bezweifelnd, den bedrohten Dienern mit

der Wehr stracks zu Hülfe eilte. So entspann sich zwischen den Herren ein blutiger Zweikampf aus dem Stegreif, dergleichen damals, bei den unbestimmten Duellformalien, zu den alltäglichsten Dingen gehörte. Der Italiener war Manns genug und setzte, verwundet, dem Roßwurm so tüchtig zu, daß er ihm drei gefährliche Stiche gab und ihn fast zu Boden brachte, worauf Furlani, wir wissen nicht, ob auf Geheiß des Deutschen, seine Gelegenheit abpaßte und den Grafen von hinten durch den Kopf auf der Stelle todt schoß. — Obgleich nun der Handel, so zufällig und mit dem Scheine eines ehrenmäßigen Duells, an Clodius und Milo's Tragödie erinnernd, mit den Sitten der Zeit im Einklang stand und der milde Kaiser anfangs erzürnt war, daß man seinem Feldmarschall so unglimpflich mitgespielt habe, so säumte doch nicht die welsche Partei, das Ohr Rudolf's zu belagern, und zumal flehte Graf Johann Jakob den selbständiger Auffassung unfähigen Herrscher an, seinen Bruder zu rächen, „welcher gegen die, unter Edelleuten gebräuchliche Sitte, durch Roßwurm's bestellte Meuchelmörder gefallen sei". So nahm die Sache plötzlich eine böse Wendung; Roßwurm, welcher das Ereigniß nach seinem wahren Hergange schilderte und zu dessen Bekräftigung seine fünf Wunden zeigte, ward in das Gefängniß des altstädtischen Rathhauses geworfen und Furlani, der sich davongemacht, in

Brandeis aufgespürt, nach wüthender Gegenwehr erlegt, seine Leiche in Prag an den Galgen gehenkt und dann vor der Stadt geviertheilt. Weil der angesehene, in der ganzen Christenheit bekannte Feldherr einer Verurtheilung als Todtschläger vielleicht entgehen konnte, waren Basta und Belgiojoso, seine geschworenen Feinde, bemüht, durch Beschuldigung des Hochverraths, „als habe er absichtlich in der Verschanzungslinie Ofens die Stelle, durch welche der Entsatz hineingebracht wurde, offen gelassen", ihm den Zugang zur Gnade des Kaisers abzuschneiden, wiewol der Proceß nur wegen des verübten Mordes angestellt wurde. Sobald der Herzog von Baiern erfuhr, daß sein bestallter General in einen so bösen Handel verwickelt sei, verwandte er sich auf das Nachdrücklichste für ihn; aber selbst eine eigene Gesandtschaft, welche Maximilian an den kaiserlichen Hof abordnete, konnte den hochberühmten Mann nicht aus den Händen seiner listigen Gegner retten. Die Criminaluntersuchung vor einem besonders niedergesetzten Gerichte dauerte den ganzen Herbst durch, weil Furlani, der Verderber, unterdessen sein Leben eingebüßt, konnte ein Geständniß desselben den Betrogenen nicht schützen. Am 28. November 1605 ward dem Feldmarschall das Urtheil, daß er wegen des begangenen Mordes auf offener Straße den Kopf verwirkt habe, vorgelesen; tief seufzte er auf, als er sich der Bos-

heit seiner Gegner unentrinnbar verfallen sah, und sprach nur, „daß er wegen seiner treuen Dienste und seines vielfach vergossenen Blutes vom Kaiser einen andern Dank erwartet habe". Als man dem Verurtheilten die Gnade versprach, daß er nicht wie andere Verbrecher auf offenem Markte, sondern vor wenigen Zuschauern im Vorhofe des altstädtischen Rathhauses enthauptet werden solle, erwiderte er, „wenn er einmal unter der Hand des Nachrichters fallen müsse, sei es ihm gleichgültig, ob es öffentlich oder geheim geschehe". Erinnert von den „katholischen" Geistlichen, für das Heil seiner Seele und seinen letzten Willen zu sorgen, foderte Roßwurm, alle Hoffnung auf den trägen Kaiser aufgebend, die Feder, vermachte kirchlichen Anstalten große Summen, bestellte sein Haus und rüstete sich unter frommen Vorbereitungen, seine vielfachen Sünden beichtend und vor einem „gemalten Christusbilde" betend, seines muthigen Soldatenlebens würdig zu sterben. Am 29. November 1605 bestieg er, in Begleitung von zwei Jesuiten, ohne Zagen das Gerüst, welches im innern Hofe des Rathhauses errichtet war; wohl umgaben ihn auf seinem letzten Gange dieselben Stadtwachen, denen er vor anderthalb Jahren wegen ehrlicher Pflichterfüllung einen so schweren Stand bereitet hatte. Sein Haupt, schon funfzehn Jahre früher dem strengen Waffenmeister Bassompierre verwirkt,

fiel unter dem Beile des Nachrichters; Rumpf und Kopf wurden ehrenvoll in der Kirche „Unserer Lieben Frau zum Schnee" bestattet. Einige von seinen Dienern, welche beim Todtschlagen geholfen, starben am Galgen, andere, die nur Zuschauer gewesen, büßten, in Eisen geschmiedet, auf den ungarischen Festungen. Kamen gleich verständige und unparteiische Zeitgenossen darin überein, daß Roßwurm, weil er nach seiner gewaltthätigen Sinnesart mehr als einen Menschen mit eigener Hand entleibt, den Tod wohl verdient habe, so waren doch viele Adelige entrüstet, daß ein so hochgestellter Mann, der zweimal des Kaisers höchsten Heeresbefehl bekleidet, unter dem Beile des „Nachrichters" schmählig habe enden müssen. Graf Franz Christoph Khevenhiller, der Minister und Geschichtsschreiber Ferdinand II, ein in alle Geheimnisse der Zeit tief eingeweihter Schriftsteller, hält den „kühnen, tapfern Helden, welcher in Ungarn so ansehnliche Dienste verrichtet und ritterlich wider die Türken sein Blut vergossen" für unschuldig und schreibt seinen tragischen Ausgang der Misgunst „Etlicher, die ihn um sein Glück beneideten und denen er im Wege stand", zu. Rudolf habe die Uebereilung hoch beklagt, „weil er aber eben damals sich ganz inne gehalten und fast Niemanden gehört habe", sei Alles verdeckt und beschönigt worden. — Soviel ist gewiß, daß die Hinrichtung des ersten kaiserlichen Feld-

herrn wegen eines bürgerlichen Criminalver-
gehens, bei Rudolf's sonstiger Milde, etwas ganz
Unerhörtes war, und daß bald die Zeiten über den
unglücklichen Herrscher hereinbrachen, in denen er treuer
und entschlossener Diener ganz entbehrte.

Belgiojoso durfte nicht lange seines blutigen Triumphes sich freuen; in Ungnade gefallen, weil er dem Erzhause durch seinen Verfolgungseifer in Siebenbürgen so böse Dienste geleistet, ging er bald darauf wieder zu den Spaniern, erhielt eine Statthalterschaft in den Niederlanden, und starb kinderlos im Jahre 1626 zu Lüttich. Georg Basta erlebte nur grade das Ende eines Krieges, der, obgleich wechselvoll und oft entschieden unglücklich geführt, dennoch dem christlichen Namen eine unverkennbare Genugthuung erstritt. Der Friede zu Sitvatorock (den 11. November 1606) ordnete die Gestaltung völkerrechtlicher Verhältnisse zwischen den übermüthigen Osmanen und dem übrigen Europa; er setzt (nach Herrn von Hammer) „den Grenzstein der, Europa mit Eroberung bedrohenden türkischen Macht" und sprengte für immer die Kette steuerpflichtiger Unterwürfigkeit, welche ein halbes Jahrhundert hindurch durch jährlich gesandte Ehrengeschenke, welche die Türken Tribut nannten, nachgeschleppt ward. Georg Basta starb, große Reichthümer hinterlassend, schon am 22. November 1606, nach einer üppigen Mahlzeit vom Schlage gerührt; den

Ungarn blieb sein Name in ungesegnetem Andenken wegen seines Geizes und seiner Grausamkeit, und als fanatischer Verfolger der Protestanten eines unheilvollen Antheils des immer wiedererneuten ungarischen und siebenbürgischen Aufstandes gegen den Kaiser beschuldigt. Mit Recht vindiciren wir dagegen unserm vergessenen Helden einen wichtigen Anspruch an der Erreichung eines so denkwürdigen Zieles, als der Friede bot! —

Des Feldmarschalls Familie, gehoben durch den Namen eines Gliedes, tritt im siebzehnten Jahrhundert nicht in die Dunkelheit zurück; zwei seiner Verwandten, die er auf den ungarischen Kriegsschauplatz gerufen, Burkhard und Hieronymus, zeichneten sich später als kaiserliche Generale aus; Hans George war 1648 französischer Generalmajor und Commandant von Schorndorf. Wahrscheinlich blüht die Familie in einzelnen Zweigen in Mitteldeutschland noch fort, und Schreiber dieses, hoffend, daß Hausarchive über manche dunkeln Lebensverhältnisse des Feldmarschalls Nachricht enthalten, fodert etwaige Nachkommen des merkwürdigen Vorfahren auf, ihn mit Vorgefundenem zu versehen, dessen Bekanntmachung in geeigneter Art der deutschen historischen Lesewelt gewiß nicht unwillkommen sein wird.

Greifswald, den 25. Februar 1837.

Verzeichniß
der gebrauchten Quellen.

Mémoires de Bassompierre (Collection par Petitot).
Oeuvres de Brantôme.
Daniel, Histoire de France.
Daniel, Histoire de la milice française.
Davila, Istoria delle guerre civili di Francia.
Geschichte der Grafen von Eberstein.
Hammer, Geschichte des osmanischen Reichs.
v. Hormayr, Taschenbuch.
Imhof, Notitia S. romani germanici imperii procerum.
Isthuanfi de rebus ungaricis, Libb. XXXIV.
Keyßler's neueste Reisen.
Khevenhiller's Annales Ferdinandei.
Sachsen-Coburg'sche Historie, von G. P. H.
Leutingeri de Marchia commentarii.
Ludolf's allgemeine Schaubühne der Weltgeschichte.
Mezeray, Histoire de France.
Münch, Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg.
Niemann, Geschichte der Grafen von Mansfeld.
Piasecii Chronica rerum in Europa gestarum.
Mémoires de Pontis (Collection par Petitot).

Mathieu, Histoire générale des regnes de Henry III, Henry IV et Louys XIII. Montbelliard 1625.
Perefixe, Histoire de Roy Henry le Grand.
Recueil de plusieurs pièces servans à l'histoire moderne.
H. v. Schweinichen, herausgegeben von Büsching.
Cyr. Spangenberg, Adelsspiegel.
Thuani histor. sui temporis.
Wolf, Geschichte Maximilian's I und seiner Zeit.
Wallhausen, Kriegskunst. Danzig 1615.
Zedler's Universal-Lexicon.

II.

Ueber den politischeu Einfluß
der
Königin Marie Antoinette
von Frankreich.

Von
Karl Georg Jacob.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte.

Schiller.

Die Geschichte des politischen Einflusses der Königin Marie Antoinette läßt sich am bequemsten in drei Abschnitte zerlegen. Der erste umfaßt ihr Leben als Königin von Frankreich seit dem Jahre 1774 bis zum Tode des Premierministers Maurepas im November 1781. Von da beginnt ein zweiter Abschnitt bis zur Eröffnung der reichsständischen Versammlung im Mai 1789, der dritte endlich schließt mit der Zerstörung des Königthums in Frankreich am 10. August 1792.

Als Marie Antoinette von Oestreich in dem blühenden Alter von fumfzehn Jahren am 30. Mai 1770 zuerst in Versailles erschien, war Alles von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit im hohen Grade eingenommen. Sie war keine regelmäßige Schönheit, nicht vollkommen gut gewachsen, Nase und Mund schienen nicht zu der übrigen Form des Gesichts zu passen. Dagegen malte sich in ihren Augen ein jeder Seelenzustand, man konnte Wohlwollen oder Widerwillen nicht deutlicher ausgedrückt sehen als in den

ihrigen, Haut und Teint waren von unvergleichlicher Weiße, Weiche und Feinheit, schönere Arme und Hände konnte man nicht leicht sehen. Dazu besaß sie viele Annehmlichkeit in ihrer Haltung, eine außerordentliche Anmuth im Grüßen, einen bald edeln und festen, bald weichen und schwebenden Gang, mit einem Worte, eine so seltene Eleganz und Grazie, daß sie leicht weit schönern Frauen den Preis streitig machen konnte, ohne darum selbst die schönste zu sein *).

Daß die Fürstin, mit solchen Eigenschaften, die recht eigentlich dazu gemacht waren, ihr die Herzen der französischen Nation zu gewinnen, nicht ganz ohne Erwartung eines bedeutenden Antheils an der Regierung nach Frankreich gekommen sein mochte, war in den damaligen Verhältnissen dieses Staates zu begründet, als daß es einer langen Auseinandersetzung bedürfen wird. Ludwig XV war alt und nach menschlicher Berechnung seinem Tode sehr nahe; sein Enkel, Marie Antoinette's Gemahl und der dereinstige König, hatte noch keine hervorstechenden Eigenschaften gezeigt und galt für einen guten Mann, aber von mittelmäßigen Talenten; erster Minister war der Her-

*) Mémoires de Besenval. T. II. p. 102. T. III. p. 330. Fleury, Mém. I. 144. 145. Denkwürd. des Gr. Alex. von Tilly. I. 41 f.

zog von Choiseul, des östreichischen Ministers Kaunitz politischer Verbündeter, von dem sich nicht erwarten ließ, daß er einer Königin, die sein Einfluß in das Land gerufen hatte, Hindernisse bei Ausübung ihrer Gewalt in den Weg legen würde, von dem sich vielmehr voraussehen ließ, daß er durch die junge Fürstin sich selbst seinen Einfluß zu sichern bemüht sein würde. Beide aber, der Minister sowol als die Dauphine, wurden in ihren Erwartungen bitter getäuscht, als es der Partei der du Barry und des Herzogs von Aiguillon bereits im November 1770 gelang, den Herzog von Choiseul aus dem Ministerium zu entfernen. Rath- und freundlos stand jetzt Marie Antoinette in der Mitte eines Hofes, der sie mit wenigen Ausnahmen nicht liebte und es aus verschiedenen Gründen ungern sah, daß sie die Gemahlin des künftigen Königs von Frankreich geworden war. Denn auf der einen Seite hatten die Töchter Ludwig XV und Tanten des Dauphins, die Prinzessinnen Adelaide, Victorie, Sophie und Louise Marie es gar kein Hehl, daß sie die Verbindung ihres Neffen mit einer östreichischen Prinzessin misbilligten, und begünstigten daher auch alle Die, welche der Dauphine abgeneigt waren. Dies war aber die ganze Partei der Gräfin du Barry. Sei es nun, daß die so lange Zeit allmächtige Favoritin den Einfluß einer jungen, schönen Fürstin fürchtete, oder daß ihre Anhänger, vor allen

Aiguillon, die vermeintliche Herabwürdigung Frankreichs unter Oestreich überall mit so grellen Farben darzustellen wußten, kurz die Dauphine verlor sehr bald fast alle ihre Anhänger und sah sich nur auf den sehr engen Kreis ihrer beiden Schwäger, der Grafen von Artois und Provence, und deren junge Gemahlinnen beschränkt. Die Gleichheit des Alters veranlaßte allerhand gesellige Vergnügungen, namentlich theatralische Belustigungen, wobei der Dauphin allein den Zuschauer machte, da die Sache sehr geheim betrieben werden mußte und nicht zur Kenntniß Ludwig XV oder seiner Töchter gelangen durfte. Wie liebenswürdig Marie Antoinette auch immer bei diesen Spielen war, so vermochte sie doch nicht ihres Gemahls Kälte und Gleichgültigkeit zu überwinden, sodaß wol hier und da der Gedanke laut werden konnte, als stehe eine baldige Trennung dieser Ehe bevor *). Seine Gemahlin suchte daher auf einer

*) Mém. de Mad. Campan, ch. 3. p. 62. (nach der stuttgarter Ausg.) Tant de charmes n'avaient même rien obtenu sur ses sens, il venait, par devoir, se placer dans le lit de la dauphine et s'endormoit souvent sans lui avoir adressé la parole. Tout était employé pour entretenir et augmenter la froideur que le dauphin témoigna long tems à sa jeune epouse. Elle en fut profondément affligée, mais ne se permit jamais d'articuler la moindre plainte

andern Seite Rath und Unterstützung, und zum Unglück traf ihre Wahl den Abbé Vermont.

Es ist aber dieser Mann für die spätern Schicksale der Königin Marie Antoinette durch seinen geheimen, langdauernden Einfluß zu bedeutend geworden, als daß wir nicht gleich am Anfange seiner gedenken müßten. Ehe die junge Erzherzogin nach Frankreich abreiste, wünschte Marie Theresie die Unterweisung ihrer Tochter in der französischen Sprache durch einen gebornen Franzosen. Der Unterricht, den sie von Felicie Fleury, der Schwester des berühmten Schauspielers, in Wien erhielt, schien unzureichend, und so sendete Choiseul den Abbé Vermont, der einige Zeit in Wien verweilte und mit seiner fürstlichen Schülerin nach Frankreich zurückkehrte. In einem unverdorbenen Herzen wurzeln die Eindrücke der ersten Jugend am festesten, daher schenkte auch Marie Antoinette dem Abbé ein außerordentliches Vertrauen, in welchem er sich auch zu behaupten wußte zum Leidwesen Aller, die der Königin eine aufrichtige Liebe und Zuneigung widmeten. Denn er war eitel, schwatzhaft, grob in seinen Manieren, ohne Rücksicht und Höf-

---

à cet égard. Quelques larmes qui s'échappaient involontairement de ses yeux étaient les seules traces que son service ait pu voir de ses peines secrètes.

lichkeit gegen Männer vom höchsten Range, eingenommen für die Grundsätze der neuen Philosophie und doch auch wieder für die Hierarchie des Klerus, je nachdem es sein Vortheil mit sich brachte. Dabei hatte er gar keine Vorstellung von den Pflichten einer Königin, noch einigermaßen gründliche Kenntnisse im Staatshaushalte, konnte also auch in keiner Angelegenheit der Königin guten Rath ertheilen. Man wird diese Schilderung, welche wir meistens mit den Worten der Madame Campan gegeben haben, vielleicht zu hart finden. Aber wenn auch nicht Alles wahr wäre, was sie über Vermont sagt, der lange Zeit ein Feind ihrer Familie war und nun mit großem Verdrusse das Vertrauen wahrnahm, welches die Königin einer so treuen Dienerin schenkte, so sind die Uebereinstimmung aller andern Berichte und die Offenheit, mit der sie sich im Julius 1789 über den Abbé gegen die Königin aussprach, genügende Beweise für die Wahrheit des Gesagten. Denn Besenval und Soulavie — zwei Männer von den verschiedensten politischen Farben — vereinigen sich vollkommen in ihren Aussprüchen über Vermont, den der Erste des allgemeinen Hasses, der ihn getroffen hat, für vollkommen schuldig erklärt, der Andere den Vater der Lüge und Falschheit nennt, wodurch allein es ihm gelungen sei, sein Werk im Trüben zu treiben

und auf diese Weise in den innern Gemächern der Königin zu herrschen.

Am 10. Mai 1774 starb Ludwig XV in Versailles. Das donnerähnliche Getöse der Hofleute, die sich aus den Vorzimmern des verstorbenen Königs hervordrängten, um dem neuen Herrscherpaare ihre Aufwartung zu machen, verrieth demselben, daß sie jetzt die Regierung antreten sollten. Da warfen sich Ludwig und Marie Antoinette, tief ergriffen von der Wichtigkeit des Moments, betend zur Erde und riefen aus: „mein Gott, leite uns, schütze uns, wir sind noch zu jung, um zu regieren." Der König war zwanzig, die Königin neunzehn Jahre alt *).

I.

Als Ludwig XVI den Thron bestieg, waren Geldnoth, eine in der Achtung gesunkene öffentliche Macht und eine gebieterische, öffentliche Meinung der Nachlaß der vorigen Regierungen. Frankreich, der Willkür müde und durch die lästige Lüderlichkeit Ludwig XV aufgebracht, bedurfte eines Regenten von reinen Sitten und von gutem, festem Willen, um der Monarchie ihr gebührendes Ansehen zu erhalten. Das Erste besaß der neue König vollkommen, das

*) Campan ch. 3. p. 88.

Zweite, wir meinen den festen Willen, nur in einem geringen Grade. Hierin lag eine große Auffoderung für die Minister und Hofleute, sich des Königs zu bemächtigen und durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel die Abhängigkeit desselben von irgend einer Partei zu bewirken. Der Einfluß der Königin war hierbei von der größten Wichtigkeit, denn man wußte am Hofe, daß die Zuneigung ihres Gemahls gegen sie im Steigen war, und konnte also vermuthen, daß sie bei dem schwachen Charakter des Königs auch Einfluß auf die Staatsgeschäfte erhalten würde, wenngleich auf der andern Seite ihre bisherige Zurückgezogenheit von denselben, sowie ihr Hang zu zerstreuenden Vergnügungen noch nicht errathen ließ, wie sie sich in dem neuen, ihr ungewohnten Elemente bewegen würde.

Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung wählte Ludwig XVI zu seinem ersten Rathgeber und Minister den Grafen Maurepas, einen Greis von mehr als siebzig Jahren, jedoch ohne ihm den förmlichen Titel eines Premierministers beizulegen. Auch die übrigen Ministerien wurden neu besetzt, die Gräfin du Barry erhielt Befehl, sich sofort vom Hofe zu entfernen, und mit ihr verschwanden Alle, welche bis jetzt unter dem Schutze dieses verächtlichen Weibes gelebt hatten. Am längsten behauptete sich noch der Herzog von Aiguillon. Doch mußte er auch in der Mitte des Jahres

1774 seine Entlassung nachsuchen, und hielt wol nicht mit Unrecht die Königin für die Ursache der ihm zu Theil gewordenen Ungnade. Boshaft und rachsüchtig soll er darauf sich noch längere Zeit in Paris, wo ihm der Aufenthalt, jedoch nicht der Zutritt zum Hofe gestattet war, damit beschäftigt haben, durch seine Freunde und Anhänger Schmähschriften und Spottlieder aller Art gegen den König, noch mehr aber gegen die Königin zu verbreiten. Auf die großen Nachtheile dieses Verfahrens machte Besenval (nach seiner eigenen Erzählung)*) die Königin aufmerksam und rieth ihr dringend an, die Verweisung des Herzogs auf sein Stammschloß Aiguillon zu bewirken. Wir wollen immerhin der Versicherung Besenval's zum Theil glauben, daß ihm die Sorge für das Wohl der Monarchin diesen Rath eingab; aber es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß Besenval der vertraute Freund des Herzogs von Choiseul und also auch ein erbitterter Gegner Aiguillon's war, daß er auf das Lebhafteste wünschte, seinen Freund Choiseul zu rächen, und daß er allerdings die Gewißheit hatte, es werde ohne Aiguillon's Entfernung Choiseul nie wieder zu seinem früheren Einflusse gelangen können. Ebenso ist Besenval offenherzig genug, zu gestehen,

*) T. II. p. 92—104. 105—124. 128—139. T. III. p. 372.

daß kein recht gültiger Vorwand für die Strafe der Verweisung von Paris gewesen sei.

Um nun aber die Gegenwirkung des Premierministers Maurepas, des Oheims des Herzogs von Aiguillon, zu beseitigen, so rieth Besenval, die Zeit, in welcher sich der König wegen der Krönungsfeierlichkeiten in Rheims aufhielte, zu benutzen, weil Maurepas dahin nicht folgen würde. Es war sehr leicht, die Königin für diesen Rath einzunehmen; Besenval brachte ihr die Sache so oft in Erinnerung, daß sie endlich den König bestimmte, den Verweisungsbefehl zu erlassen. Aiguillon mußte demnach Paris und die Umgegend verlassen, aber die Königin ward dafür ziemlich laut eines tyrannischen, eigenmächtigen Betragens angeklagt, und was für Besenval das Auffallendste war, eben sowol von den Anhängern Choiseul's, als von denen des gestürzten Ministers. Es war, sagt er, besonders eine Art philosophischen Mitleids; man hatte die Worte Tyrannei, strenge Justiz, bürgerliche Freiheit und Gesetz beständig im Munde, und am lautesten erhoben sich die Frauen, die sich zu Gesetzgebern aufwarfen und übertrieben, wie sie Alles zu übertreiben pflegen. Nun gesteht aber Besenval selbst ein, daß kein rechtskräftiger Grund zur Verweisung des Herzogs vorlag; wie kann er sich also wundern, wenn die damals so aufgeregte Nation hierin nur eine Erneuerung der so

verhaßten lettres de cachet fand, wenn man das Recht bürgerlicher Freiheit verletzt glaubte, ohne sich um die weitern Umstände zu kümmern, und die allgemeine Erbitterung die Königin traf, weil sie für Diejenige galt, durch welche eine solche Willkür befördert wurde? Es ist ferner gar nicht unwahrscheinlich, daß die Anhänger der neuen Philosophie, zu der sich die meisten Freunde Choiseul's bekannten und die nicht durch ein so persönliches Interesse an Marie Antoinette gefesselt waren, wie der Herzog von Choiseul selbst, die Einmischung einer Frau in die innern Angelegenheiten des Staats ganz besonders tadelten, um dadurch die monarchische Gewalt überhaupt herabzusetzen und durch ein recht deutliches Beispiel zu zeigen, zu welchen Misbräuchen jene Gewalt führe. Dieser Fortschritt zur Verbreitung ihrer Ideen und Gewinnung der öffentlichen Meinung für sich erschien ihnen unstreitig wichtiger als der noch tiefere Fall eines bereits unschädlichen Feindes. Was endlich das Urtheil der Frauen anlangt, so erscheinen ihrem Sinne gewöhnlich Huldigungen, welche dem höhern Range dargebracht werden müssen, weit weniger drückend als fremde Ansprüche auf höhere Reize und Liebenswürdigkeit. Diese Eigenschaften besaß Marie Antoinette, und da sie ihr selbst Neid und Eifersucht nicht streitig machen konnten, so gefielen sich viele Frauen darin, bei sich selbst und Andern die Ueberzeugung hervorzu-

rufen, daß ein erniedrigender Gebrauch (wie in dem gegenwärtigen Falle ein unedler Einfluß auf den König) selbst jene Eigenschaften herabwürdige. Daher erklären sich die harten Aeußerungen allgemeiner Erbitterung bei den Frauen gegen die Königin, welche so häufig und zwar in den höchsten Ständen hervortraten. Und diese Verleumdungen waren ein weit wirksameres Gift gegen die Tugend und den guten Namen der Königin, als die rohen Angriffe der pariser Fisch- und Hökerweiber.

Als Besenval (wir folgen noch seiner Erzählung, die ohne innere Widersprüche ist) der Königin noch in Rheims seinen Glückwunsch über die gelungene Verweisung des Herzogs von Aiguillon abstattete, machte er sie darauf aufmerksam, daß dies nur als der erste Schritt zu einem großen und dauernden Einflusse zu betrachten sei; das Nothwendigste sei jetzt, alle Ministerstellen mit ihr ergebenen Männern zu besetzen. Eine solche Gelegenheit biete sich aber jetzt dar, indem Malesherbes, der Minister des königlichen Hauses, freiwillig seine Entlassung verlangen würde. Sie möchte nun durch ihren Einfluß den Herrn von Ennery, für dessen Ergebenheit er einstehen könne, zum Seeminister befördern, er wolle dann den bisherigen Seeminister Sartines bewegen, dafür die Stelle eines Ministers des königlichen Hauses anzunehmen. Die Königin genehmigte auch diese Idee ohne allen Wi-

versprach: man sieht wol, daß die Gelegenheit, frei und uneingeschränkt zu handeln und sich einzelne Männer persönlich zu verbinden, sie über die Befähigung derselben zu so verschiedenen Aemtern hinwegsehen ließ. Indeß fehlt es auch in der neuesten Geschichte Frankreichs nicht an ähnlichen Beispielen, aus denen man allerdings den Schluß ziehen könnte, daß ein französischer Minister fähig sein müsse, einem jeden Departement vorzustehen. Genug, die beiden genannten Minister wurden von dem Wunsche der Monarchin in Kenntniß gesetzt. Diese Neuerungen konnten dem Minister Maurepas nicht anders als sehr bedenklich erscheinen, indem er einmal die Einmischung einer jungen, leichtsinnigen Königin in Staatsangelegenheiten zu fürchten genügende Ursache hatte, und zweitens mit Schrecken sah, daß alle diese Versuche darauf abzweckten, den Herzog von Choiseul wieder zum Minister zu erheben. Es war ihm bekannt, daß Marie Antoinette ihn nicht liebte, daß sie dagegen dem Herzog von Choiseul mit der größten Anhänglichkeit ergeben war; ja, es konnte ihm auch nicht fremd geblieben sein, daß die Königin gleich nach der Thronbesteigung ihres Gemahls ihn inständigst um die Zurückberufung Choiseul's gebeten habe. Sie hatte dies Gesuch erneuert, als derselbe bei den Krönungsfeierlichkeiten wiederum am Hofe erschienen war; aber der König weigerte sich fortwährend, ihren

Wünschen Gehör zu geben, da ihm eine zu starke Abneigung gegen diesen, sowol der Geistlichkeit wegen der Aufhebung der Jesuiten, als auch dem hohen Adel verhaßten Minister beigebracht worden war. Doch gab Choiseul selbst um diese Zeit von Neuem der Hoffnung Raum, in das Ministerium eintreten zu können, ohne jedoch, wie Besenval — und gewiß nicht ohne Grund — versichert, bestimmte Schritte in dieser Angelegenheit zu thun. Die Königin aber sah wohl ein, daß die Vorurtheile des Königs zu stark wären, als daß sie die Zurückberufung des ihr so werthen Ministers würde erlangen können. Sie hätte vielleicht bei größerer Kraft und Ausdauer eher den Minister Maurepas von seinem Posten entfernen können, obgleich derselbe im Vertrauen des Königs sehr hoch stand und vom Monarchen gewiß nicht gern aufgegeben sein würde.

Gegen die Ernennung des Herrn von Ennery sprach noch besonders der Finanzminister Türgot, der gern Malesherbes zum Minister des königlichen Hauses befördert hätte. Die Rathgeber der Königin foderten von ihr schnelle und entscheidende Schritte, namentlich bei dem Könige; sie versprach Alles, was man von ihr verlangte; „allein", so klagt Besenval, „ich hatte noch nicht ihr Cabinet verlassen, so war schon Alles wieder vergessen". Sie überließ sich während vier wichtigen Tage zerstreuenden Vergnügun-

gen, die Gegenpartei benutzte dieselben besser und erlangte die Ernennung des Herrn von Malesherbes. Welche Gründe Maurepas und sein Anhang bei dem Könige in dieser Angelegenheit geltend gemacht haben, ob es, wie Soulavie behauptet, der Widerwille gegen jede Annäherung mit Oestreich war, als deren Hauptbeförderer früher Choiseul, jetzt die Königin, angesehen wurde, oder man überhaupt dem Monarchen Mistrauen gegen die Einmischung der Königin in Regierungsangelegenheiten eingeflößt habe, läßt sich nicht mit einiger Gewißheit bestimmen. Aber das geht deutlich aus dieser Intrigue hervor, daß damals der Einfluß der Königin noch gering war und sich erst im Werden befand. Indeß schien derselbe doch ihren Gegnern zu furchtbar, und die Möglichkeit, daß der König in jeder Stunde durch die weiblichen Künste seiner Gemahlin umgestimmt werden konnte, zu sorgenerregend, daß Maurepas nicht willig die Hand geboten haben sollte, als die Rathgeber der Königin eine förmliche Aussöhnung vorschlugen. Hocherfreut erschien der König selbst bei der ersten Unterredung und Maurepas bewies seine Gefälligkeit, indem er sogleich und in Gegenwart der Monarchin Regierungsangelegenheiten verhandelte. Nun hatte man zwar der Königin dringend empfohlen, diese wichtigen Momente zu benutzen und in ihnen sich einen dauernden Anspruch auf die Mitleitung öffentlicher Angelegenheiten

zu erwerben; aber das vermochte sie nicht. In jener Zeit war es der liebenswürdigen Frau noch nicht möglich, den Angelegenheiten des Staats eine ununterbrochene Aufmerksamkeit zu schenken, indem Zerstreuungen, Vergnügungen und die Sehnsucht, in Gesellschaft der Personen ihres vertrautern Cirkels zu leben, sie fortwährend von wichtigen Dingen abzogen. Freilich war die neunzehnjährige Fürstin mit den innern Angelegenheiten Frankreichs, dem Rechtszustande, den Handels- und Fabrikverhältnissen des Landes so wenig bekannt, daß lange Vorträge sie eher ermüden, als zum Eifer, sich mit diesen Dingen bekannt zu machen, veranlassen konnten.

Wir haben den engern geselligen Cirkel der Königin erwähnt, den Ort, in dem sie vielleicht die meisten unter den wenigen angenehmen Stunden während ihres Aufenthalts in Frankreich zugebracht hat, der aber dafür auch die Zielscheibe des Neides und der Verleumdung des übrigen Hofes geworden ist. Es ist schon aus den Campan'schen Memoiren auf das Deutlichste zu ersehen, daß die übergroße Wichtigkeit, welche den Formen der strengsten Etiquette von den ersten Familien des Hofes beigelegt wurde, sowie die sich schon vor und gleich nach Marie Antoinette's Thronbesteigung deutlich zeigende Abneigung der königlichen Tanten und anderer alten Herzoginnen und Gräfinnen die junge Fürstin ein lebhaftes Ver-

langen nach dem Umgange mit jüngern Frauen und nach angenehmen Formen der Geselligkeit empfinden ließ. Einen solchen Umgang fand die Königin zuerst in der Gesellschaft der Prinzessin Marie Therese Louise von Lamballe. Sie ernannte die nur sechs Jahre ältere Fürstin zur Oberaufseherin (Surintendante) des königlichen Hauses und fühlte sich durch ihre Schönheit, Sanftmuth, ihr verbindliches Wesen und ihre sich stets gleiche, heitere Stimmung lange Zeit in einem solchen Grade angezogen, daß auch in späteren Jahren, wo die enge Freundschaft in Folge mannichfaltiger Intriguen und Hofkabalen, für welche die Prinzessin von Lamballe weder Sinn noch Geschick hatte, aufgehört hatte, noch immer ein sehr inniges Verhältniß zwischen Beiden bestand. In dem Lobe der Fürstin, die der Königin bis zum Tode getreu geblieben ist, vereinigen sich alle Stimmen, nur nicht die der Gräfin von Genlis *). Sie schildert sie als eine sehr unbedeutende, affectirte Dame und beklagt es, daß eine solche Frau von der Königin zu ihrer ersten Freundin gewählt werden konnte. Hätte die gottselige Frau Gouverneur-Gouvernante (wie sie der Baron Grimm nennt) aber doch wenigstens bei sich überlegt, ob sie, der es nicht schwer ward, in der Politik die Farbe zu wech-

*) Denkwürd. II. 211.

sein, vor einem Blutgerichte eine Treue hätte bewahren können, die das Vertrauen der Königin vollkommen rechtfertigte. Vergleicht man übrigens beide Charaktere, so begreift sich wohl, was die Genlis selbst gesteht: „Ich habe nicht die Ehre gehabt, von der Prinzessin Lamballe geliebt zu werden.“ ....

Weit mehr als die genannte Freundin war die andere Vertraute der Königin in die politischen Verhältnisse ihrer Monarchin verwickelt, und der Haß, mit dem die Königin Jahre lang verfolgt worden ist, traf nicht minder ihre Freundin, die Herzogin von Polignac. Das Fräulein Gabriele Jolante Martine von Polastron, vermählte Gräfin Jules von Polignac, zog, als sie in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren zuerst am Hofe zu Versailles erschien, Aller Augen auf sich, sowol durch ihre Schönheit, als besonders durch die Anmuth und den großen Liebreiz in allen ihren Handlungen. „Sie war,“ sagt Besenval, unstreitig die hübscheste Frau ihrer Zeit“; „es war unmöglich,“ äußert Ségur, „eine Person mit einem angenehmeren Gesichte, sanfteren Blicke, einer lieblichern Stimme und liebenswürdigern Eigenschaften des Geistes und Herzens zu finden“ *). So urtheilen auch

*) Besenval, II. 25. Soulavie, Mém. VI. 27—31. Dagegen Ségur, Mém. I. 232. Amie sincère, c'était Marie Antoinette et non la reine qu'elle aimait et

andere Zeitgenossen, nur Soulavie erklärt mit großer Bestimmtheit das Gegentheil. Seiner Ansicht nach war ihre vorzüglichste Eigenschaft die Kunst, sich zu verstellen, mit Gefühlen zu spielen, zu erröthen wie ein unschuldiges junges Mädchen (beauté novice), während sie eigentlich nur daran dachte, sich und ihre Familie zu bereichern und die Einbildungskraft der Königin mit unreinen Bildern zu erfüllen. Gegen einen solchen Vorwurf entgegnen wir nur, daß der König Ludwig XVI einer so sittenlosen Frau seine Achtung nicht würde bis zu seinem Ende erhalten haben. Kam er gleich nicht in ihre Cirkel, so würde doch ein so anstößiger Lebenswandel ihn gewiß vermocht haben, sie aus der nähern Umgebung der Königin zu entfernen. Ueberdies ist Soulavie besonders da ein sehr unzuverlässiger Zeuge, wo er von dem Privatleben hochgestellter Personen spricht.

Die Königin lebte bereits seit mehren Jahren in einem sehr freundschaftlichen Verkehre mit der Gräfin Polignac, die nach unverwerflichen Zeugnissen in ihr nur die Freundin, nicht aber die Königin von Frankreich liebte und aufrichtig bemüht war, überall nur ihren Ruhm zu erhöhen, als sich die Prinzessin von Rohan-Guémené wegen einer außerordentlich gro-

---

dans tous les conseils qu'elle lui donnait, elle n'avait pour but que sa considération et sa gloire.

ßen Schuldenlast genöthigt sah, ihre Stelle als Erzieherin der Kinder von Frankreich niederzulegen. Die hierdurch erledigte Stelle bestimmte die öffentliche Stimme nach Besenval's Erzählung der Herzogin von Polignac. Diese aber erklärte sich gegen ihn auf das Bestimmteste, daß sie eine so drückende Stelle und eine so große Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen würde, wobei Besenval bemerkt, daß die Frau von Polignac von Natur ein sehr ruhiges Temperament gehabt, und daß sie ihren Platz einer Favoritin der Königin gern würde einer Andern überlassen haben, wenn sie nicht eine so aufrichtige Anhänglichkeit an dieselbe gehabt hätte. Doch ergriff er eine Gelegenheit, der Königin vorzustellen, daß es nach den vielen Beweisen von Gunst, welche sie bereits der Herzogin ertheilt habe, eine öffentliche Herabwürdigung sein würde, wenn sie die Stelle nicht erhielte, wobei er denn auch zu verstehen gab, daß sich ja wol Mittel finden ließen, ihr dies Amt nicht so bindend zu machen, als sie gefürchtet habe. Nach einigen Tagen meldete Frau von Polignac dem Marquis, daß die Königin ihr die Stelle als Erzieherin der Kinder von Frankreich mit einer solchen Huld und mit so vielen Beweisen von Freundschaft und Theilnahme (sensibilité) angeboten, daß sie nicht habe dieselbe ausschlagen dürfen, wie sehr sie auch immer sich vor dem Drückenden derselben fürchte. „Die Freunde der

Herzogin, sagte die Königin bei dieser Gelegenheit zu ihrer treuen Campan, werden sich über den Glanz und über die Bedeutung freuen, die ein solcher Posten gibt. Was die Herzogin betrifft, so kenne ich sie; diese Stelle paßt durchaus nicht zu ihrem Geschmacke für das Ruhige und Einfache und für die Art von Sorglosigkeit, die in ihrem Charakter liegt. Es wird also der größte Beweis von Ergebenheit sein, den sie mir zu bringen im Stande ist, wenn sie sich in meine Wünsche fügt."

Nachdem Frau von Polignac auf diese Weise mit einer der bedeutendsten Hofwürden bekleidet war, sammelte sich um sie ein Kreis vertrauter Freunde und Anhänger. Eine der ersten Stellen nahm ihre Schwägerin, die Gräfin Diana von Polignac, ein, ein herrschsüchtiges Weib, deren Anmaßungen und Zudringlichkeiten der ganzen Familie in der allgemeinen Meinung viel schadeten. Außer ihr gehörten die Prinzessinnen von Chimey und von Tarcet, die Frauen von Tourzel, Chalons und Andlau, die Herzogin von Fitz-James, von den Männern die Herren von Coigny, Fersen, Adhemar, Dillon, Besenval und Vaudreuil zu dieser vertrauten Gesellschaft, von denen Adhemar und Vaudreuil einen sehr großen Einfluß auf die Herzogin ausübten, mit dem nach mehren Berichten die Königin nicht ganz zufrieden war, obgleich sie selbst demselben nicht überall zu widerstehen

vermochte, wie denn die erste Aufführung von Beaumarchais' durch königlichen Befehl verbotener „Hochzeit des Figaro" auf einem Landhause des Grafen Vaudreuil und in Gegenwart der Königin selbst stattfand *). Marie Antoinette suchte nur in diesem Cirkel, der bald der Polignac'sche Cirkel genannt wurde, Entschädigung für die Opfer des Tages und die Langeweile des gewöhnlichen Hoflebens, und sie fand nach glaubwürdigen Zeugnissen in demselben die leichte Grazie der Unterhaltung, die ungezwungene Heiterkeit und die altfranzösische Galanterie, sodaß ein Mann, wie Graf Ségur, versichert, die Stunden wären ihm hier wie Minuten vergangen **). Und Ségur, der zugleich in den Zimmern der Madame Geoffrin oder der Mademoiselle L'Espinasse gern gesehen war, kannte den Ton der feinsten Gesellschaft so gut wie nur irgend ein Franzose. In diesen Unterhaltungen ward auch der Plan zu theatralischen Aufführungen entworfen. Da auch diese für Marie Antoinette eine Veranlassung harten Tadels geworden sind, so ist es wol nicht überflüssig, etwas bei ihnen zu verweilen.

Die Königin hatte die heitern Stunden noch nicht vergessen, welche sie als Dauphine in diesen unschuldigen Scherzen hingebracht hatte, aber erst mit dem

*) Fleury, Mém. II. 326. 58.
**) Mém. I. 56—62.

Jahre 1780 traf sie Vorbereitungen, diesen Wunsch zu befriedigen, der ihr jetzt durch die Gefälligkeit ihres Gemahls erleichtert wurde, obschon derselbe sonst kein Freund des Theaters war. Neu waren diese Lustbarkeiten am französischen Hofe nicht, sie hatten unter Ludwig XIV stattgefunden und selbst in den Gemächern der Maintenon waren Schauspiele aufgeführt worden *). In Paris herrschte überdies damals eine wahre Leidenschaft, auf Privattheatern zu spielen; das der Frau von Montesson im Palais Royal und das der Demoiselle Guimard zeichneten sich besonders aus, bis ihnen das Theater der Königin oder das der Comédiens ordinaires du Roi (so nannten sich diese vornehmen Schauspieler selbst) den Vorrang streitig zu machen suchten. Das Theater war in Trianon, dem Landhause der Königin, oder in Versailles; die ausgezeichnetsten Schauspieler der comédie française, wie Caillot, Richer, Preville, Fleury, Dezincour, waren mit der Leitung und Einübung der aufzuführenden Stücke beauftragt, und die Zulassung zu denselben galt als eine große Auszeichnung, welche die Königin nur den besonders Begünstigten zu Theil werden ließ. Aber die Zahl der vierzig Zuschauer, denen anfänglich der Zutritt vergönnt war, stieg bald

*) Oeuvres de Voltaire. XXI. 167.

in einem sehr bedeutenden Grade, und viele Künste wurden angewendet, um zu diesen Vorstellungen zugelassen zu werden. Die Königin war zu gutmüthig, um etwas abzuschlagen, und ihre Umgebungen benutzten dies trefflich für sich, während die Ausgeschlossenen diese Zurücksetzung allein der Königin zum Vorwurf zu machen pflegten. Die Fürstin selbst nahm eine Zeit lang an allem Theatralischen den lebhaftesten Antheil, sie war die Beschützerin der Schauspieler und Schauspielerinnen und benutzte ihren Einfluß, ihnen eine angemessene Stellung zu verschaffen oder sonst ihr Glück zu machen. So erzählt Fleury, wie er es bei ihr trotz vieler und mächtiger Gegner durchgesetzt habe, Mitglied des théâtre français zu werden, und wie die Königin ein anderes Mal beabsichtigte, ihn mit der Schauspielerin Raucourt, der sie eine bessere Lage verschaffen wollte, zu verheirathen. Fleury war kein gewöhnlicher Schauspieler, er hatte viel gesehen und erlebt, da seine theatralische Laufbahn in die Zeiten des alten Königthums, der Revolution, des Kaiserreichs und der Restauration gefallen war, man kann ihm also wol Glauben beimessen, wenn er bei der zuerst erwähnten Begebenheit bemerkt, daß man sich nicht wundern dürfe, daß die Königin in jener Zeit den Angelegenheiten des Theaters eine so große Aufmerksamkeit bewiesen habe. „Außerdem", fährt er fort, „daß sie mir um meiner Schwester willen wohlwollte,

hatte sie auch wirklich Freude daran, die Künstler zu beschützen. Was man jetzt als etwas Läppisches (futilité) ansehen würde, galt damals als ein Geschäft von hoher Wichtigkeit (affaire véritable), indem der Hof noch überdies bei solchen Einmischungen der Zeiten Ludwig XIV und Molière's eingedenk war." Mitunter wurde die Einmischung freilich auch bis zum Lächerlichen misbraucht, und fast hätte ein königlicher Machtspruch über die Besetzung einzelner Rollen auf dem Theater der Königin entscheiden müssen. Was nun Marie Antoinette's Talent und Fertigkeit auf der Bühne betrifft, so bezeugt Fleury, daß sie mit Gefühl, Liebreiz und Feinheit gespielt habe, daß man einzelne Rollen in kleinen Lustspielen oder Operetten habe gar nicht besser spielen können, und daß ihr dies Lob nicht blos als einer Königin gebühre, der man gewohnt sei, vielen Beifall zu spenden. Der Vorwurf ihrer Feinde, man müsse zugestehen, daß sie königlich schlecht (royalement mal) gespielt habe, sei also gänzlich unbegründet *).

*) Fleury gibt die hierher gehörigen Details II. 81—99. 112—114. I. 251—257. 300. II. 18—22. 30—32. Von der Königin sagt er: ses yeux sans être grands prenaient avec facilité tous les caractères, s'animaient de tous les sentimens: sa peau était admirable de blancheur et ses épaules éblouissaient aux

In diesen Kreisen lebte Marie Antoinette nicht wie die Königin eines dem äußern Glanze und Pompe unterwürfigen, eiteln Volkes, sondern als eine vornehme Dame, die hoch genug steht und reich genug ist, um die Unabhängigkeit als ihr höchstes Gut zu genießen. Aber bei ihrer angebornen Gutmüthigkeit und ihrer zärtlichen Liebe zu den Personen dieser nähern Umgebung wollte sie auch diese gern recht oft mit ihrer königlichen Gunst erfreuen. Dies traf nun vorzugsweise die Herzogin von Polignac; sie wollte die Freundin, die sie sich gewählt, beneidet sehen. Aber auch die Uebrigen wurden freigebig bedacht: die Gräfin Diana ward Ehrendame bei der Prinzessin Elisabeth, Graf Vaudreuil Oberfalkenier, Graf Adhemar Gesandter in London, Herzog Polignac Generaldirector der Posten und Oberstallmeister der Königin. Ebensowenig fehlte es an Geldbewilligungen, erhöhten Pensionen und Gratificationen, obgleich diese Summen, wenn man sie mit denen vergleicht, die unter Ludwig XV bewilligt waren, und wenn man zugleich

---

bougies; son cou onduleux, obéissant à tous ses mouvemens, terminait, pour ainsi dire, chaque pas qu'elle faisait en scène, par quelque chose de doux et de caressant; sa bouche même avec cette levre épaisse la servait à ravir et lui donnait un air boudeur charmant.

bedenkt, daß die französische Hof- und Verwaltungssitte dergleichen Schenkungen gut hieß, weit weniger bedeutend sind. Wir werden darauf weiter unten zurückkommen. Also dürfte der Vorwurf, daß Marie Antoinette in diesem Cirkel und für diesen Cirkel sehr bedeutende Summen verschwendet habe, nur in einem geringen Grade begründet erscheinen.

Weit begründeter erscheint dagegen der Vorwurf, daß die Mitglieder dieser vertrauten Gesellschaft ihr persönliches Talent benutzt haben, auf die Königin einen Einfluß in Regierungsangelegenheiten zu üben, und daß sie nicht genug Kraft besessen habe, ihnen zu widerstehen *). Es mag dieser Einfluß in den ersten Jahren ihrer Regierung (etwa bis in das Jahr 1777) weniger bedeutend gewesen sein, auch ward der Name der Königin in dieser Beziehung fast nur bei zwei Processen genannt, deren Revision sie bei dem Könige bewirkte. Aber der Hof zu Versailles war nun einmal ein Hof der Intriguen, und der Minister Maurepas, in Intriguen und Cabalen grau geworden, konnte auch nur durch solche bekämpft werden. Daß ihm die Königin nicht wohlwollte, ist bereits bemerkt worden, um so mehr fanden in jener Zeit die Einflüsterungen Derer bei ihr ein günstiges Gehör, die

*) Zinkeisen über Versailles im histor. Taschenbuche für 1837. S. 415 f.

mittels einer ganz entgegengesetzten Verwaltungsweise das wahre Glück Frankreichs weissagten. Nun besaß die Königin als solche einen durchaus edeln Sinn, eine uneigennützige Neigung zu helfen und eine lebhafte Theilnahme an dem Wohle des Reichs. Für eine junge Frau mit einem so wohlwollenden Gemüthe mußte also die moderne Philosophie eines Turgot und Necker, die fortwährend das Glück des Volkes als ihren einzigen und höchsten Zweck bezeichneten, einen unwiderstehlichen Reiz haben. Daher finden wir, daß Necker gleich zu Anfang seiner Laufbahn als Minister die gute Meinung der Königin für sich hatte. Diese steigerte sich, so oft er ihr die lästigen Bedenken des Premierministers bei allen Neuerungen, die er vorschlug, mittheilte, und sie zu überreden suchte, daß nur Maurepas dem Wohle der Nation hinderlich sei, während er selbst dasselbe aus allen Kräften zu befördern streben würde. Vielfache Zeugnisse bestätigen es, daß Necker in jener Zeit sehr hoch in der Gunst der Königin stand und daß sie seine Fähigkeiten unentbehrlich für Frankreichs Wohl, seine Verheißungen für unzweifelhaft gewiß gehalten habe *). Diese Meinung ward im Polignac'schen Cirkel, wo zwar nicht Alle so günstig gegen Necker gestimmt waren, wenigstens benutzt, um die Plane gegen

*) Schütz, Geschichte der Staatsveränd. I. 312 f.

Maurepas zu unterstützen. Nun klagen aber selbst die Anhänger der Königin, daß sie nicht verstanden habe, einen Plan folgerichtig durchzuführen. Sie war allerdings eine Frau von Geist und besaß auch die Fähigkeit, Umstände und Menschen zu benutzen und zu lenken, sobald sie ernstlich wollte, aber man mußte dazu ja die günstigsten Augenblicke wählen, denn sehr oft verursachte ihr das ernste Gespräch die tödtlichste Langeweile, und ernste Beschäftigung war ihr in jener Zeit wo möglich noch unangenehmer, als der Zwang der Etiquette, ja es wird von ihr ergebenen Schriftstellern versichert, daß sie außer einigen Romanen vielleicht nie ein Buch aufgeschlagen habe.

Ein so harter Vorwurf verliert jedoch an Wahrscheinlichkeit bei genauerer Beleuchtung desselben. Denn einmal war Marie Antoinette in Wien so sorgfältig unterrichtet worden, wie es von jeher die Weise des östreichischen Kaiserhauses gewesen ist, und wie es von der Kaiserin Marie Therese namentlich durch die glaubwürdigsten Zeugnisse bestätigt wird *). Marie

*) Montjoye I. 36—40. Fürst in Ranke's politisch-histor. Zeitschr. II. 4. S. 647 und die Instruction der Kaiserin über die Erziehung ihrer Töchter in den Verhandl. des histor. Vereins im Unter-Donaukreise I. 1. S. 30—35.

Antoinette sprach französisch und italienisch, wenn sie auch das erstere ebensowenig orthographisch richtig schrieb als Friedrich der Große, begünstigte die Musik und liebte die bildenden Künste. Nur trug sie ihre Kenntnisse nicht gerade so zur Schau, wie sie vielleicht in Frankreich hätte thun sollen und wie auch Madame Campan ihr scheint angerathen zu haben. Wenigstens berichtet sie in ihrer Correspondence avec la reine Hortense, wo man freilich mehr die maîtresse de pension als die première femme de chambre zu hören glaubt, daß sie der Königin vorausgesagt habe, sie werde in Folge ihrer Nichtachtung geistiger Größe den Schmähungen und dem Spotte der Libellisten verfallen. Eine Fürstin unserer Tage würde freilich dem vaterländischen Kunst- und Gewerbfleiße, wie auch den literarischen Bestrebungen ausgezeichneter Männer eine größere Aufmerksamkeit — ob aus Neigung oder aus Klugheit, bleibe dahingestellt — zugewendet haben; Marie Antoinette hat dies nicht gethan. Aber man muß auch billig sein und erwägen, wie außerordentlich schwer, ja fast unmöglich, es einer damaligen Königin von Frankreich war, sich Kenntnisse von den innern Angelegenheiten des Reichs oder von den Provinzen außerhalb Paris zu verschaffen. Es ist ja für die letztern in unserm Jahrhundert der Civilisation wenig genug geschehen. Nun gibt zwar Besenval zu erkennen, daß er sich viele Mühe gegeben

habe, die Königin zur Erwerbung einiger gründlicher Kenntnisse von den wichtigen Angelegenheiten, in die man sie verwickeln wollte, zu bewegen. Aber wir können diesen Aeußerungen kein zu großes Gewicht beilegen, da sich nicht voraussetzen läßt, daß Besenval der Königin die Nothwendigkeit wichtiger und zeitgemäßer Reformen vorgestellt habe, und dann ein Mann, der so sehr den Glanz des alten Hofes liebte, der sich so ungern von Bevorrechtungen lossagte und nur das Einzelne statt das Ganze im Auge hatte, war wol nicht geeignet, einer jungen Fürstin Lehren zu geben, besonders wenn sie in der selbstgefälligen Art vorgetragen wurden, die so oft aus seinen Memoiren hervorleuchtet. Es war Marie Antoinette's großes Unglück, daß sie so sehr jung nach Frankreich kam, daß sie dort keinen Beschützer, Rathgeber oder väterlichen Freund fand und aus einem in diesen Jahren so natürlichen Zuge des Herzens sich gern zu heiterer Gesellschaft und zerstreuenden Lustbarkeiten hinwendete. Da nun aber ihre Umgebungen leicht erkannten, wie groß ihr Einfluß auf Ludwig XVI war, wie gern die junge Königin Huldigungen annahm, die ihrer Liebenswürdigkeit dargebracht wurden und wie sehr sie sich darin gefiel, die Wünsche ihrer Freunde und Anhänger zu erfüllen, ohne grade auf die Zukunft Rücksicht zu nehmen, so ist es auf der andern Seite ebenso leicht, zu begreifen, daß ein jeder Höfling den

Versuch machte, durch die Königin seine Absichten durchzusetzen und den Augenblick zu benutzen, um sich den Weg zu Macht und Ehre zu bahnen. Eine folgerichtig durchgeführte Einmischung in die Geschäfte des Staats würde dem Rufe der Königin vielleicht weniger nachtheilig gewesen sein, als dieses leichtsinnige Erfassen von einzelnen Planen und dies augenblickliche Eingreifen in die Regierung des Staats, ohne sich um die Folgen zu bekümmern.

Wir glauben in diesen Ausführungen den Einfluß des Polignac'schen Cirkels auf die politische Handlungsweise der Königin hinlänglich geschildert zu haben und kehren nun wieder zur Erzählung der einzelnen Begebenheiten zurück.

Ein ziemlich helles Licht wirft auf die Handlungsweise der Königin zu jener Zeit ein Vorfall, der sich im April 1777 ereignete, als der Fürst von Montbarey Minister-Staatssecretair im Kriegsdepartement war. Derselbe hatte nämlich eine erledigte Obersten-stelle im Regiment Royal-Dragons an den Grafen von Laval-Montmorency mit Zustimmung des Königs ertheilt, ohne zu wissen, daß die Königin einen der beiden andern Bewerber mit ihrer besondern Gunst beehre und sich für ihn beim Kriegsminister St. Germain verwendet habe. Die Königin berief den Fürsten darauf zu sich, führte ihn in eine Fenstervertiefung und machte ihm im heftigsten Tone sehr bittere

Vorwürfe, daß er sich einer Gnade widersetzt, die sie erbeten habe!“ Montbarey mochte ihr betheuern, so viel er wollte, daß ihm ihre Empfehlung unbekannt gewesen und daß die Ernennung des Grafen Laval seinen Verdiensten ganz gemäß sei, es half Alles nichts, und er sah sich endlich genöthigt, der Königin zu antworten, daß er sich erinnern müsse, vor der Gemahlin seines Herrn und Gebieters zu stehen, um den Ausbruch der Empfindungen zurückzuhalten, welche ihre Vorwürfe in ihm erregten. Von der Königin auf eine harte, unfreundliche Weise entlassen, begab sich Montbarey sofort zum Könige und berichtete ihm, was so eben vorgefallen war. Der gutmüthige Monarch hörte ihn aufmerksam an und sagte, daß er selbst ja am besten wisse, wie die ganze Sache zusammenhinge, daß er daher auch selbst mit der Königin sprechen wolle. Einstweilen möge er sich nur beruhigen, es jedoch vermeiden, vor der Königin zu erscheinen und seinen ausdrücklichen Befehl abwarten, ehe er sich wieder in ihren Gemächern zeigte. Darüber verstrichen sechs Wochen. Dann erhielt Montbarey vom Könige die Anweisung, sich zur Königin zu verfügen. Er gehorchte. Die Königin empfing ihn mit Würde und Anmuth und sagte zu ihm folgende Worte: „Herr von Montbarey, an derselben Stelle, wo ich Ihnen vor sechs Wochen die härtesten Vorwürfe machte und Sie auf eine Weise behandelt habe,

die Sie betrüben und gegen mich aufbringen mußte, will ich Ihnen sagen, daß ich mein Unrecht eingesehen. Der König hat mir erzählt, wie Alles gekommen ist, was mich so unzufrieden machte; ich habe Sie deshalb rufen lassen, um an derselben Stelle, wo ich Ihnen Unrecht that, es einzugestehen. Ich bitte Sie, das Vorgefallene zu vergessen. Der König und ich, wir werden nichts unterlassen, um das Andenken daran zu verwischen."

Aufrichtiger und huldreicher konnte sich nicht leicht die Königin von Frankreich gegen einen Unterthan äußern, und ein so offenherziges Geständniß des Unrechts kann wol eine Unbesonnenheit gut machen. Daher haben wir auch die Aeußerung der Königin ihrer ganzen Länge nach mitgetheilt. Aber ebenso charakteristisch für sie als Frau und zugleich sehr bezeichnend für den Geist am damaligen französischen Hofe ist, was hierauf erfolgte. Die Monarchin wünschte nämlich, daß der Graf Laval seine Abreise noch auf acht Tage verschieben und daß Montbarey dessen Schwester, die Marquise von Fleury, bestimmen möchte, ihren Bruder dazu zu überreden. Was that der Minister? Er wendete sich zuerst an die Gräfin von Chateau-Renaud, diese wieder an die Marquise von Fleury, ihre Nichte, die gegen die Königin sehr eingenommen war. Die Letztere schlug es erst ab, an ihren Bruder zu schreiben, und entschloß sich dazu nur erst un-

ter der Bedingung, daß, wenn sie mit Frau von Chateau=Renaud beim Spiel der Königin erscheinen würde, die Königin ihr entgegenkommen und ihr persönlich ihren Wunsch erklären müßte. Montbarey hinterbrachte dies der Königin, die sich zu dieser Bedingung verstand. Und nun schrieb die Marquise den Brief, die Königin erhob sich, als jene zum Spiel kam, ging ihr entgegen und trug ihr ihren Wunsch vor, worauf dann Montbarey sogleich den Brief abschickte.

Wichtiger und einflußreicher erscheint die Mitwirkung der Königin bei dem ersten Schritte, den Necker, als Generaldirector der Finanzen, im Jahre 1780 öffentlich gegen seinen Chef, den Premierminister Maurepas, wagte. Necker lebte schon seit längerer Zeit in großer Uneinigkeit mit dem Seeminister Sartine und wünschte lebhaft dessen Entfernung; allein weder der König noch Maurepas wollten dazu ihre Einwilligung geben, und der Letztere hatte einen blos beiläufigen Vorschlag, den Herzog von Castries an Sartine's Stelle zu setzen, nur nicht gradezu von der Hand gewiesen. Im October 1780 ward Maurepas an der Gicht krank, der König ging nach Compiegne und Necker erhielt Gelegenheit, durch schwere Beschuldigungen gegen die ökonomische Verwaltung des Seeministers den auffallenden Zorn des Monarchen in dem Grade zu erregen, daß er auf die Ent=

fernung Sartine's einging, vorher aber von Necker wissen wollte, ob Maurepas mit diesem Antrage einverstanden sei. Necker entgegnete, daß der Minister darum wisse und nichts dagegen habe. Das Hinzukommen der Königin zur rechten Zeit bestimmte den König, Sartine's Entlassung und die Ernennung des Herzogs von Castries zu unterzeichnen und den Premierminister unterrichtete er eigenhändig von einer Veränderung, die, wie er glaubte, mit dessen Genehmigung geschah. Das Gelingen dieses ersten Schrittes gegen den bisher allmächtigen Maurepas messen die Rathgeber der Königin ausdrücklich ihrem Einflusse zu; der Minister soll, so wird erzählt, um seine Niederlage zu verbergen, öffentlich dem Vorgeben beigestimmt haben, als sei er, wie gewöhnlich, um Rath gefragt und erst nach seiner Genehmigung der Ministerwechsel beschlossen worden. Aber insgeheim stellte er dem Könige auf das Lebhafteste die Nachtheile seines übereilten Versehens vor und brachte ihn durch Darlegung der Hinterlist Necker's so gegen denselben auf, daß der Monarch nicht allein die Ernennung des Herzogs von Castries zurücknehmen, sondern selbst den Finanzdirector seiner Stelle entlassen wollte. Maurepas bekämpfte indeß diese neue Uebereilung, indem er den König aufmerksam machte, daß es zu hart sei, den Herzog von Castries einer solchen Schmach auszusetzen, ohne seine Fähigkeiten für die neue Stelle er-

probt zu haben, und daß man den Finanzdirector wegen der Abhängigkeit des durch ihn geschaffenen Credits von seiner eigenen Person in diesem Augenblicke nicht entbehren könne. Wer den Charakter des Königs kennt, wird leicht der Versicherung Glauben schenken, daß von dieser Zeit an Ludwig gegen Necker eingenommen sein mußte, wenn er gleich dem gemäßigten Rathe des Grafen Maurepas seinen Beifall nicht versagte. In den Augen der Welt aber ward Necker's Ansehen durch die Straflosigkeit des ersten gelungenen Versuchs gegen die Autorität des bisher Alles geltenden Maurepas wesentlich erhöht.

Schon im December desselben Jahres (1780) gewann die Königin einen neuen Sieg über den Premierminister, indem sie ihn nöthigte, das Kriegsdepartement wider seinen Willen an den Grafen Ségur zu vergeben. Die Erzählung dieser Ministerialveränderung in den Memoiren Besenval's und Ségur's ist ausführlich genug, um das Getribe am damaligen französischen Hofe in allen seinen Verzweigungen darzustellen*). Der bisherige Kriegsminister, Fürst von Montbarey, war ganz untauglich. Besenval gibt sich das Ansehen, als sei er zuerst auf den Gedanken gekommen, diese Stelle an einen der ver-

*) Mém. 235—239. Vergl. Besenval II. 330—374. Zu dem Folgenden Ségur 281—286.

dientesten Generale der französischen Armee, den Grafen von Ségur, zu vergeben. Die Herzogin von Polignac habe es über sich genommen, der Königin den Grafen zu empfehlen, die sogleich mit vieler Lebhaftigkeit auf diesen Vorschlag eingegangen sei, der auch dem Könige gefallen habe, nicht aber dem Grafen Maurepas. Unter mehren Gegengründen, die er vortrug, legte er besonders Wichtigkeit darauf, daß der Graf Ségur soeben erst von einer langwierigen Krankheit erstanden sei, und daß der Augenschein lehre, es werde ihm nicht möglich sein, einer so arbeitsvollen Stelle vorzustehen, als das Kriegsdepartement sei. Dies schien dem Könige gegründet, und er machte seiner Gemahlin deshalb Vorwürfe, worauf sich die Monarchin wieder bei der Herzogin von Polignac beklagte, daß sie durch ihre Empfehlung des Grafen in den Augen des Königs herabgesetzt worden sei. Die Herzogin empfand dies ihrerseits sehr übel und es erfolgte eine lebhafte Unterredung, die uns Besenval ausführlich geschildert hat, zwischen den beiden Freundinnen, die endlich damit endigte, daß die Herzogin bat, ihres Hofamtes entlassen zu sein, da sie das Vertrauen ihrer Gebieterin verloren habe. Die Königin suchte sie durch freundliche Worte zu begütigen, sie bat, sie weinte, ja sie fiel in der Heftigkeit ihrer Gefühle zu den Füßen der Herzogin. Da vermochte diese nicht zu widerstehen und das Band der

Freundschaft war zwischen den beiden Frauen enger als jemals geschlossen.

Mittlerweile hatte Maurepas das Schwanken des Königs benutzt und ihm den Herrn von Puysegur zum Kriegsminister vorgeschlagen. Aber Frau von Polignac machte der Königin bemerklich, daß ihre eigne Würde und ihr eigner Vortheil nicht gestatteten, daß Maurepas ohne alle triftige Ursache über sie in dieser Sache den Sieg davontrüge. Marie Antoinette begab sich am folgenden Tage, um sieben Uhr des Morgens, zu ihrem Gemahle, und als Maurepas auf ihr Verlangen erschienen war, warf sie in ihres Gemahls Gegenwart dem Minister vor, daß er sich selbst habe über Ségur's Befähigung zur Ministerstelle täuschen lassen oder gar den König selbst getäuscht habe. Maurepas, hierdurch überrascht, konnte sich im Allgemeinen nur vortheilhaft über Ségur äußern, mit dem er überdies nie in Feindschaft gelebt hatte. Der König hörte dies mit Vergnügen und die Königin ergriff die Gelegenheit, die königliche Ernennung auf der Stelle zu veranlassen. Als der neue Minister wenige Tage darauf (es war im Anfange des Januar 1781) der Königin vorgestellt war, äußerte sie sich in folgender Weise gegen Frau von Campan: „Sie haben so eben einen Minister von meiner Ernennung (de ma façon) gesehen. Ich bin darüber wegen des königlichen Dienstes sehr erfreut, da ich die Wahl für

recht gut halte, aber ich bin auch zugleich verdrießlich wegen des Antheils, den ich an dieser Ernennung habe. Ich bürde mir dadurch eine Verantwortlichkeit auf, ohne die ich sehr glücklich seyn würde, und um mich davon so viel als möglich frei zu machen, habe ich dem Herrn von Ségur so eben auf mein Ehrenwort versprochen, weder eine Bittschrift mit meinen Bemerkungen zu begleiten, noch seine dienstlichen Anordnungen durch Foderungen für meine Günstlinge zu durchkreuzen.

Wäre doch Marie Antoinette diesem Versprechen treugeblieben! Aber sie hing damals zu sehr von den Mitgliedern des Polignac'schen Cirkels und auf der andern Seite vom Abbé Vermont ab und gab sich bei dem Mangel eines richtigen Urtheils über Politik und Staatshaushalt nur zu leicht den Eingebungen des Augenblicks hin, als daß ein Minister mit einem festen Plane zur Verwaltung neben ihrem Einflusse hätte lange bestehen können. Wir geben hierzu einen Beleg aus der Amtsführung des genannten Grafen Ségur. Oft, so erzählt der Sohn in seinen Memoiren, warf die Königin meinem Vater vor, daß er es an Dankbarkeit und Gefälligkeit gegen sie fehlen lasse. Endlich bestimmte sie den König bei einer erledigten General-Inspecteurstelle, dem Minister zu befehlen, daß er zu diesem Posten einen Mann ernennen solle, den er selbst für untauglich hielt. Der Minister ge=

horchte, gab aber auch in demselben Augenblicke sein Entlassungsgesuch ein, das jedoch vom Könige nicht angenommen wurde. Als nun der neue General-Inspecteur kam, um sich bei ihm zu bedanken, entgegnete Ségur: „er sei ihm keinen Dank schuldig, da er sich aus allen Kräften einer so unverdienten Gunst widersetzt habe; er verdanke seine Ernennung allein der Königin.“ Marie Antoinette war darüber höchst entrüstet, sie ließ den Sohn kommen und ergoß sich in die bittersten Klagen über das Benehmen seines Vaters. Diese Unterredung ist für beide Theile gleich charakteristisch. „Ich verlange ja keine Ungerechtigkeit,“ sagte die Königin, „sondern glaube nur berechtigt zu sein, Militairs, welche gut gedient haben und durch ihren Namen und ihre Anhänglichkeit Berücksichtigung verdienen, zur Beförderung empfehlen zu dürfen. Ihr Vater nimmt aber keine Rücksichten auf mich, er beraubt mich aller Mittel, mir Jemanden zu verbinden. Als ich ihn zum Minister ernennen ließ (en le faisant nommer ministre), hätte ich nicht geglaubt, daß er mich ohne Unterlaß des süßesten Vergnügens berauben würde, Gutes zu thun und denjenigen Personen Dienste zu leisten, welche es durch ihre Anhänglichkeit an uns verdienen.“ Nach mehren Zwischen- und Einreden des Sohnes sagte endlich die Königin mit der ihr eigenen Grazie: „Wissen Sie was! Ich will glauben, daß Ihr Vater nicht

die Absicht hat, mir entgegen zu sein. Ich rechne im Gegentheil auf seine Dankbarkeit und achte sogar seine Strenge, obgleich diese ein wenig zu weit getrieben ist, und gebe zu, daß ich aus zu großer Nachgiebigkeit mich zu oft zu Empfehlungen von Personen bewegen lasse, deren Würdigkeit ich nicht genugsam kenne; ich habe es so gern, wenn Niemand unzufrieden von mir weggeht. Um nun für die Zukunft alle Händel zu vermeiden, soll jedes Mal, wenn ich einiges Gewicht auf ein Gesuch lege, oder um dessen Gewährung bitte, Ihr Vater kommen oder Sie an mich absenden, um mir die Gründe anzugeben, warum er mir nicht willfahren kann. Also sagen Sie ihm, daß wir wieder gut sind (que nous sommes raccommodés) und ich ihm blos über die verdrießliche Art noch böse bin, womit er seine Entlassung angeboten hat. Weder der König noch ich wollen diese genehmigen, weil wir überzeugt sind, daß er nur das Beste unsers Dienstes will und er, mehr als jeder Andere, im Stande ist, ihn zu versehen." Ségur versichert, daß die Königin seit jener Zeit sich nie übelgelaunt bezeigte, wenn sein Vater auf ihre Vorschläge oder Empfehlungen nicht einging. Also liegt auch hierin ein Beweis, daß Marie Antoinette wohl verstanden habe, das Richtige zu erkennen und einsichtsvolle Rathgeber zu schätzen, wenn sie das Glück hatte, solche zu finden.

Unmittelbar nach der Ernennung der Grafen Ségur ward im Januar 1781 das Compte rendu bekannt gemacht. Wie viel Antheil die Königin und die Personen ihrer nächsten Umgebung an dieser Veröffentlichung der französischen Finanzzustände gehabt haben, läßt sich gar nicht mit Sicherheit angeben. Vermuthen können wir indeß, daß diese öffentliche Rechnungslegung, welche der Monarchin als ein Mittel, das Wohl des Volkes zu befördern und unnützen Ausgaben für die Zukunft zu steuern, dargestellt war, nicht ohne ihre eifrige Mitwirkung vor sich gegangen war. Ebenso waren auch wol die nächsten, kühnen Schritte, die Necker that, sein Verlangen, zum Staatsminister mit Sitz und Stimme im Ministerium ernannt zu werden und als solcher alle Einkäufe in allen Verwaltungszweigen, besonders aber für die Land- und Seemacht, abzuschließen, mit der Königin und ihren Rathgebern verabredet und von vielen angesehenen Männern und Frauen unterstützt. Die Familie Noailles war Necker'n ganz ergeben, ebenso der Herzog von Choiseul, der Marquis von Castries, die Herzogin von Grammont, die Gräfin von Tessé, die Marquise von Coigny, die Frauen von Simiane und von Pax wendeten ihren ganzen Einfluß auf die elegante Welt in Paris zu Gunsten Necker's an, mehr vielleicht aus Haß gegen den alten Maurepas als aus wirklicher Ueberzeugung von der Nothwendig-

keit einer Reform *). Die Absicht, den Premierminister zu stürzen, lag deutlich genug am Tage, noch mehr, als Necker endlich den entscheidenden Schritt that, um Entlassung zu bitten, wenn man ihm nicht Alles gewähren wollte. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß diese Theilnahme an den Ministerversammlungen das einzige Mittel war, der zweideutigen Stellung des Finanzministers, in welcher seine Plane vom König genehmigt, aber durch die geheimen Vorträge und Anordnungen des Grafen Maurepas wieder gelähmt wurden, ein Ende zu machen. Den König aber befremdete eine so trotzige Sprache und so unerhörte Foderungen auf das Höchste und steigerte die Abneigung gegen Necker. Maurepas bemerkte dies, und da er den Schatz durch die gelungenen Anleihen nach dem Erscheinen des Compte rendu für einige Zeit gefüllt wußte, Necker also als der Schöpfer des neuen Credits ihm weniger nothwendig erschien, so glaubte er schon den Kampf mit ihm wagen zu können. Ueberdies sollte seine Existenz als Minister erst mit seinem Leben aufhören. Und so unterlag denn der Einfluß der Königin und die Idee von Necker's Unentbehrlichkeit dem Gegengewichte des

*) Mém. de la duch. d'Abrantès (zweite Folge) I. 98. Lally Tolendal, Biogr. Univ. XXXI. 11. Staël Considérat. I. 103.

alten Ministers, und der Finanzdirector erhielt am 20. Mai 1781, am Tage nach der Einreichung seiner letzten Erklärung, die nachgesuchte Entlassung.

Da der enthusiastische Beifall bekannt ist, mit dem das Compte rendu in Frankreich aufgenommen und die Verehrung gegen Necker dadurch außerordentlich vermehrt war, so bedarf es hier keiner weitern Auseinandersetzung, daß seine Entlassung eine große Trauer in ganz Frankreich erregte. Dieselbe erschien sogar um so gerechter, je weniger die Umstände und wahren Ursachen seines Falles der Menge bekannt sein konnten; den Kummer der Königin soll so weit gegangen sein, daß sie in Thränen ihr Zimmer hütete.

Maurepas überlebte seinen Triumph nur noch wenige Monate. Schon im November desselben Jahres entschlief er in aller Ruhe, und das Scepter, welches für ihn ein Spielzeug gewesen war, mit dem er sein kindisches Alter ergötzt hatte, ging nun an seinen eigentlichen Herrn, an den König, über. Die Stelle des Premierministers wurde nicht wieder besetzt, auch findet sich keine Spur, daß in den nächsten Jahren irgend ein Departementsminister einen vorherrschenden Einfluß erhalten hätte.

II.

Nach Maurepas' Tode wurde das Uebergewicht der Königin immer bedeutender und sichtbarer, ihr Einfluß auf ihren Gemahl erreichte in dieser Zeit und in den zunächst darauffolgenden Jahren die Höhe, auf welcher er sich bis zum Ende ihres Lebens behauptet hat. Die schon öfters bemerkte Aehnlichkeit zwischen der Geschichte Karl I von England mit der Ludwig XVI zeigt uns ebenso den Einfluß Marie Henriette's auf ihren Gemahl schnell zu einer bedeutenden Höhe gesteigert, nachdem er früher sich nur wenig bemerkbar gemacht hatte. Ludwig XVI liebte seine liebenswürdige Gattin auf das Innigste und bald bemerkte der Hof, daß nur noch das Gefühl für seine Pflicht mit der Neigung, ihr gefällig zu sein, kämpfen konnte; seine Gemahlin, so soll er sich geäußert haben, übe über ihn eine solche geistige Gewalt, daß er ihr nicht zu widerstehen vermöge *) Besenval spricht hier gewiß sehr richtig als vollgültiger Beurtheiler: „War es Gefühl für die Ueberlegenheit der Königin, war es Furcht, war es Reiz, gewiß

*) Aus Montberry's Memoiren in Rehberg's N. polit. Schrift. II. 137. Schütz I. 318—320. Zu dem Folgenden Besenval III. 330. 241. 62. 273. II. 95. 103. 239. 341. 373.

ist, daß der König diesem Eindrucke, dieser Neigung nicht mehr widerstehen konnte. Ich bin tausend Mal Zeuge gewesen, wie, wenn sie mit ihm sprach, seine Augen, seine Haltung einen Eifer, eine Lebhaftigkeit ausdrückten, die nur selten die angebetetste Geliebte erregen kann; Zärtlichkeit und Gewohnheit knüpften ihn an sie, gleich dem unterwürfigsten Liebhaber, und der rege Wunsch, der Königin nicht zu misfallen, lag beständig schwer in der Wagschale bei den Entschließungen des Monarchen." Derselbe weiset bei mehren Veranlassungen nach, wie alle wichtigen Angelegenheiten, als Besetzung bedeutender Aemter, politische Fragen, ja sogar Finanzsachen, ihr vorher mitgetheilt zu werden pflegten, indem sie wenigstens davon unterrichtet sein wollte, wenngleich sie ein folgerichtiges Durchsetzen verschmähte. Man wußte dann auch dazu die passendsten Tage und Stunden zu wählen, besonders wenn die Königin, von Lustbarkeiten oder Vergnügungen ermattet, nicht aufgelegt war, sich sehr in Geschäfte zu vertiefen, und entlockte ihr auf diese Weise manches Versprechen, was sie späterhin wol gern würde zurückgenommen haben. Dieser Leichtsinn einer sonst so anmuthigen Frau, die bei der Unentschlossenheit und Schwäche ihres Gemahls fast dazu gezwungen war, sich in Staatsgeschäfte einzumischen, ward im großen Publicum auf das Gehässigste entstellt, sodaß Haß und Verleumdung gegen die

Monarchin in dem Grade zunahmen, in welchem ihr Einfluß stieg. Denn wer nur immer eine gesuchte Beförderung nicht erhielt, gab der Königin die Schuld, namentlich galt dies von dem Hofadel, der sich stets der Monarchin feindlich bewies. Und wie sie früher durch ihre Nichtbeachtung der Etiquette und Verspottung des Ceremoniels sich die Damen des alten Hofes zu Feindinnen gemacht und die bittersten Schmähreden veranlaßt hatte, so wurden es jetzt die Gesellschaftscirkel der Frau von Staël, der Frauen von Luines, Lameth, Castelane, Tessé, Coigny und anderer, welche der Achtung gegen die Königin einen höchst empfindlichen Schaden zufügten. Es ist bekannt, einen wie thätigen Antheil das weibliche Geschlecht in Frankreich von jeher an den Staatsangelegenheiten gehabt hat und welche Bedeutung die Frauen zu Paris an den vorbereiteten Ereignissen der französischen Revolution erhalten haben. Das Wort „Freiheit" war in Aller Munde; Englands Verfassung, Amerikas Unabhängigkeitskampf wurden allgemein gepriesen; man gab sich das Ansehen, alle Unterdrückung zu hassen, während eine Jede im Herzen den lebhaften Wunsch hatte, zu herrschen und unter politischer Erhitzung den Haß gegen die Nebenbuhlerin zu verstecken suchte. Wie hätte unter solchen Verhältnissen die weibliche Eitelkeit, die in allen diesen Kreisen vorherrschte, es ruhig ertragen können, daß eine

einzige Frau sich eine so große Macht in Frankreich zugeeignet hätte. Alles dies zusammen hatte der Königin die Liebe des französischen Volkes bereits um diese Zeit so gut wie ganz geraubt. Das Volk empfing sie kalt und finster, Stellen in Schauspielen, die auf die ihr zur Last gelegten Fehler gedeutet werden konnten, wurden laut beklatscht, während noch wenige Jahre zuvor Anspielungen auf die Königin mit allgemeinem Beifall aufgenommen waren, und die Fischweiber und Damen der Halle erlaubten sich nicht selten sehr unehrerbietige Ausfälle gegen ihre Monarchin.

In die ersten Jahre dieses Abschnittes fällt die unmittelbare Theilnahme Frankreichs an dem Kriege der nordamerikanischen Colonien gegen England, die seit 1775 heimlich und seit dem Jahre 1778 öffentlich unterstützt worden waren. Man hatte in Frankreich mit Begeisterung die Sache der Nordamerikaner ergriffen, Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern, unter ihnen Lafayette, eilten nach Amerika, um unter Washington den Amerikanern Freiheit und solche staatsbürgerliche Rechte erkämpfen zu helfen, die ihr eigenes Vaterland nicht genoß; Franklin ward in Paris vergöttert, er hieß ein Orakel für die ganze gebildete Welt dieser Stadt, und so mußte der König nothgedrungen nachgeben und den Krieg an England erklären. Sein richtiger Sinn vermochte diesen En=

thusiasmus nicht zu theilen, doch sprach er sich darüber minder offen aus. Unverhohlener äußerte die Königin ihren Widerwillen gegen den nordamerikanischen Krieg; sie begriff nicht, wie man habe einem Monarchen rathen können, durch einen Angriff auf einen monarchischen Staat, wie England, und durch die Unterstützung republikanischer Grundsätze die Sache aller Könige und Monarchien anzugreifen. Ebenso wenig verträglich erschien es ihr mit der Würde Frankreichs, sich auf diese Art an England rächen zu wollen, und daher suchte sie auch bei dem Abschlusse des Friedens zu Paris im Jahre 1783 die englischen Abgesandten mit einer besondern Achtung zu behandeln. Uebrigens ließ Marie Antoinette es nicht an Beweisen huldvoller Gesinnung gegen den jungen Lafayette, den glänzendsten französischen Helden des beendigten Krieges, bei seiner Rückkehr aus Amerika fehlen. Sie führte seine Gemahlin in ihrem eigenen Wagen zur ersten Zusammenkunft mit ihrem Gemahle in das Hotel Noailles, wo derselbe abgestiegen war, empfing ihn selbst mit Auszeichnung und bemühte sich, ihm in mehren Audienzen zu zeigen, daß sie für Das, was die Menge für den Nationalruhm Frankreichs hielt, nicht unempfänglich sei.

Aber der Enthusiasmus für ein fremdes Volk und für eine fremde Freiheit schwand bald in Frankreich, als die hülflose Lage der Finanzen, die durch

den amerikanischen Krieg nur noch verschlechtert war, die Aufmerksamkeit von Neuem in Anspruch nahm. Gewöhnlich befestigen glückliche Kriege (wie allerdings der soeben beendigte war) das Ansehen und die Macht der Monarchen auch im Innern ihrer Staaten, denn das erhebende Gefühl des Sieges und des Ruhmes, die durch glückliche Anstrengungen für die Sache des Beherrschers errungen sind, begeistert die Anhänglichkeit und erhöht die Ehrfurcht. Jetzt aber trat keines von beiden ein, die allgemeine Stimme klagte vielmehr über Geldnoth, über Unordnung in der Verwaltung, über große Verschwendung von Seiten des Hofes, der Prinzen und besonders der Königin.

Unmittelbar nach Necker's Entfernung trat der Staatsrath Joly de Fleury mit dem Titel eines General-Controleurs an die Spitze der Finanzverwaltung. Er vermochte sich indeß nur bis zwei Monate nach dem Abschluß der Friedens-Präliminarien mit England (20. Jan. 1783) zu behaupten; sein Nachfolger, Ormesson, gab die Stelle schon im November desselben Jahres auf. Damals wurden einhundert achtunddreißig Millionen Thaler außer der gewöhnlichen Einnahme zu den Ausgaben des Jahres erfodert, der Schatz war aber ohne alles vorräthige Geld. Ihn zu füllen, erbot sich Calonne, bisher Intendant der Generalität Lille, ein Mann von vie-

lem Geist, von ausgezeichneter Gewandtheit und großer Liebenswürdigkeit im Benehmen, dabei aber leichtsinnig, sehr dem Vergnügen ergeben und in zerrütteten Vermögensumständen. Es gelang der Herzogin von Polignac, seine Ernennung zu bewirken, diesmal sogar gegen den Willen der Königin, von der Madame Campan ausdrücklich bezeugt, daß sie darüber ein außerordentliches Misvergnügen geäußert, daß sie Calonne im Hause der Herzogin einen gewandten Ränkemacher genannt habe, sodaß dies selbst auf ihre Freundschaft mit der Herzogin einen erkältenden Einfluß gehabt habe. Damals sagte die Monarchin, daß Fürsten, sobald sie Günstlinge hätten, neben sich eben so viele neue Mächte begründeten, denen anfänglich um ihrer Gebieter, dann um ihrer selbst willen Weihrauch gestreut würde, die im Staate eine Partei hätten, für ihren Kopf handelten und allen Tadel ihrer Handlungen auf die Fürsten zurückfallen ließen, denen sie ihr Ansehen verdankten. Wie sehr sich auch Calonne der Königin bei jeder Gelegenheit zu nähern oder ihr Beweise seiner Ergebenheit zu widmen suchte, so vermied sie ihn doch so viel als möglich. „Wünschen Sie mir Glück," sagte Marie Antoinette nach einer solchen Zusammenkunft zur Campan, „ich bin soeben einer Schlinge entgangen oder doch wenigstens einer Sache, die mir in der Folge hätte großen Verdruß zuziehen können." „Calonne,"

setzte sie dann hinzu, „wird die Finanzen des Staats ganz und gar zu Grunde richten. Man sagt, er sei durch mich angestellt; man hat bei dem Volke die Meinung erweckt, ich sei eine Verschwenderin, und doch habe ich nie gewollt, daß irgend eine Summe aus dem königlichen Schatze — wäre es auch für den ehrenvollsten Gebrauch — jemals in meine Hände käme*).

Allerdings war es eine von unzähligen Federn und Stimmen wiederholte und selbst durch Caricaturen, als deren Verfasser der Graf von Provence genannt wird, verbreitete Behauptung, daß durch die Verschwendung des Hofes und ganz besonders der Königin, Frankreichs Finanzen zu Grunde gerichtet worden sind, daß Calonne dazu die Hand geboten und daß seine maßlose Verschwendung und große Gefälligkeit gegen die Königin, den Grafen Artois und andere Prinzen des königlichen Hauses dem Lande bedeutende Summen gekostet habe. Eine gedrängte Zusammenstellung Dessen, was die Königin insbesondere angeht, wird das wahre Sachverhältniß zeigen.

Die sorgfältigsten Untersuchungen und Nachforschungen der Feinde der Königin haben, als sie endlich das Register aller geheimen Ausgaben des Hofes,

---

*) Mém. ch. 10. p. 330. 336. Rev. rétrosp. III. p. 461.

das sogenannte rothe Buch, in ihre Hände gebracht hatten, bewiesen, daß der Etat der Königin zur Besoldung und Unterhaltung ihres ganzen Hofes jährlich nicht mehr als eine Million Thaler betragen habe. Aus demselben rothen Buche ergibt sich ferner, daß außer den festgesetzten jährlichen Summen für den König und seine Gemahlin in funfzehn Regierungsjahren auf Anweisung sämmtlicher Finanzminister dieser Periode nicht mehr als drei Millionen Thaler ausgegeben sein konnten. Ob dieses Geld, sowie fast alle übrigen Angaben des rothen Buches von dem gewöhnlichen Etat, hier von dem des königlichen Hauses oder über demselben ausgegeben worden sind, bleibt, wie bei allen Abschnitten, unerörtert. Jedenfalls war ein großer Theil davon, selbst nach der Versicherung des Finanzausschusses, der dem Hofe die Mittheilung des rothen Buches abzwang, zum Ankauf zinsbarer Papiere verwendet worden, also wahrscheinlich um in der kritischen Zeit eine Art von Nothpfennig für den Monarchen zu bilden. Jene Summen aber können unmöglich die Finanzen Frankreichs so zerrüttet haben, als die Feinde der Königin wollen, sogar wenn man annimmt, daß manche Summen, wie etwa die fünfmalhundertfünfundfunfzig Thaler, der Betrag der geheimen Pensionen, nicht überall mit Sparsamkeit verausgabt worden wären. In der letzten Beziehung konnten allerdings einzelne Rechnungssätze für Unkun-

dige oder Solche, welche die Ausgaben unter Ludwig XV mit denen unter Ludwig XVI zusammenzustellen sich nicht die Mühe gaben, auffallend erscheinen. So bezog z. B. die Herzogin von Grammont 150,000 Livres, sowol für eigne Dienste in politischen Geschäften als für die ihres verstorbenen Bruders Choiseul; die Prinzessin von Vaudemont 60,000 L. wegen der wichtigen Dienste ihres Bruders Lambesc; Arthur Dillon, Eigenthümer eines schottischen Regiments, erhielt eine Pension von 160,000 L., in Betracht der auf den Antillen geleisteten Dienste und auf die Empfehlung der Königin; Graf Vaudreuil hatte in acht Jahren an jährlichen Gratificationen oder Zahlungsanweisungen die Summe von 2,885,000 L. bezogen, ohne seine Besoldung als Grand Fauconnier de la France; Besenval erhielt 200,000 L., um seine Schulden zu bezahlen, und eine Pension von 60,000 L. u. s. w. *)

*) Nach Montgaillard II. 216. 222, man sehe aber Schütz II. 26—35. Vergleicht man diese Summen mit den Pensionen und Jahrgeldern, welche Marie von Medicis während ihrer Regentschaft an einzelne Personen verwilligte, so können Ludwig XVI und Marie Antoinette immer noch sparsam genannt werden. So konnte Concini für die ihm gemachten Geldgeschenke binnen zwei Jahren für 700,000 L. Güter kaufen; Vendome erhielt 600,000 L., Longueville 1,200,000, Mayenne, Vater und Sohn, 2,000,000, Condé 3,660,000 L. u. s. f.

Aber trotz dieser Angaben fühlte die Commission, welche das rothe Buch bekannt gemacht hat, daß der Vorwurf unermeßlicher Verschwendung dadurch noch nicht hinlänglich gerechtfertigt sei. Denn sie sagt im Vorworte zum rothen Buche: „Dieses Register ist nicht das einzige, welches Beweise von Geldgier der Günstlinge enthält; die Commission entdeckt bei ihren fortgesetzten Arbeiten eine Menge Beweise anderer Plünderungen, die sie nach und nach ebenfalls bekannt machen wird.“ Indeß ist späterhin nichts weiter erschienen.

Ferner ist die Königin angeklagt worden, bei Hoffesten und auf ihren Lustschlössern und Landsitzen große Summen verschwendet zu haben. Ein in der That unbegreiflicher Vorwurf. Denn der französische Hof ist niemals weniger glänzend gewesen als zur Zeit Ludwig XVI, wo die Königin die Beschwerden großer Hoffeste fürchtete und dadurch dem Abbé Soulavie *) Gelegenheit gegeben hat, sich sehr unwillig über sie zu äußern, weil sie nach seiner Ansicht den früheren Glanz des Hofes heruntergebracht, die Staatskleider vereinfacht, statt der seidenen Stoffe leichtere Stoffe eingeführt und dadurch den Ruin der Fa-

---

Raumer, Geschichte von Europa seit dem Ende des funfzehnten Jahrh. IV. 11.

*) Mém. VI. 41—45.

briken in Lyon herbeigeführt habe. Marie Antoinette war allerdings in den ersten Jahren ihres Aufenthalts in Frankreich für neue Moden, Schmuck und Kleider lebhaft eingenommen und verstattete Juwelieren und der Modehändlerin Rosa Beatin öfterer den Zutritt, als es ihr selbst und ihrem guten Rufe nützlich war, wie sich dies namentlich in der berüchtigten Halsbandgeschichte zeigte, dessen handgreifliche Unwahrscheinlichkeiten nicht so leicht hätten Glauben finden können, wären nicht manche Unvorsichtigkeiten der Königin vorausgegangen *). Aber jene Liebhaberei kann unmöglich den Finanzen eines großen Reiches in dem Grade geschadet haben, wie es der Königin Feinde darzustellen bemüht gewesen sind. Nicht anders verhält es sich mit den großen Summen, welche Marie Antoinette in ihren Schlössern oder Landsitzen verschwendet haben soll. Zuerst ward dies von ihrem Gartenhause zu Trianon behauptet, wo sie sich am

*) Vergl. meinen Aufsatz im Lit. Zodiac. XII. 412. 447. „Die Halsbandgeschichte", sagt Goethe bei Eckermann II. 272, „geht als Factum der französischen Revolution unmittelbar voran und ist davon gewissermaßen das Fundament. Die Königin, der fatalen Halsbandgeschichte so nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und so hatte sie denn in der Meinung des Volkes den Standpunkt verloren, um unantastbar zu sein."

liebsten aufhielt. Hier sollten Millionen zum Aufbau und zur Ausschmückung des üppigen Wohnhauses vergeudet sein, zu den Amor- und Floratempeln, zu den Carrousels, zu den höchst sinnvoll erfundenen Gartenspielen aller Art und zur Anlage eines kleinen, artigen Müllerdorfes, worin zuweilen König und Königin als Müller und Müllerin zu sehen gewesen wären. Aber schon der kleine Raum des Hauses und Gartens zu Trianon würde beweisen, daß eins jener Prachtfeste am Hofe Ludwig XIV mehr Kosten hatte verursachen müssen als die gesellschaftlichen Unterhaltungen eines Jahres in dem kleinen, so wenig königlichen Trianon. Dasselbe gilt von den Schauspielen, welche in dem ländlichen Aufenthalte aufgeführt wurden. Aber auch andere Zeugnisse beweisen dies. Frau von Campan versichert, daß das ganze Hausgeräth zu Klein-Trianon im Jahre 1789 noch ganz dasselbe gewesen sei, wie es Ludwig XV beim Erbauen des kleinen Hauses habe einrichten lassen, und daß die Vergnügungen der Königin darin bestanden hätten, die Werkstätten des kleinen Dörfchens zu besehen, im See zu fischen, die Kühe melken zu sehen und frei von aller Förmlichkeit zu leben. Sehr selten stellte sie größere Feste hier an. Frau von Campan erzählt nur von einem einzigen Feste, das zu Ehren des Kaisers Joseph bei seiner Anwesenheit in Paris gegeben worden ist, über welches aber schon damals die bittersten und

ungerechtesten Bemerkungen gemacht wurden. Ebenso versichert Achaintre, der im Jahre 1791, als die Volkswuth das kleine Schloß noch nicht zerstört hatte, dasselbe sah, daß die hier angebrachten Verschönerungen unmöglich die großen Summen erfodert haben könnten, welche man der Königin aufgebürdet hatte. Auf ähnliche Weise ward die Erwerbung getadelt, welche Marie Antoinette an dem Schlosse zu St. Cloud machte, das man indeß nicht eher für sie kaufte, als bis die Veräußerung der Gebäude des alten Schlosses la Trompette in Bordeaux den Betrag der ganzen Kaufsumme ohne Belästigung des königlichen Schatzes geliefert hatte *). Kurz, die Königin Marie Antoinette hat ungeachtet ihrer Neigung zu gesellschaftlichen Vergnügungen dem französischen Reiche wol weniger Ausgaben verursacht als irgend eine Geliebte der frühern Monarchen. Daher trägt sie, deren sparsame, mäßige Gesinnung überdies durch unverdächtige Zeugnisse bestätigt wird, nicht die Schuld des Verfalls der französischen Finanzen. Die Ursache davon liegt ziemlich klar vor Augen. Zuerst die Verschwendungen seit Heinrich IV Tode (betrug doch schon im Jahre 1624 das Deficit zehn Millionen und die Staatsschuld

*) Fleury II. 108—114. Campan ch. 5. p. 125 f. ch. 9. p. 279 f. Storch, Skizzen auf einer Reise durch Frankreich 304. Achaintre 80.

52 Millonen Livres), dann unter der jetzigen Regierung die Aufhebung der harten, aber unerlaßlichen Maßregeln zur Deckung des Deficit, welche Terray in den letzten Regierungsjahren Ludwig XV ergriffen hatte, ferner der Kampf für die Befreiung der Amerikaner und die glänzende, verführerische Idee, den ungeheuren Bedarf für diesen Krieg durch bloße Anleihen, ohne Belastung und ohne alle Beihülfe des Volkes zu decken. Zwar weniger sichtbar, aber nach Verhältniß nicht minder nachtheilig, wirkte die herrschende Neigung zu Veränderungen in Staats- und Verwaltungsformen auf den Zustand der Finanzen. Der Umsturz aller Heereseinrichtungen durch den Grafen St. Germain, die Neuerungen Turgot's, selbst die Wiederherstellung der Formen und Einrichtungen, die diese Minister so schnell vernichtet hatten, konnten nicht ohne Einbuße, nicht ohne außerordentliche Ausgaben des Schatzes geschehen.

Während in dieser Zeit sich die Anklagen über Verschwendung und den für Frankreich nachtheiligen Einfluß der Königin häuften, gab sie einen recht deutlichen Beweis bei Gelegenheit der Irrungen Joseph II mit der Republik Holland, daß ihr Frankreichs wahres Glück und echter Wohlstand sehr am Herzen läge. Bekanntlich waren in den Jahren 1784 und 1785 zwischen Kaiser Joseph II und den Generalstaaten von Holland ernsthafte Streitigkeiten über die Han-

delsfreiheit des letztern Landes und die freie Schifffahrt auf der Schelde ausgebrochen. Als der Kaiser sich zu einem feindlichen Angriffe rüstete, suchte Holland die Vermittlung Frankreichs oder, wenn diese nicht wirken sollte, dessen kräftigen Beistand. Vergennes suchte den König Ludwig zu überzeugen, daß es mit der Würde und dem Interesse Frankreichs nicht bestehen könnte, dem Kaiser zu gestatten, einem unabhängigen Staate, mit dem sich Frankreich so eben verbinden wollte, Rechte abzudringen, die ihm höchst wichtig seien. Doch müsse mit Vorsicht und Mäßigung gehandelt werden. Für dieselbe Meinung sprachen auch der Seeminister Castries und der Kriegsminister Ségur. Ehe der Letztere sich in die Versammlung der Minister begab, erschien er bei der Königin und überreichte ihr die von ihm in dieser Angelegenheit verfaßte Denkschrift. „Ich verdanke," sagte er dabei, „der Gnade Ew. Majestät das Ministerium, welches der König mir zu übertragen geruht hat; ich begreife und kenne die jetzige Unruhe Ew. Majestät; der Entschluß, zu dem ich dem Könige rathen werde, indem ich der Stimme meines Gewissens folge, wird diesen Kummer noch vermehren, weil sein Resultat ein Krieg zwischen Oestreich und Frankreich sein kann. Wie sehr mich auch immer dies betrübt, so glaube ich doch Ew. Majestät meine Erkenntlichkeit zu beweisen und die mir bewiesene Gnade zu recht-

fertigen, wenn ich mich streng an die Verpflichtungen halte, welche mir meine Ehre, mein Amt, der Ruhm des Königs und das Interesse Frankreichs auferlegen." Die Königin las die Denkschrift und äußerte sich hierauf in folgender Art: „Sie thun wohl daran, so zu handeln, mein Herr Marschall. Ich billige ganz Ihr Benehmen. Es ist mir gewiß unmöglich, zu vergessen, daß ich eine östreichische Prinzessin bin und die Schwester des Kaisers; aber in diesem Augenblicke darf ich mich nur daran erinnern, daß ich Königin von Frankreich und Mutter des Dauphins bin."

Und nach Ségur's ausdrücklicher Versicherung, der diese Thatsachen mittheilt, hielt die Königin auch Wort und that nicht den geringsten Schritt in dieser Angelegenheit. Ludwig's Vorstellungen bestimmten den Kaiser Joseph, seine Foderungen aufzugeben und sich mit einer Entschädigung an Geld zu begnügen, zu welcher der König von Frankreich viertehalb Millionen Gulden beisteuerte *). Ein großer Theil der Nation war damit freilich nicht zufrieden: die Anhänger der neuen Philosophie, die nach Krieg dürstende französische Jugend, sahen es als einen Schimpf für Frankreich an, daß es sich nicht mit den Waffen in der Hand eines

*) Ségur II. 80—91. Zur Sache s. Dohm's Denkwürdigk. II. 239 f. Van Campen II. 485 gibt die Summe nicht genau an.

Staates angenommen hätte, der von einem östreichischen Despoten unterdrückt werden sollte. Man sprach im Jahre 1785 in Paris ebenso eifrig für die Holländer, als im Jahre 1831 für die Polen. Damals, wie später, erwogen nur die Wenigsten, was der wahre Vortheil Frankreichs sei, damals hatte der Staat kein Geld, später keine Armee, nur schöne Worte, großmüthige Versicherungen und prahlerische Ausfälle gegen andere Staaten. Der friedliche Ausgang dieser Angelegenheit schadete, wie Ségur ausdrücklich bemerkt, namentlich der Königin und veranlaßte das ganz abgeschmackte Gerede, daß die Königin ihrem Bruder große Summen aus den französischen Staatskassen übermacht habe, was nichts Anderes war, als der Widerklang jener alten Beschuldigung, daß die Königin noch immer zu sehr Oestreicherin sei. Madame Campan und nach ihr Achaintre sprechen von einer Summe von funfzehn Millionen Livres, die in Gemäßheit früherer Tractate Frankreich an Oestreich hätte zahlen müssen. Diese Summe wäre öffentlich verpackt und durch die Post abgeschickt worden, wodurch eine Menge falscher Gerüchte gegen die Königin in Umlauf gekommen wären. Das Letztere mag immerhin wahr sein; aber von jenem Tractate ist nicht das Mindeste bekannt. Ebenso wenig läßt sich aus glaubwürdigen Nachrichten darthun, daß Joseph II von seiner Schwester verlangt habe, für ihn

eine Anleihe von zwölf Millionen Livres zu bewerkstelligen, wie man in den Memoiren der Herzogin von Abrantes findet. Die Unterredung, welche Marie Antoinette mit dem Grafen von Vergennes deshalb hatte, enthält mehr als eine Unwahrscheinlichkeit, und die Art, wie sich der Minister aus seiner Verlegenheit half, ist zu abenteuerlich, als daß sie wirklich stattgefunden haben könnte. Die Herzogin von Abrantes kann überhaupt nur da auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen, wo sie von Napoleon, seiner Familie und seinen Marschällen erzählt; ihre Erinnerungen aus Erzählungen älterer Personen und ihre Nachrichten über auswärtige Angelegenheiten sind in der Regel unrichtig *).

Als Vermittler bei jenen Geldangelegenheiten und Geldsendungen ward nun ganz besonders der Minister Calonne genannt, den Soulavie sogar als den Cassirer der Königin bezeichnet hat. Wie unschuldig er auch

*) Campan ch. 13. p. 388. Achaintre 135. Abrantes I. 113—115. Ségur sagt ausdrücklich (III. 466): Ce qui est certain, c'est que dès l'époque des affaires de la Hollande, ce même parti (die gegenöstreichische) avait accusé faussement l'infortunée Marie Antoinette de sacrifier l'argent et la considération de la France aux intérêts de l'empereur son frère. Ebenso sprach sich Ségur gegen den Prinzen Heinrich von Preußen aus (II. 140).

immer zu diesem Namen gekommen ist, so trugen doch jene Gerüchte sehr viel dazu bei, ihn unpopulair zu machen, und die Kühnheit, mit welcher er seine Anleihen zu bewerkstelligen strebte, galt auch bei Vielen als Verschwendung und Verrath an der Sache des Landes. Unfähig, die leeren Staatskassen durch Anleihen zu füllen, rieth er dem Könige, die Notabeln zusammenzuberufen. Dies geschah. Aber kaum war jene Versammlung einen Monat beisammen gewesen, als Calonne einsah, daß er die Mehrheit der Stimmen gegen sich habe und daß der Graf von Artois, dem er das Geld zum Spiel, zum Wettrennen, zum Ankauf von Pferden, zu jeder thörichten Verschwendung aus der Staatskasse gegeben habe, ihn nicht werde retten können. Da sich überdieß auch die Königin gegen ihn entschied, so erhielt er am 9. April 1787 Befehl, seine Stelle niederzulegen. Für sein schwieriges Amt aber schien der Königin Niemand geschickter als Lomenie de Brienne, Erzbischof von Toulouse, Turgot's Jugendfreund und d'Alembert's eifriger Anhänger. Um das Lob dieses Meisters zu rechtfertigen, beförderte Brienne jede Neuerung der Philosophenpartei, ohne Unterschied, und erwarb sich den Ruf eines großen Talentes für die Verwaltung. Seine Verbindung mit Necker hatte ihm die günstige Meinung der Königin erworben, die überdies durch den Abbé Vermont, welcher dem Erzbischofe aus frü-

herer Zeit her große Verbindlichkeiten hatte, bedeutend vermehrt wurde. Dagegen konnte der König nie seine Abneigung gegen einen Prälaten unterdrücken, der, wie der Monarch sagte, nicht an Gott glaube, und überdies in dem Rufe zu freier Sitten stand. Calonne's unmittelbarer Nachfolger, der bejahrte Fourqueux, zeigte sich bald der schweren Würde nicht gewachsen, und so siegte der Einfluß der Königin, verbunden mit der Nothwendigkeit, anerkanntes Talent an die Spitze der Verwaltung zu stellen, endlich über alle Bedenklichkeiten des Königs. Am 1. Mai 1787 erhielt Brienne mit dem Titel Chef des Finanzrathes die oberste Leitung der Finanzen. Es darf übrigens in Beziehung auf spätere Urtheile über das Benehmen der Königin bei dieser Ministerveränderung nicht unbeachtet bleiben, daß die öffentliche Meinung sich nach ganz unverdächtigen Zeugnissen auf das Vortheilhafteste für den neuen Minister aussprach: man glaubte, zugleich auf seine Fähigkeiten und auf seine Liebe zur Freiheit bauen zu können.

Da der König seine frühere Abneigung gegen Brienne nicht sofort zu überwinden im Stande und es doch für den Gang der Geschäfte wesentlich nothwendig war, daß er Vertrauen zu seinem Minister gewann, so sah sich Marie Antoinette zu einem thätigen, unverdeckten Eingreifen in die Staatsangelegenheiten aufgefodert. Demnach erschien sie in Person

bei den wichtigsten Berathungen und Verhandlungen der Minister, und gewöhnlich wurde ihre Meinung angenommen, die indeß meistens nur der Widerhall der erzbischöflichen Rathschläge gewesen sein soll. Besenval versichert, daß dies Verfahren der Königin sehr in der öffentlichen Meinung geschadet habe und die ganze Verwaltung dadurch in übeln Ruf gekommen sei. Hören wir daneben Madame Campan, so können wir nicht verkennen, daß Marie Antoinette selbst das Unzweckmäßige ihrer Lage und Stellung fühlte *). Als ich ihr, so berichtet die genannte Vertraute, einstmals die Eingaben und Berichte zusammenpacken half, welche ihr die Minister zur Abgabe an den König zugestellt hatten, sagte sie seufzend: „Ach, es gibt für mich kein Glück mehr, seit sie mich zur Intrigantin gemacht haben. Ja," fuhr sie fort, „das ist der rechte Ausdruck dafür. Jede Frau, die sich in Sachen einmischt, die über ihren Gesichtskreis und über die Schranken ihrer Pflicht hinausliegen, ist eine Intrigantin. Sie werden sich wenigstens überzeugen, daß ich mich nicht verwöhne und daß ich mir einen Namen der Art nur mit großem Bedauern gebe. Eine Königin von Frankreich ist nur dann glücklich, wenn sie sich in nichts einmischt und sich blos soviel An-

---

*) Mém. ch. 13. p. 390. 391. Besenval III. 335.

sehen zu erhalten sucht, als nöthig ist, um ihre Freunde glücklich zu machen und einige ihrer treuen Diener versorgen zu können." „Wissen Sie," setzte sie endlich hinzu, „was mir neulich begegnet ist? Seitdem ich jetzt immer zu den Ausschußversammlungen (comités particuliers) in den Zimmern des Königs komme, habe ich eines Tages, als ich durch das Oeil de boeuf ging, einen Musiker der Kapelle so laut sprechen hören, daß mir kein Wort entging: „Eine Königin, die ihre Schuldigkeit thut, bleibt in ihren Zimmern und strickt Filet." Ich dachte bei mir selbst: „Du hast Recht, Unglücklicher! Aber du kennst nicht meine Lage: ich weiche der Nothwendigkeit und meinem bösen Geschicke."

In diese Zeit mögen auch vielleicht die ähnlichen Aeußerungen zu setzen sein, in denen die Königin gegen Madame Campan sich über die Uebelstände eines zu engen Verhältnisses zwischen Fürstinnen und Privatpersonen beklagte, nicht etwa, als ob sie der Herzogin von Polignac irgend ein Versehen vorzuwerfen hätte, das ihr die getroffene Wahl weniger wünschenswerth machte, sondern weil jene selbst sich durch die Freunde ihrer Freunde gebunden sehe und weil der verdienstlose Ehrgeiz Mittel und Wege finde, um sich durch Zudringlichkeit allerlei Vortheile zu verschaffen. Auch versprach die Königin in ihren Herzensergießungen, daß die Erfahrungen ihres eignen Lebens sie be=

wegen würden, auf das Betragen ihrer Schwiegertöchter ein sehr wachsames Auge zu haben, in der Wahl ihrer Hofdamen sehr vorsichtig zu sein und ihnen keine zu genaue Annäherung an gewisse Privatpersonen zu gestatten. Sie sprach dabei nach dem Zeugniß der genannten Frau mit einer solchen Unparteilichkeit und Strenge von ihren früheren Jahren, daß man wol glauben konnte, sie werde Andere vor ähnlichen Misgriffen bewahren können. Aber in Beziehung auf die Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten bezeugt Madame Campan, daß die Lage der Königin um so schwieriger gewesen sei, weil Ludwig XVI ihr die Kenntniß nothwendiger Einzelheiten oft vorenthalten hätte und sie sowol aus diesem Grunde, als auch, weil sie mehr von ehrgeizigen, als von gescheiten Männern geleitet sei, nie auf die öffentlichen Angelegenheiten habe recht nützlich einwirken können. Ebenso bestätigt dieselbe, daß diese Art der Einmischung ihr bei allen Parteien und in allen Classen der Gesellschaft eine Ungunst zugezogen habe, deren Zunahme ihre aufrichtigsten Anhänger mit tiefem Bedauern wahrgenommen hätten.

Kurze Zeit nach Brienne's Uebernahme seines Ministerpostens erfolgten die neuen Auflagen-Edicte und die kühnen Schritte des pariser Parlements gegen dieselben, welche am 15. August zur Verlegung desselben nach Troyes Veranlassung gaben. Zwei Tage

darauf ereigneten sich die beunruhigenden Auftritte in der Oberrechnungs- und Obersteuerkammer bei der vom Könige gefoderten Einziehung jener Edicte, die öffentliche Verhöhnung des verhaßten Grafen Artois, wobei von allen Seiten der Wunsch nach einer Berufung der Reichsstände ausgesprochen wurde. Daß unter solchen Umständen wenige Tage nachher der König den Erzbischof von Toulouse, gegen den er bisher so sehr eingenommen gewesen war, zum Premierminister ernannte und ihm alle Zweige der Verwaltung unterordnete, galt wieder als das unzweideutigste Zeichen von der Allgewalt der Königin. Ihr vertrauter Anhänger, der Baron Besenval, bestätigt es, daß sie hierin gänzlich den Einflüsterungen des Abbé Vermont gefolgt sei.

Brienne aber besaß weder Talent noch Charakter, um einem Amte vorzustehen, nach dem er blos aus Eitelkeit und Ehrgeiz getrachtet hatte. In den Streitigkeiten mit dem nach Paris zurückberufenen Parlamente, bei der Verweisung des Herzogs von Orleans und der Verhaftung der beiden Parlamentsräthe Freteau und d'Espreménil und bei den Unruhen in der Dauphiné und Bretagne, die zunächst durch die in einer solchen Zeit lächerliche Erfindung einer neuen Gerichtseinrichtung hervorgerufen waren, zeigte sich das ohnmächtige Bestreben des Ministers, über Gegner, die täglich an Macht und Einfluß zunahmen,

zu siegen. Die Anwendung militairischer Macht steigerte in der ohnehin so aufgeregten Zeit nur das allgemeine Misvergnügen und den Widerwillen gegen die Handlungen einer unumschränkten Gewalt, als deren Vertreterin sogar in amtlichen Schriften die Königin bezeichnet ward *), gegen welche man nur in der Berufung der Reichsstände ein Gegenmittel sah. Der König sah sich endlich genöthigt, den Termin zur Berufung der Ständeversammlung auf den 1. Mai 1789 anzuberaumen. Früher aber noch erregte die Verordnung vom 16. August 1788 zur Einschränkung der Zahlungen aus königlichen Kassen, indem neue Staatspapiere geschaffen und die Beamten genöthigt wurden, dieselben statt baaren Geldes anzunehmen,

*) Montjoye (I. 280.) hat diese Stelle aus einer Supplication im Namen der bedrohten Parlemente: Si l'exil est le prix de la fidélité des princes de votre sang (mit Beziehung auf den Herzog von Orleans) nous pouvons nous demander avec effroi, avec douleur, ce que vont devenir les loix, la liberté publique étroitement liée à la nôtre, l'honneur national et les moeurs françaises, ces moeurs si douces, si nécessaires à conserver pour l'intérêt commun du trône et des peuples. De tels moyens, Sire, ne sont pas dans Votre coeur; de tels exemples ne sont pas les principes de Votre Majesté: *ils viennent d'une autre source.* Vergl. Schütz II. 83—167.

den größten Unwillen in Paris, sodaß Brienne sich nicht verbergen konnte, es sei seine Existenz als Minister davon abhängig. Der Graf von Artois nahm es auf sich, der Königin die Nothwendigkeit vorzustellen, ihren Schützling, den Premierminister, auf das Schleunigste zu entfernen, wenn nicht in der allgemeinen Gährung selbst das Leben ihres Gemahls bedrohet werden sollte. Unter vielen Thränen entschloß sich die Monarchin zu dem Opfer; der König, der durch Brienne's Verwaltung den gefürchteten Staatsbanquerott über sein Reich hereinbrechen sah, bewilligte gern dessen Verabschiedung. Der Minister foderte am 25. August seine Entlassung, und die Nachricht von der Bewilligung derselben erregte in ganz Paris den unmäßigsten Jubel. Selbst die Königin erhielt ihren Antheil an der allgemeinen Freude. Aber nach vierundzwanzig Stunden ward wieder ein ebenso allgemeiner Tadel laut, als man hörte, daß der Erzbischof von der Königin ihr reich mit Diamanten eingefaßtes Bildniß und die Zusicherung der Cardinalswürde erhalten habe, daß auch seine nächsten Verwandten mit sehr wichtigen Vortheilen bedacht wären. Schon früher hatte Brienne das Erzbisthum Toulouse mit der weit reichern Pfründe Sens vertauscht und zugleich eine sehr bedeutende Summe zur Tilgung seiner Schulden erhalten. Daher konnte es nur lauten Unwillen erregen, daß der Mann, unter dessen

Verwaltung eine so große Noth über Frankreich hereingebrochen war, jetzt belohnt vom Schauplatze abtrat, ja sogar bereichert aus dem Schatze, den er soeben für erschöpft erklärt hatte.

Frau von Campan verhehlt den großen Fehler nicht, den die Königin bei der Entlassung des Ministers begangen hatte. Die unglückliche Frau, die nicht gern Jemand unzufrieden von sich entließ, glaubte auch hier den Minister durch ein Zeichen ihrer Gunst ehren zu müssen, weil sich sonst Niemand mit Interesse dem königlichen Dienste widmen würde. In diesem hervorstechenden Zuge in Marie Antoinette's Charakter kann allein ihre Entschuldigung liegen. Späterhin soll sie es unter Thränen beklagt haben, die Beschützerin eines Mannes gewesen zu sein, der nach seinem eignen Geständniß durch seine Verwaltung mehr die Revolution vorbereitet, als der Sache des Königs gedient habe.

An die Stelle des entlassenen Brienne trat Necker. Seine Berufung war der lebhafteste Wunsch des Volkes und kein Mittel schien daher passender, um die allgemeine Gährung zu beruhigen. Das Wohlwollen der Königin für Necker war nie ganz erstorben, obgleich sie seine Schriften über Finanzoperationen und Finanzplane, welche für den Staat nothwendig wären, nicht gebilligt haben soll; ihre Verwendung aber, verbunden mit den Vorstellungen der Brüder des Kö-

nigs, bestimmten diesen, dem allgemeinen Wunsche nachzugeben. Der wohlwollende Fürst ordnete gern seine eigene Abneigung gegen Necker dem allgemeinen Besten unter. Necker ward Finanzminister, erhielt den früher verweigerten Eintritt in den Ministerrath und vermöge der Lage der Dinge und seiner Stellung im Wesentlichen die Leitung aller wichtigen Angelegenheiten. Er war Premierminister, ohne es zu heißen.

Nachdem die gehässigsten Verfügungen, welche der König auf Brienne's Veranlassung erlassen hatte, zurückgenommen waren, mußte sich die Aufmerksamkeit des Monarchen und seines Ministers vorzugsweise auf die bevorstehende Ständeversammlung richten, und in ihr wieder auf die Gleichstellung des dritten Standes; denn diese Lieblingsidee der Freiheitsfreunde, die vorzüglich für den Adel und für die höhere Geistlichkeit am bedenklichsten war, machte damals den Gegenstand allgemeiner Untersuchung aus. Als die erste praktische Ausführung dieser Idee konnte die Art der Zusammensetzung der Provinzial-Versammlungen betrachtet werden. In diesen hatte der dritte Stand so viele Stellvertreter als die beiden übrigen zusammen; außerdem konnte er mit Wahrscheinlichkeit auf die Stimmen der bürgerlichen Pfarrer unter der Geistlichkeit zählen, und allein die Meinung der Mehrzahl jedes Standes entschied den Beschluß. Indeß war der Wirkungskreis dieser Versammlungen an sich zu

beschränkt, als daß die Ueberlegenheit des dritten Standes in demselben hätte ernstliche Besorgnisse erregen können, auch waren Alle (wie z. B. in der Dauphiné) zu sehr durch ein gemeinsames Interesse verknüpft, gegen den Hof gemeine Sache zu machen, als daß aus jenem Uebergewichte ein Nachtheil für den Adel hätte entspringen können. Wollte man aber auch die Reichsversammlung nach gleichen Grundsätzen zusammensetzen und stimmen lassen, so war bei der großen, vielleicht unumschränkten Gewalt, die sie nach der Lage der Dinge höchst wahrscheinlich erhalten mußte, der Adel und die höhere Geistlichkeit völlig abhängig von der Willkür des dritten Standes, ja die Folgen dieser Macht ließen sich nicht berechnen, da eine Lehre immer mehr Eingang fand, die jede Eingebung des Hasses und des Neides gegen Begüterte oder Bevorzugte zum Pflichtgefühl zu erheben verstand. Hiervon ausgehend, foderte das pariser Parlament, dessen Mitglieder aus lauter Bevorrechteten bestanden, im September 1789, daß die Reichsstände in keiner andern Form und Zusammensetzung berufen werden dürften, als dies im Jahre 1614 bei ihrer letzten Versammlung beobachtet worden war, eine Foderung, durch welche sie sich sofort ihrer bisherigen Volksbeliebtheit beraubten. Necker, leidenschaftlich für die doppelte Repräsentation des dritten Standes eingenommen, versuchte es nun mit einer Versammlung

der Notabeln, die vom 6. November bis 9. December 1788 zusammenblieben, ohne sich dem Wunsche Necker's, mit Ausnahme einer sehr kleinen Minorität, zu fügen. Die Erbitterung gegen Adel und Geistlichkeit bei den vielen Anhängern der neuen Philosophie nahm dadurch nur zu und erreichte ihren Gipfel, als fünf Prinzen des königlichen Hauses, der Graf Artois an der Spitze, dem Könige eine Denkschrift überreichten, in welcher sie dringend baten, daß alle früheren Formen der Reichsversammlung beibehalten und die doppelte Repräsentation des dritten Standes untersagt werden möchte, da dieses Verlangen aus einem Systeme hervorgegangen sei, welches auf Ungehorsam und Verachtung der Staatsgesetze begründet sei. Der Monarch ließ aber diese Vorstellung unberücksichtigt und entschied sich für den ihm von Necker am 27. December abgestatteten Bericht, in welchem die Nothwendigkeit einer doppelten Repräsentation des dritten Standes mit vielen Gründen bewiesen wurde. Hierdurch ward der König bestimmt und seine Entscheidung für den dritten Stand und dessen doppelte Repräsentation ward am 2. Januar 1789 öffentlich bekannt gemacht.

Ueber die Theilnahme der Königin an diesem wichtigen Ereignisse und das Maß des Einflusses, welches sie dabei auf ihren Gemahl ausübte, finden sich wenige ganz bestimmte Aeußerungen. Madame

Campan bezeugt *), daß die Königin der doppelten Repräsentation des dritten Standes geneigt gewesen sei und nur mit Misfallen den Schritt des Grafen Artois bei Ueberreichung der obenerwähnten Denkschrift gesehen habe. Sein Benehmen wurde indeß in dem Polignac'schen Salon gebilligt und die Königin begab sich daher in jener Zeit nur so oft dahin, als nöthig war, um den Schein einer Aenderung in ihrem Betragen zu vermeiden. Auch kehrte sie fast immer betrübt von dort zurück. Man behandelte sie zwar mit aller Ehrerbietung, die man einer Königin schuldig ist, aber der Zauber der Freundschaft war zu einer ceremoniösen Unterhaltung geworden, wodurch sich ihr Herz tief verletzt fühlte. Auch war die Kälte, welche zwischen ihr und dem Grafen Artois stattfand, ihr sehr peinlich, denn sie hatte ihn stets wie ihren leiblichen Bruder geliebt. Bei dem lebhaften Interesse, welches Marie Antoinette an dem Wohle Frankreichs nahm, und bei der einschmeichelnden Wirkung, welche die Versprechungen der neuen Philosophie seit längerer Zeit auf sie gehabt hatten, darf die Stimmung der Königin für die doppelte Repräsentation und die Zustimmung derselben zu Necker's Bericht vom 27. December 1788 (wo er ausdrücklich der Königin er-

*) ch. 13. p. 396.

wähnt) *), nicht befremden. Mußte doch durch die glänzenden Farben, mit denen Necker die großen Vortheile schilderte, welche aus der Vereinigung der Volksvertreter hervorgehen würden, durch die Vorstellung von der Gleichheit der Abgaben, von der Aufhebung aller drückenden Rechtsverhältnisse und Privilegien, von der Wiederherstellung des öffentlichen Credits, das Gemüth einer Frau auf das Innigste ergriffen und wie das so vieler anderer Frauen auf das Lebhafteste für die bevorstehende Staatsveränderung gestimmt werden. Tiefere Blicke zu thun, war ihr damals noch nicht vergönnt.

Als aber im April 1789 die Cahiers der Deputirten festgestellt waren und eine solche Menge unmäßiger Foderungen enthielten, daß bei ihrer Erfüllung der König, statt der Herr seines Volkes zu sein, der Unterthan desselben werden mußte, so änderten sich auch Marie Antoinette's Ansichten. Die Cahiers waren ihrem Wesen nach eine Kriegserklärung gegen den Monarchen und zugleich eine Kriegserklärung des dritten Standes gegen Adel und Geistlichkeit. Daneben war es nicht zu verkennen, daß Ehrgeiz, Haß und Habsucht den günstigsten Moment gefunden hatten und daß man den Namen der Freiheit misbrauchen wollte, um das Volk aufzuwiegeln, es durch Schmeicheleien

*) De la révol. franç. T. I. p. 86.

und durch die Aussicht auf Ausgelassenheit für die neue Ordnung zu gewinnen und die Gewalt des Königs zu vernichten. Damals erkannte auch die Königin unstreitig die Nothwendigkeit, sich mit materieller Kraft zu rüsten, wenn die Absichten der Gegner vereitelt werden sollten. Diese Kraft aber glaubte sie vorzugsweise bei dem Adel zu finden, dem natürlichen Beschützer des Thrones und dem Vertreter seiner eignen, jetzt so hart bedrohten Rechte. Denn aus dem dritten Stande gingen fortwährend Schmähschriften und Lästerreden gegen sie aus, und der warme Antheil, den sie bei der Entscheidung über die doppelte Repräsentation desselben genommen hatte, schien ganz vergessen zu sein oder war vielleicht gar nicht einmal recht bekannt geworden. Diese Stimmung zeigte sich unter Anderm bei der religiösen Feierlichkeit vor der Eröffnung der Reichsstände, wo die Königin zum letzten Male in ihrem vollen königlichen Glanze sich zeigte und ihre Anmuth und edle Haltung selbst von Denen gerühmt ward, die sich öffentlich als ihre Feinde bekannten *). Mitten in dem feierlichen Zuge wurden ihr die verhaßten Worte: „Es lebe der Herzog von Orleans,“ von einigen Weibern in einem höchst beleidigenden Tone zugeschrien. Die Königin wurde

*) Barrère's Point du jour ou résultat de ce qui s'est passé aux états généraux p. 39.

fast ohnmächtig, doch kam sie bald wieder zu sich und beklagte es lebhaft, sich nicht vor diesem Ausbruche ihrer Empfindlichkeit bewahrt zu haben.

III.

Nach der Eröffnung der Reichsstände begann in Versailles der Streit zwischen dem dritten Stande und den Privilegirten über die Prüfung der Vollmachten. Die wichtigen Ereignisse in den Monaten Mai und Juni sind hinlänglich bekannt; wir finden bei allen Verhandlungen die Königin im engen Einverständnisse mit dem Grafen Artois, der als das Haupt der Adelspartei galt; die Freundschaft mit der Herzogin von Polignac, welche durch ihre Entzweiung mit dem Herzoge von Harcourt, dem Gouverneur des Dauphins, bedroht gewesen war, hatte die alte Festigkeit wiedererlangt; in ihrem Hause sah Artois die heftigsten Gegner des dritten Standes fast täglich, und es kann wol nicht bezweifelt werden, daß ihre Ansichten durch die Königin dem Monarchen als die einzig richtigen hinterbracht wurden. Necker hatte ihre Gunst ganz verloren. Daher schreibt er es auch ihrem Einflusse auf den König zu, daß sein Plan zur königlichen Sitzung, in welcher fast alle wichtigen Foderungen der Cahiers bewilligt, die Beschlüsse des dritten Standes vom 17. Junius aber für ungültig erklärt werden sollten, vereitelt wurde. Denn schon waren

in einem letzten Ministerrathe alle Meinungen vereinigt und der Monarch war im Begriffe, seine Genehmigung zu ertheilen, als ihn ein Hofbedienter aus der Versammlung rief, die nach seiner Rückkehr die unerwartete Erklärung vernahm, daß erst in der nächsten Sitzung des Staatsrathes über die vorgeschlagene wichtige Maßregel entschieden werden könne *). Die dringendsten Vorstellungen blieben fruchtlos; grade in der Beharrlichkeit des Königs erkannte die Necker'sche Partei den Antheil der Königin, der auch aus dem merkwürdigen Protokoll ihres Verhörs im Blutgerichte hervorgeht, wo Marie Antoinette die Gewohnheit ihres Gemahls, ihr seine Reden vorzulesen, ausdrücklich bezeugt **). Daher empfing sie auch am folgenden Tage eine Deputation des Adels, der ihr seine Dankbezeigung für ihren besondern Schutz darbrachte. Ihre Tochter an der Hand, den Dauphin auf dem Arme

*) Besenval III. 408. Campan ch. 13. p. 404—406. Ferrières I. 54. Necker de la révol. franç. I. 267—270.

**) Moniteur Nr. XXVI. An II. p. 104. Der Präsident: votre mari ne vous a-t-il pas lu le discours une demi-heure avant d'entrer dans la salle des représentans du peuple et ne l'avez vous pas engagé à le prononcer avec fermeté. Die Königin: mon mari avait beaucoup de confiance en moi, et c'est ce qui l'avait engagé à m'en faire lecture, mais je ne me suis permis aucunes observations.

(der älteste Sohn war kurz zuvor, am 6. Junius, gestorben), sagte die Königin mit vieler Anmuth, daß sie ihren Sohn dem Adel anvertrauen, daß sie ihn lehren wolle, den Adel zu lieben und in ihm die festeste Stütze des Thrones zu sehen. Aber durch alle diese Demonstrationen ward Necker doch nicht ganz vom Könige entfernt. Die Königin erreichte also im Grunde mit ihrer Partei weiter nichts, als in den Gang der Regierung noch mehr Inconsequenz zu bringen. Denn nachdem der König in Person und mit gebieterischen Worten am 23. Junius den Ständen befohlen hatte, bat er selbst, sowie die Königin wenige Tage darauf auf das Inständigste den Herzog von Luxemburg, daß sich der Adel mit dem Bürgerstande vereinigen möchte. In jener königlichen Sitzung hatte Necker gefehlt. Aller Augen hatten sich, sagt ein Zeitgenosse, auf seinen Platz gerichtet, und der dritte Stand zeigte eine tiefe Rührung. Nach der Campan'schen Erzählung betrachtete die Königin sein Ausbleiben als Verrätherei oder als verbrecherische Feigheit. Sie äußerte, daß durch ihn ein heilsames Heilmittel in Gift verwandelt sei, indem seine Kühnheit, selbst öffentlich den Schritt seines Herrn zu mißbilligen, die Ränkemacher ermuthigt und die ganze Versammlung verleitet habe. Er sei um so strafbarer, da er ihr, der Königin, noch am Abend vor der Sitzung sein Wort gegeben habe, den König dahin zu beglei-

ten. Indeß vereinigte sie doch ihre Bitten mit denen ihres Gemahls, um Neckern zur Beibehaltung seines Ministerpostens zu bewegen, als ein stürmischer Auflauf des Volks in Versailles dies laut verlangte. Ob Necker bereits früher wirklich um Entlassung nachgesucht habe, oder ob man ihn wirklich habe entlassen wollen, ist nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen. Aber der dritte Stand schien zu fühlen, daß die wichtige Demüthigung der königlichen Gewalt am 23. Junius, als er, dem persönlichen Befehle des Monarchen zuwider, seine Sitzung fortsetzte und Mirabeau mit gewohnter Heftigkeit erklärte, daß sie nur der Gewalt der Bajonette weichen würden, vornehmlich durch Necker's Benehmen herbeigeführt sei, und daß der erste Minister von jetzt an seine Sache nicht mehr von der ihrigen trennen könne. Auf der andern Seite war die Königin bei ihrer bekannten Reizbarkeit durch jene Ereignisse unstreitig sehr tief verwundet und trug ihren Unwillen gegen Necker auch auf die Partei des dritten Standes über, in dem sie ohnehin schon so viele ihrer Feinde wußte. Und so bildete diese Fürstin auch nach der Vereinigung der drei Stände einen Vereinigungspunkt für Die, welche mit dem Benehmen der Nationalversammlung unzufrieden waren; man kann wol annehmen, daß in ihrer Umgebung und aus ihrem eignen Munde der Wunsch einer Auflösung der ganzen Versammlung gehört ward; ja, es ist bei dem

Muthe und der Lebhaftigkeit der Königin uns gar nicht unwahrscheinlich, daß, wenn sie allein hätte handeln und befehlen können, man die bedeutenden militairischen Kräfte in und um Versailles benutzt haben würde, um die Reichsstände mit Gewalt auseinanderzutreiben und den aufrührerischen Geist der Städte Paris und Versailles durch die Waffen zu unterdrücken. Da dies dem dritten Stande nicht unbekannt blieb, so waren die Anführer desselben auch wohl auf ihrer Hut; sie umgaben die Königin, den Grafen Artois, die übrigen Prinzen, die Mitglieder des hohen Adels und der hohen Geistlichkeit mit ihren Anhängern, verfolgten sie durch ungetreue Diener bis in die Ruhe ihrer innersten Gemächer und wußten sich von allen Planen gegen die Nationalversammlung Kenntniß zu verschaffen. So erweiterte sich immer mehr der Abgrund, der den König von seinem Volke trennte, da das Volk die wohlwollende Absicht seines Monarchen nicht zu schätzen verstand und der Monarch in den Führern und Sprechern desselben schon frühzeitig Männer erkennen mußte, die den Sturz des Königthums als letzten Zielpunkt ihres Wirkens vor Augen hatten.

Mittlerweile nahm die Gährung in Paris immer mehr zu. Die Wähler von Paris sprachen laut die Nothwendigkeit einer allgemeinen Volksbewaffnung aus, eine Menge falscher Gerüchte über nahe Theu=

rung und bevorstehenden Brotmangel beunruhigten die leicht erregbaren Gemüther, die Treue der Garnison ward durch Geld und andere Verführungsmittel irre geführt, im Palais Royal, ja auch zu Versailles, in der unmittelbaren Nähe der Königin, wurden die Schmähungen gegen den König, besonders aber gegen die Königin, immer lauter und zugleich immer dringender die Ermahnungen zum Aufstand und zur Ergreifung der Waffen! Man suchte, so versichert ein glaubhafter Mann aus der Partei der Neuerer *), die Wuth des Volkes vor Allem gegen die Königin zu entflammen, weil bei ihrem großen Einflusse auf den Monarchen ihr Muth, ihr lebhafter Charakter zu fürchten war. In wie weit hiezu der Herzog von Orleans, der erklärte Feind der Königin, mitwirkte und welchen Quellen die großen Geldmittel, die damals verwendet wurden, entnommen waren, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Gegen die gewöhnliche Annahme, daß der Herzog von Orleans habe vieles Geld in seinem Namen unter die Menge vertheilen lassen, sind von den neuesten Geschichtschreibern dieser Begebenheiten manche nicht unerhebliche Zweifel erhoben worden **). Auffallend bleibt es indeß, daß in den Schriften so

*) Mounier Appel à l'opinion publique 65. Vergl. Campan 411. Besenval III. 392. 403.

**) Schütz III. 26—34.

vieler Zeitgenossen, die darüber wol unterrichtet sein konnten, mit großer Uebereinstimmung behauptet wird, der Herzog sei ein Hauptbeförderer jener Volksbewegungen von der Eröffnung der Nationalversammlung an gewesen.

In großer Schnelligkeit folgten nun die ewig denkwürdigen Ereignisse in Paris aufeinander. Die Zerstörung der Bastille bewirkte die Entfernung der um Versailles versammelten Truppen und Necker's Zurückberufung, der am 11. Julius hatte seinen Posten aufgeben und das Reich schleunigst verlassen müssen. Auch ohne die bestimmte Versicherung der Frau von Campan ist es zu glauben, daß die Königin die Entfernung der Truppen ungern sah *). Dem wohlwollenden Monarchen war es aber in diesem Augenblicke besonders wichtig, die Personen aus seiner nächsten Umgebung zu sichern, die den Demokraten und zugleich dem zügellosen Pöbel vorzüglich verhaßt waren. Er hielt es für das Beste, daß sie mit den Truppen Versailles und das Reich verließen. Vor Allen traf zwar die Königin die allgemeine Erbitterung, allein von einer Trennung derselben von ihrem Gemahle ist nirgend die Rede. Dagegen verließen der Graf von Artois nebst seinen Söhnen, alle Prinzen von Geblüt, die jene verhaßte Vorstellung an den

*) ch. 14. p. 415. Ségur III. 483.

König während der zweiten Notabeln-Versammlung unterschrieben hatten, alle Mitglieder der Familie Polignac, der Marschall von Broglie und andere vornehme Personen in der Nacht auf den 17. Julius Versailles und kamen glücklich über die Grenze. Der Abschied Marie Antoinette's von ihrer Freundin war sehr rührend. Das Uebermaß des Unglücks hatte das Andenken an jene frühern Zwistigkeiten, die blos das Werk einzelner Hofkabalen gewesen waren, ganz zurückgedrängt, Marie Antoinette sah blos in der Herzogin ihre beste Freundin, die sie jetzt verlieren mußte.

Getrennt von Allem, was ihr in geselliger und politischer Hinsicht bis hierhin lieb gewesen war, stand Marie Antoinette jetzt ganz allein neben dem Könige. Von jetzt an kann ihr wenigstens nicht der Vorwurf gemacht werden, nach fremder Eingebung gehandelt und ihren Gemahl bestimmt zu haben, daher entfaltet sie auch jetzt immer mehr ihren eigenthümlichen Charakter und Muth, Festigkeit, Entschlossenheit sind ihr von jetzt an in keiner Lage ihres unglücklichen Lebens abzusprechen. „Meine Gesundheit," schrieb sie im ersten Briefe an die Herzogin von Polignac *), „ist leidlich, aber meine Seele ist von Leiden niedergedrückt, täglich erfahre ich ein neues Unglück, das größte aber ist für mich die Trennung

*) Montjoye I. 319.

von allen meinen Freunden. Ich finde keine Herzen mehr, die mich verstehen." In einem andern Briefe bittet sie die Herzogin, über ihr Schicksal ruhig zu sein: das Unglück habe ihre Kraft und ihren Muth nicht vermindert, wol aber sie mehr Klugheit gelehrt. Eine Gelegenheit dazu bot ihr die Berathung der Minister des Königs, als die pariser Horden und Lafayette an der Spitze der Nationalgarde, am 5. October 1789, die Residenz des Monarchen mit ihrem Ueberfalle bedrohten. Der Minister St. Priest rieth, daß der König mit der Reiterei den Weibern entgegengehen, sie zur Rückkehr auffodern und, falls sie nicht gutwillig gehorchen würden, den Haufen durch einen Angriff zerstreuen sollte; die Königin mit der königlichen Familie solle sich nach Rambouillet begeben, wohin sich, im Fall eines ungünstigen Erfolges der vorgeschlagenen Unternehmung, der König ebenfalls mit den Truppen zurückziehen könne. Gegen diesen Vorschlag sprach Necker: „es sei keine Gefahr dabei, die Menge zu erwarten, welche wahrscheinlich dem Könige blos eine Vorstellung zu überreichen käme; ja, selbst wenn sich der König genöthigt sähe, nach Paris zu gehen, würde ihm das Volk dort beständig Achtung und Verehrung beweisen." Der König verließ die Rathsversammlung, ohne zu entscheiden, und theilte seiner Gewohnheit nach der Königin die Vorschläge mit, nach denen sie sich ohne ihn sollte nach

Rambouillet in Sicherheit begeben. Marie Antoinette rechtfertigte auch jetzt die hohe Meinung von ihrer Charakterstärke und ihrem Muthe, indem sie sogleich erklärte, daß sie sich, obgleich ihr die Drohungen des Volkes bekannt wären, unter keiner Bedingung von ihrem Gemahle trennen würde *). Der König faßte also keinen Entschluß. In einer zweiten, am Abend desselben Tages gehaltenen Ministerversammlung erneuerte St. Priest seinen Vorschlag, daß der König Versailles verlassen und sich in die Provinzen zurückziehen sollte, und schloß mit der Prophezeiung: „wird der König morgen nach Paris geführt, so ist seine Krone unausbleiblich verloren." Necker stimmte gegen diesen Vorschlag. Darauf sprach der König wieder mit seiner Gemahlin, die nichts gegen eine Entfernung einwendete, wobei sie mit ihm vereinigt blieb. Mit seiner Genehmigung begab sich St. Priest sogleich auf den Weg nach Rambouillet. Aber nach einer halben Stunde erfuhr er, daß der König seinen Plan aufgegeben habe, und kehrte nun sogleich in das Schloß zurück. In derselben Nacht erschienen zwischen elf und zwölf Uhr an zweihundert Edelleute vor der Königin und erbaten sich von ihr einen Befehl, um Pferde aus den königlichen Ställen zu erhalten, damit sie ihr als Reiter dienen könnten. Die

*) Schütz 288—291. Dann 299—307.

Königin erklärte, daß sie ihnen den Befehl ausstellen wolle, und ihnen empfähle, davon einen schnellen Gebrauch zu machen, sobald das Leben des Königs in Gefahr sei; sollte sie allein aber bedroht werden, so verlangte sie ihre Hülfe nicht.

Eine Schilderung der furchtbaren Scenen vom 6. October gehört nicht in die Grenzen dieser Uebersicht *). Der Heldenmuth der Königin erhielt selbst die Bewunderung ihrer Feinde. Noch am Abende desselben Tages langte sie nach einer sechs Stunden langen Fahrt mit dem Könige in Paris an und bezog das Schloß der Tuilerien, dessen öde, seit fast einem Jahrhunderte unbewohnte Gemächer nicht geeignet waren, die Schrecken des soeben durchlebten Tages in augenblickliche Vergessenheit zu bringen, oder die trüben Ahnungen zu zerstreuen, mit denen sie von Versailles geschieden war.

Die gleich folgenden Verhandlungen in der Nationalversammlung bewiesen die Richtigkeit dieses Vorgefühls. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Decrete der Reichsstände aus dieser Zeit Alles enthalten, was die Revolution um den Preis fünf und

---

*) Am besten im dritten Bande der Histoire parlément. de la rév. franç. von Buchez und Roux (Paris 1835). Zinkeisen a. a. O. 422—424.

zwanzigjähriger Leiden Gutes für Frankreich gebracht hat. Allgemeine Toleranz, Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze, Aufhebung der willkürlichen Verhaftsbefehle und der Specialgerichte, Vertheilung der Aemter und Würden nach Verdienst sind die Ereignisse dieser Epoche; die Aufhebung der Feudallasten und die Einführung einer Steuerverbindlichkeit für Adel und Geistlichkeit wurden Gewinn für den Landmann und bilden noch jetzt Frankreichs Stärke. Aber neben diesen Gesetzen wurden auch andere beliebt, welche die Grundlage der Monarchie untergraben mußten. Der König verlor alle seine Domainen bis auf die Schlösser und Forsten, die Prinzen ihre Apanagen; dem Könige ward alles Recht über Krieg und Frieden entzogen; fünfundzwanzig Millionen Livres sollten hinfort seine Civilliste bilden. Wenn diese Schritte der Nationalversammlung den König persönlich kränkten, so war die Einziehung aller geistlichen Stifter, Güter, Orden und Klöster, sowie die Aufhebung der Privilegien in den einzelnen Provinzen, die Auflösung der frühern Magistrate und die Einsetzung der vom Volke gewählten Municipalitäten ganz besonders dazu geeignet, dem Könige allen Einfluß zu rauben. Die Trennung des Staats von den Einzelnen, der Regierung von der Masse des Volkes, die in Frankreich seit Heinrich IV ohnehin stark geworden war, wurde dadurch nicht wenig vermehrt. Jemehr also der äußere

Glanz des Hofes verschwand und die Scheu vor seiner Majestät, desto unbedeutender wurden auch die Regungen von Liebe und Ehrfurcht für denselben im Volke. Und als die bisher steuer- und frohnpflichtige Menge sich zur souverainen Nation erhoben hatte, konnte die Verachtung, welche man ihr bisher erwiesen hatte, kaum eine andere Gegenwirkung hervorbringen als die, welche sich in der Nationalversammlung zeigte.

Einem solchen Verfahren gegenüber, welches täglich kühner wurde, konnte Ludwig XVI nicht mit den gewöhnlichen Regierungsmitteln auskommen. Die Lage war für ihn, den Erben der unumschränktesten Gewalt, so neu und so schwierig, daß an seiner Stelle vielleicht viele andere Könige ihre Lage verändert, aber wol nicht einer sie ertragen haben würde. Gutmüthig wie er von Natur war, hoffte er im Anfang auf mildere und versöhnlichere Maßregeln der Nationalversammlung, da er ihr selbst in so vielen Stücken nachgab. Als er sich überzeugte, daß dies nicht geschah, so fehlte ihm die Entschlossenheit zu durchgreifenden Schritten, von denen ihn ganz besonders das angeborne Wohlwollen für Jedermann und die Abneigung, durch gewaltsame Mittel oder durch Blutvergießen etwas durchzusetzen, zurückhielten. Im Bewußtsein dieser Liebe zu seinen Unterthanen und seiner redlichen Absichten für das Wohl derselben

bekräftigte und unterschrieb Ludwig Vieles, wodurch er größeres Unglück vermeiden zu können glaubte; er fügte sich öffentlich in viele harte Opfer, die man von ihm verlangte, und meinte es aufrichtig mit der neuen Verfassung, welche Frankreich erhalten sollte. Man klagte den König daher ungerechterweise der Doppelzüngigkeit an und muß sich über diesen Vorwurf um so mehr wundern, je mehr alle Urtheile von Freunden und Feinden darin übereinstimmen, daß er stets ein rechtlicher, aufrichtiger Mann gewesen sei. Und an dieser Doppelzüngigkeit soll wiederum seine Gemahlin Schuld gewesen sein, die es nicht habe über sich gewinnen können, ihren Gemahl zum redlichen Festhalten an der neuen Verfassung zu bestimmen.

Die Königin Marie Antoinette zeigte allerdings gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in Paris große Freimüthigkeit und Bestimmtheit gegen die Weiber- und Volkshaufen, die das Schloß umlagerten und häufig begehrten, sie zu sehen. Im Innern des Schlosses hatte sie die Unzufriedenheit des Monarchen mit seiner dermaligen Lage, seine Klagen über die erlittenen Kränkungen anzuhören, das tiefe, schmerzliche Gefühl zu stillen, welches unerhörte Beleidigungen in ihm erzeugt hatten. Wer den Charakter der Königin kennt, wird gewiß glauben, daß sie sich nicht blos darauf beschränkt habe, ihren Gemahl zu trösten, sondern daß sie ihn auch, da die Angriffe

gegen sein königliches Ansehen immer heftiger wurden, zu kraftvollern Maßregeln angeregt und ihn aufgefodert habe, nicht Alles zu erdulden. Aber es läßt sich nirgend eine Spur auffinden, daß die Monarchin im ganzen Laufe der Revolution ihren Gemahl zu irgend einer solchen Maßregel wirklich bewogen habe, woraus die gänzliche Falschheit der ihr von ihren Richtern gemachten Vorwürfe erhellt, wenn diese überhaupt irgend einer Widerlegung bedürften. Wir haben aus dieser Zeit zu wenig bestimmte Zeugnisse über die eigentlichen politischen Absichten der Königin. Nach Ségur zeigte sie gegen das Ende des Jahres 1789 eine lebhafte Theilnahme an der Regierungsform Englands und schien nicht abgeneigt, die Einführung einer ähnlichen in Frankreich zu begünstigen *). Dagegen beschäftigte sie sich nach Ferrières mit allerlei Umtrieben, um der Nationalversammlung entgegenzuarbeiten, sie billigte die monarchischen Clubs, die Clermont Tonnerre gestiftet hatte, und die Unternehmungen des Ministers St. Priest, die darauf hinausgingen, eine Gegenrevolution zu bewirken; sie soll sogar in der Procedur des Chatelet wegen der Unthaten am 5. und 6. October 1789 ein Mittel gesehen haben, mehre Männer des Volks, als Lafayette und Bailly, aus Furcht für ihre

*) Mém. 486. Die Stellen bei Ferrières II. 80—82. 98.

eigne Sicherheit für die königliche Sache gewinnen zu können. Sie erfreute sich ferner über die Art, wie sich die Anhänger der alten Monarchie in den Theatern gegen die Jakobiner betrugen, wie sie allen auf den König und die Königin bezüglichen Stellen Beifall klatschten und für einen Tag auch in den Kaffeehäusern ihre Meinung geltend zu machen wußten, ja sie soll ihnen gern Glauben geschenkt haben, wenn sie triumphirend die Nachricht in das Schloß brachten, daß die revolutionnaire Partei vernichtet sei, daß die öffentliche Meinung sich sichtlich verändere. Mit diesen Stellen stimmen nun freilich die Aeußerungen nicht überein, welche Madame Campan in einer sehr vertraulichen Unterredung aus dem Munde der Königin vernommen zu haben berichtet. Als der Marquis von Favras hingerichtet war, stellten die Royalisten dessen Witwe und Sohn der Königin bei der Tafel vor, ohne auf die Gegenvorstellung der Campan zu achten, daß dies der Königin sehr unangenehm sein würde, da sie bei Tafel stets von Anhängern der Revolution umgeben sei. „Man muß wol zu Grunde gehen," sagte die Königin gleich darauf zu ihrer Dienerin, „wenn man von Leuten, die alle mögliche Talente mit allen möglichen Verbrechen vereinigen, angegriffen und dagegen von Leuten vertheidigt wird, die bei einer achtungswerthen Gesinnung dennoch keine richtige Vorstellung von unserer Lage haben. Sie

haben mich in den Augen beider Parteien blosgestellt, indem sie mir Favras' Witwe und Sohn vorstellten. Dürfte ich frei handeln, so würde ich den Sohn eines Mannes, der sich für uns aufgeopfert hat, bei der Hand genommen und zwischen mich und den König an die Tafel gesetzt haben; aber umgeben von den Henkern, die so eben den Vater desselben umgebracht haben, wagte ich nicht einmal, die Augen auf ihn zu richten. Die Royalisten werden mich tadeln, daß ich für das arme Kind nicht mehr Theilnahme gezeigt, die Revolutionsmänner dagegen werden erbittert sein bei dem Gedanken, daß man mir durch diese Vorstellung einen Gefallen zu erzeigen geglaubt habe." Diese Stelle beweiset wenigstens, daß Marie Antoinette sich nicht über ihre wahre Lage täuschte, die sie selbst mit allem Rechte als eine sehr unglückliche betrachtete. „Wäre mein Herz," so schreibt sie an die Herzogin von Polignac, „nicht mit so starken Banden an meinen Gemahl, an meine Kinder und an meine Freunde gefesselt, so würde ich wünschen müssen, der Last meiner Leiden zu unterliegen, denn es ist fast unmöglich, diese Lage, das eigne Leid und das Leid seiner Freunde ertragen zu können." Um jedoch soviel als möglich Anstoß zu vermeiden oder neue Abneigung gegen sich zu erzeugen, vermied sie, die Abendgesellschaften bei der Prinzessin Lamballe zu besuchen, hielt sich meistens in ihren innern Gemächern auf und bewies auf der

andern Seite den Nationalgardisten und andern Bürgern von Paris eine ungezwungene Freundlichkeit, welche auch viele Herzen für sie einnahm, ja ihr noch mehr Anhänger unter diesen Leuten, welche damals noch nicht in einem solchen Umfange, wie man gewöhnlich meint, durch die Jakobiner eingeschüchtert oder verführt waren, gewonnen haben würde, wenn nicht einzelne Hofleute Vieles gleich wieder verdorben hätten *). Nur gegen Lafayette blieb sie sichtlich eingenommen und fortwährend im Verhältniß einer von ihrem Unterthan beleidigten Fürstin. Seit er sich an die Spitze der pariser Nationalgarde gestellt hatte, traute ihm die Königin nicht mehr. Von dem Sprößlinge eines alten und berühmten Geschlechts hatte sie wenigstens erwartet, daß er seine Popularität mehr zum Vortheil des Königs anwenden würde. Sein Benehmen zu Versailles am 5. und 6. October 1789 hatte ihr seine Ergebenheit verdächtig gemacht, und es läßt sich ihm

*) La Valette's Memoir. I. 78. Campan ch. 16. p. 467. 468. Ses entretiens n'avaient, comme on peut bien le croire, que la révolution pour unique objet: elle cherchait à connaitre les véritables opinions des Parisiens sur son compte, et comment elle avait pu perdre si totalement l'amour du peuple et même de beaucoup de gens qui étaient placés dans les rangs supérieurs.

allerdings, unbeschadet seiner redlichen Gesinnung, der Vorwurf mit Recht machen, daß er in seine Sicherheitsmaßregeln ein zu großes Vertrauen gesetzt und sich daher der Ruhe überlassen zu können geglaubt habe. Bei einem größern Mistrauen gegen seine Truppen und bei Verstärkung der Wachen im Schlosse dürfte der Angriff auf das Schlafzimmer der Königin schwerlich erfolgt sein. Indeß erkannte die Königin doch gegen Lafayette's Freund und Verwandten, den Vicomte Ségur, an, daß Lafayette, sobald er nur ihre Gefahr gewußt habe, zur Hülfe herbeigeeilt sei und ihr dadurch einen wesentlichen Dienst geleistet habe. In Paris hoffte sie (nach ihrer eigenen Aeußerung gegen Ségur), daß unter Lafayette's Schutze die Würde und Sicherheit des Königs ungefährdet sein würden. Diese Hoffnungen sah sie aber nicht erfüllt, und so nahm ihre Abneigung gegen Lafayette fortwährend zu, und wenn sie selbst auch kleine Neckereien oder Ausfälle bei Personen ihrer Umgebung gegen ihn nicht guthieß, hielt sie ihn doch gänzlich für ihren und ihres Hauses Feind, nachdem sein Ansehen, oder, wie sie glaubte, sein guter Wille nicht hinreichend war, dem König und der königlichen Familie am 18. April 1791 die ungehinderte Abreise nach St. Cloud zu verstatten. Ebenso wenig konnten die nach der Rückkehr der königlichen Familie von Varennes getroffenen Maßregeln ihm das Zutrauen der Monarchin erwer-

den; ja, sie glaubte am Ende des Jahres 1791, Lafayette wolle nur Maire von Paris werden, um dann Maire des Palastes zu werden, lieber würde sie einen Petion oder Santerre an diesem Posten sehen. Als nun Lafayette wenige Tage nach dem 20. Juni 1792 in Paris eintraf und seinen Unwillen über die jüngsten Ereignisse und die Entweihung der königlichen Wohnung an den Tag legte, da empfing ihn die Königin mit einer so eisigen Kälte, daß er, der jetzt mit redlicher Absicht zur Hülfe nach Paris gekommen war, tief verletzt den Palast verließ. Marie Antoinette äußerte kurz darauf gegen Madame Campan, daß es besser sei, unterzugehen, als seine Rettung einem Manne zu danken, der ihnen soviel Böses zugefügt habe *).

Dies Benehmen gegen Männer von gemäßigter Denkart, wie Lafayette und Bailly waren, hat manchen Vorwurf erfahren. Aber grade von solchen Männern, die durch frühere Verhältnisse enger an den König und seine Familie geknüpft waren oder sich durch Bildung und Gelehrsamkeit auszeichneten, glaubte die Königin mit Recht ein innigeres Anschließen an

*) Campan ch. 17. p. 514. Vergl. Ségur 484. Schütz V. 333—336. Zinkeisen's Lafayette I. 103 ff. 175. Jarke: die französische Revolution vom Jahre 1830. S. 133 f.

ihre Sache erwarten zu dürfen, wogegen ihr die Angriffe der Advocaten, Landbesitzer und anderer Mitglieder der Nationalversammlung durch den in derselben einmal bestehenden Geist der Opposition ganz natürlich hervorgerufen zu sein schienen. Nehmen wir noch hinzu, daß in dem reizbaren, lebhaften Gemüthe der Monarchin einzelne Aeußerungen und Erscheinungen weit tiefere Eindrücke zurückließen, so dürfte es vielleicht nicht ganz unwahrscheinlich sein, daß die prahlerischen Worte, mit denen Bailly, als Maire von Paris, am 6. October 1789 die königliche Familie an den Barrieren von Paris empfing, von ihr noch nicht vergessen waren, und daß sie selbst die Auslassung eines Wortes ihres Gemahls, an die sie ihn erst erinnern mußte, als eine absichtliche betrachtete. Man kann dies immerhin an der Königin tadeln; aber es ist wenigstens nicht unpsychologisch, daß ein jeder Moment jenes fürchterlichen Tages in der Brust der unglücklichen Monarchin zu tiefe Eindrücke hinterlassen hatte, als daß sie in ihren spätern Jahren dieselben zu unterdrücken vermocht hätte. Was Lafayette anbetrifft, so konnte Marie Antoinette nur ihren Feind in dem Manne sehen, dessen Kraft in dem Jahre 1789 (und war es im Jahre 1830 anders?) einzig in der untern Classe der pariser Bevölkerung und in den Revolutionnairs, die bei öffentlichen Unruhen ihren Vortheil zu erreichen hoffen, lag, der nichts Höheres

für Frankreich kannte als die nordamerikanische Verfassung, und für Frankreich gern ein Washington geworden wäre. Daß ein solcher Mann Ludwig XVI nur in einer sehr eingeschränkten Gewalt (gleichwie den König Ludwig Philipp im Jahre 1830) auf dem Throne geduldet haben würde, konnte Marie Antoinette, wenn sie auch sonst nicht alle Verhältnisse richtig zu würdigen verstand, leicht einsehen und sprach dies in jener Aeußerung, daß Lafayette Maire des Palastes werden wollte, nicht undeutlich aus. Der spätere Beurtheiler kann aber nicht umhin, zu sagen, daß Lafayette, dem alle Greuel einer Revolution, dem das Blut von Tausenden gleichgültig war, wenn nur seine Erklärung der Menschenrechte und seine Principien triumphirten, auch mit Ruhe und Gleichgültigkeit Ludwig XVI würde haben auf das Blutgerüst steigen sehen. —

Wie willig im Gegentheil Marie Antoinette ihre Vorurtheile und Ueberzeugungen dem Wohle ihres Gemahls und dem Vortheile der königlichen Macht opferte, zeigt das Verhältniß, in welches sie im Laufe des Jahres 1790 zu dem eifrigen Demokraten Mirabeau trat. Mirabeau war ihr von der Eröffnung der Reichsstände an verhaßt gewesen, wie es auch bei seinem so stark und oft ausgesprochenen Hasse gegen das Königthum in Frankreich nicht anders möglich war. Indessen hatte man schon zu Ende des Jahres

1789 eingesehen, daß Mirabeau trotz jenen Reden noch nicht die alte Anhänglichkeit an die Monarchie ganz verloren hatte, und es wurden daher mit ihm Unterhandlungen angeknüpft. Das Resultat derselben war indeß nicht befriedigend. Aber demungeachtet wurden die Unterhandlungen nicht abgebrochen, vielmehr von Seite des Hofes im März 1790 erneuert und in den Monaten Mai und Junius gelang es den einflußreichen Deputirten der königlichen Familie in einem solchen Grade zu nähern, daß Ludwig XVI und seine Gemahlin darauf feste Hoffnungen glaubten bauen zu können. Dazu soll der östreichische Abgeordnete, Baron Thugut, der sich im Jahre 1790 im Auftrage seiner Regierung in Paris aufhielt, namentlich mitgewirkt haben, außer ihm auch der Graf de la Mark. Der König und die Königin hatten mit Mirabeau mehre Zusammenkünfte, deren eine nach der Erzählung der Frau von Campan im Garten zu St. Cloud (nach Montgaillard in einem der Souterrains des Tuilerienschlosses) statthatte. Montgaillard *) berichtet aus einem Briefe der Königin an den Marquis von Bombelles, der im Februar 1791 geschrieben ist und nach dem also jene Unterredung bereits im Anfange des Jahres 1790 vorgefallen sein müßte, daß

*) Hist. de Fr. II. 196. Abrantes I. 121—128. Campan ch. 17. p. 507—509.

Mirabeau der Königin wie ein Engel erschienen, der vom Himmel herabgestiegen sei, um die königliche Familie zu retten. Er habe ferner gebeten, ihre Hand küssen zu dürfen, da dies ein Vorrecht gewesen sei, welches ihre erhabene Mutter Marie Theresie ebenfalls getreuen Unterthanen bewilligt habe, und sei mit den heiligsten Schwüren seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an das Königthum von der Monarchin geschieden.

Einfacher ist die Erzählung bei Madame Campan. Den Inhalt der Unterredung gibt sie freilich nicht an, dafür theilt sie aber die Worte mit, die er am Schlusse voll Begeisterung soll zur Königin gesagt haben: Madame, la monarchie est sauvée. Mit diesen Worten und mit Mirabeau's ganzer Stellung zur königlichen Familie verhält es sich folgendermaßen. Wie sich Ludwig XVI fortwährend bemüht hatte, einflußreiche und ihm gefährliche Mitglieder der Nationalversammlung durch Geld zu gewinnen, ohne doch, was er freilich glaubte, dadurch wesentliche Vortheile zu erlangen, so hatte man sich auch an Mirabeau gewendet. Er versprach, seinen Einfluß zu benutzen, um die durch die neue Gesetzgebung so geschmälerten Rechte der Krone wiederherzustellen. Die Stütze, die er dem Könige bot, war übrigens verfassungsmäßig; eine andere konnte er nicht bieten, denn seine Macht lag in seiner Popularität. Daher darf

auch jene Aeußerung nicht als Eitelkeit ausgelegt werden, da sie in dieser Beziehung eine weit größere Eitelkeit verrathen würde, als man einem Manne von tiefem politischen Blicke zutrauen kann. Vielmehr konnte Mirabeau die Monarchie nur dann für gerettet halten, wenn sich der König, die Königin und der Hof aufrichtig den constitutionellen Ideen hingeben und der Leitung Mirabeau's und seiner Freunde sich vertrauen wollten. Nach der Versicherung eines glaubwürdigen Mannes*) hatte der König bereits im Anfange des Jahres 1790 gegen Mirabeau seinen festen Vorsatz erklärt, beständig alle Verpflichtungen zu erfüllen, die er sich bei Eröffnung der Reichsständeversammlung selbst auferlegt habe; auch wünsche er nichts mehr als eine Constitution nach dem Inhalte der Cahiers vom Jahre 1789. Dies beweisen mehre Stellen aus der später gedruckten Correspondenz Ludwig XVI. „Ich wünsche," schreibt er unter dem 20. Januar 1790 an Mirabeau, „daß Sie es ebenso leicht finden mögen, das Unheil, welches geschehen ist, gut zu machen, als ich bemüht sein werde, die Mittel, welche zu diesem Zwecke führen, zu unterstützen." Hiermit war Mirabeau zufrieden und begann seine

---

*) Bei Schütz 279 f. Für das Folgende: Corresp. inéd. de Louis XVI. T. 1. p. 134. Ferrières II. 247—250 zeigt sich weniger gut unterrichtet.

Schritte darnach einzurichten, zu denen ihn auch besonders die Errichtung des Clubs der Cordeliers und die darin so deutlich beabsichtigte Gründung einer Republik veranlassen mochten. Er wollte, um hierüber nicht zu viel zu sagen, durch seine Popularität eine Auflösung der bisherigen Nationalversammlung bewirken, dieselbe dann nach andern Grundsätzen erneuern und eine Constitution nach dem Inhalte der ersten Cahiers entwerfen lassen, jedoch auf Betrieb des Monarchen, nicht der Gesetzgeber. Er hoffte, durch Flugschriften das Volk über die Absichten seiner Verführer aufklären, durch das Geld des Hofes den pariser Pöbel aufwiegeln und dadurch die Entfernung der Jakobinerhäupter erlangen zu können. Dann glaubte Mirabeau, den Pöbel dahin bewegen zu können, daß dieser selbst foderte, der König möge die Hauptstadt verlassen, um unabhängiger zu sein. In Compiègne oder Fontainebleau sollte in diesem Falle General Bouillé, mit dem schon früher Pläne für die Entfernung des Königs aus Paris verabredet waren, ein getreues Heer von Linientruppen um den Monarchen versammeln, und dort sollten die neu zu wählenden Gesetzgeber die Constitution nach der beabsichtigten Form herstellen.

Die Aussicht, den König aus Paris entfernen zu können, ward von der Königin unstreitig um so lebhafter ergriffen, jemehr sie dies schon seit längerer Zeit

gewünscht hatte. Mirabeau erhielt also vom Könige, gewiß nicht ohne Einwirkung der Königin, sehr bedeutende Summen, theils für eigne Bedürfnisse, die bekanntlich groß waren, theils um dieselben für die beabsichtigten Zwecke zu verwenden. Aber gewonnen ward er gewiß nicht so sehr hierdurch, als durch die Ueberzeugung, daß das Wohl Frankreichs und, wenn man lieber will, sein eigner Ruhm durch die Herstellung einer neuen, kraftvollen Regierung, welche wiederum nur eine monarchische sein konnte, auf eine beständige Weise gegründet werden könnte. So durfte er wol mit Recht von sich sagen: je suis payé, mais non vendu, und Madame Campan hat ihm Unrecht gethan, als sie ihn einen feilen Demokraten und gedungenen Royalisten nannte *). Gewiß ist Mirabeau selbst ein guter Zeuge für sich und für seine politischen Absichten. In einer Unterredung mit Talon, dem Lieutenant civil des Chatelet in Paris, am 13. April 1791 (nach Ferrières mit La Porte, dem Intendanten der Civilliste des Königs) äußerte er sich in folgender Art über sich selbst: „Ich fühle mich geneigt, dem Könige zu dienen, theils aus Ergebenheit gegen die monarchische Verfassung, aber auch wegen meines eig-

*) Biogr. univ. T. XXIX. p. 104. Campan 520. Vergl. Buchholz Geschichte Napoleon's I. 161. 198 —201

nen Interesse. Wenn ich nicht im Stande bin, dem Staate nützliche Dienste zu leisten (si je ne sers pas utilement la monarchie), so werde ich am Ende der ganzen Sache zu einer Zahl von acht oder zehn Intriganten gehören, welche, nachdem sie den Staat umgestürzt haben, beladen mit allgemeinem Fluche, ein schmähliches Ende nehmen, selbst wenn sie eine Zeit lang ein großes wirkliches oder scheinbares Glück gemacht haben sollten. Ich habe Verirrungen meiner Jugend und einen vielleicht ungerechten Ruf gut zu machen. Das kann ich nur, wenn ich mir durch große Verdienste einen Namen erwerbe. Eine Revolution war vielleicht nothwendig. Sie ist gemacht. Das Uebel muß vernichtet, die Ordnung wiederhergestellt werden. Der Ruhm wird groß sein." In diesen Worten ist neben manchem Andern der tiefe Blick in die Zukunft aller Sprecher und Führer einer Revolution bewunderungswürdig.

Aber Mirabeau vermochte nicht durchzusetzen, was er versprochen hatte. Im Rathe des Königs schadete ihm Necker's eifersüchtige Abneigung gegen Mirabeau's Geistesüberlegenheit, in der Nationalversammlung mußte er mit großer Vorsicht zu Werke gehen und vermochte nicht, den schonungslosen, alles Alte zerstörenden Gang derselben zu hemmen. Die Partei der Jakobiner überbot ihn an Heftigkeit, sie riß die ganze innere Verwaltung an sich und der König sank

zu einem bloßen öffentlichen Beamten (fonctionnaire public) herab, dem man seinen Ehrenplatz nur noch um alter Erinnerungen willen ließ. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Ludwig XVI nach so vielen Opfern jetzt selbst an Mirabeau irre ward; von einem besondern Einflusse der Königin auf die Entschließungen ihres Gemahls finden sich in dieser Zeit keine glaubwürdigen Nachrichten. Wohl aber nahmen Kränkungen und Beleidigungen zu, ja selbst gegen das Leben der Königin wurden Versuche gemacht, die auf der andern Seite ihrer Dienerschaft Gelegenheit gaben, die Anhänglichkeit an ihre angebetete Gebieterin im schönsten Lichte zu zeigen. „Nicht durch Gift," sagte die Königin, „werde ich sterben: die Verleumdung ist ein weit sichereres Mittel, um meinen Tod herbeizuführen." Wie sehr man das Volk gegen sie einzunehmen gewußt hatte, beweist ein der Gräfin Genlis im Jahre 1791 zugestoßenes Ereigniß *), da sie auf einer Spazierfahrt im Dorfe Colombe, unweit Paris, von den Bauern für die Königin gehalten wurde, die entfliehen wollte, heftig bedroht und einen ganzen Tag zu verweilen genöthigt wurde.

Am 2. April 1791 starb Mirabeau nach kurzer, aber seit langer Zeit drohender Krankheit. Royalistische Schriftsteller erklären dies Ereigniß für den größten

*) Denkwürd. IV. 4 ff.

Unfall, der zu dieser Zeit den König treffen konnte, und äußern zuversichtliche Hoffnung auf glücklichen Erfolg eines Plans, den man jetzt aufgeben mußte, da der talentvolle Erfinder nicht mehr am Leben war, ohne den man an der Ausführung desselben verzweifelte. Um so mehr wünschte jetzt die Königin ihre und ihres Gemahls Entfernung von Paris, wo die Jakobiner die allmächtigen Herren waren. In dieser Stimmung erfuhr sie die bittersten Kränkungen und Schmähungen, wie sie keine fürstliche Frau im Angesichte des Volkes erfahren hat, als ihr Gemahl sich mit seiner Familie am 18. April nach St. Cloud begeben wollte. Die Ohnmacht Lafayette's, welche er an diesem Tage bewies, vernichtete jede Hoffnung auf seinen Schutz, und die Mishandlungen, welche der Monarch hatte erdulden müssen, entfernte jeden Zweifel über das Geschick, für welches ihn die Jakobiner aufsparten. Er selbst hat späterhin erklärt, daß die Ereignisse des 18. Aprils die nächste Ursache seines Entschlusses zur Flucht nach Montmedy gewesen wären. Hier befehligte General Bouillé eine Anzahl damals noch treuer Regimenter; außerdem erwartete die Königin Schutz und Hülfe vom Auslande, namentlich von ihrem Bruder, dem Kaiser Leopold II von Oestreich, in einem viel geringeren Grade von den ausgewanderten Prinzen ihrer Familie und ihren Anhängern.

Es konnte nicht befremden, daß die Fürsten Europas von einer Begebenheit, wie die französische Revolution war, Unheil für sich und für ihre Völker fürchten mußten. Sahen sie doch, wie Ludwig XVI, der freiwillig seinem Volke die neue Freiheit gegeben und überhaupt Alles gethan, was die Demokraten von ihm foderten, für Alles dies in harter Gefangenschaft gehalten, mit den Seinigen unzähligen Kränkungen ausgesetzt war und selbst in Gefahr gerieth, das Leben zu verlieren, nachdem ihm kaum noch ein Schein des königlichen Ansehens geblieben war. Ob es gerathen sei, durch heimliche Hülfe oder durch offne Gewalt dieses Ansehen wiederherzustellen und die alte Ordnung der Dinge in Frankreich zurückzuführen, war unstreitig bereits im Jahre 1789 der Gegenstand vielfacher Erörterungen gewesen. Mehr zu thun gestattete den europäischen Mächten die Verwicklung ihrer eigenen Verhältnisse, wie sie im Anfange und im Laufe des Jahres 1790 bestanden, noch nicht, und nur erst, als durch Friedensschlüsse im Jahre 1790 die Ruhe in den meisten Staaten wiederhergestellt war, vermochten mehre der grössern Mächte an eine thätige Einwirkung in die Angelegenheiten Frankreichs zu denken. Eine solche aber wünschten ganz besonders der Graf von Artois und der Prinz von Condé, die Häupter der ausgewanderten Adeligen. Der Letztere versammelte zu Worms, unter dem Schutze

des Kurfürsten von Mainz, den größten Theil der Ausgewanderten um sich, Artois aber ward vom deutschen Kaiser Leopold nach Mantua für den 20. Mai zu einer Unterredung beschieden, an welcher auch Calonne Antheil nahm, der sich zu Artois gefunden hatte. Dorthin soll auch Graf Durfort mit Aufträgen von Ludwig XVI gekommen sein und den Grafen Artois in dessen Namen um möglichste Beschleunigung der Absichten des Kaisers und anderer europäischen Fürsten angegangen haben. Darauf sei er nach Paris zurückgekehrt, mit der Nachricht, daß fast alle Mächte des westlichen Europa im Monat Julius 100,000 Mann würden gegen die französischen Grenzen vorrücken lassen, daß ein drohendes Manifest vorangehen würde, und daß man durch dasselbe die Befreiung des Königs und die gütliche Ausgleichung der jetzigen Verhältnisse in Frankreich zu bewirken hoffe. Das gefährliche Unternehmen der Flucht widerrathe der Kaiser aber gänzlich.

So berichtet unter Anderm der Herausgeber eines Werkes *), das sich nicht ohne Pomp als einen höchst wichtigen Beitrag, um die Politik unserer Zeit kennen zu lernen, angekündigt hat. Aber hier, wie in andern Stellen, enthält dasselbe nur Unrichtigkeiten. Das wahre Sachverhältniß stellt sich weit genauer

*) Mémoir. d'un hommes d'état I. 116—122.

aus der Correspondenz Marie Antoinette's mit ihrem Bruder, dem Kaiser Leopold, und verschiedenen Diplomaten heraus. Diese Correspondenz, welche kürzlich aus den Archives générales du royaume de France bekannt gemacht worden ist und deren Glaubwürdigkeit demnach keinem Zweifel zu unterliegen scheint, enthält sehr interessante Mittheilungen der Königin über die damalige Politik des Hofes und über ihre Theilnahme an der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Marie Antoinette zeigt hier Scharfsinn und Gewandtheit, ihre Urtheile über ausgezeichnete Personen und die Gesinnungen der verschiedenen Höfe verrathen politische Einsicht und Menschenkenntniß, ja sie beweisen deutlich, wie der Verstand der Fürstin inmitten der unglückseligsten Ereignisse gereift ist.

Es geht aus dem ersten dieser Briefe, die im Mai und Junius 1791 geschrieben sind, nicht mit Bestimmtheit hervor, ob und in wie weit Kaiser Leopold jene obenerwähnte Zusage einer starken militairischen Unterstützung gegeben habe. Daß ihn der König Ludwig XVI um die Zusammenziehung eines Truppencorps bei Luxemburg gebeten, kann man nach den Versicherungen des Marquis von Bouillé annehmen, dem auch der König im Laufe des Monats Mai versicherte, er habe Grund zu glauben, daß ein östreichisches Truppencorps noch vor der Mitte des nächsten Monats in Arlon, nicht weit von der französi-

schen Grenze, eintreffen werde*). Der Kaiser verspricht nun in diesem Briefe vom 2. Mai 1791, daß er nie etwas thun werde als im Einverständniß mit dem Könige und mit seiner Schwester, er wünscht recht bald von allen Projecten zur Flucht (die er nirgend widerräth) in Kenntniß gesetzt zu sein, die Personen zu wissen, denen er unbedingten Glauben und Zutrauen schenken kann, namentlich wie er es mit dem Grafen Artois halten soll. Denn dieser wolle offene Feindseligkeiten beginnen, während er (der Kaiser) eine jede vereinzelte Unternehmung für gefährlich halte. Darauf antwortete die Königin unter dem 1. Juni 1791: „Die Gefühle des Grafen Artois sind uns theuer. Indeß glauben wir, daß jede offenbare Demonstration, jedes gewaltsame Unternehmen uns der schrecklichsten Gefahr aussetzen würde, so lange wir in Paris sind, wenn man auch schon ganz Paris für unsere Personen verantwortlich machen würde. Diese Verantwortlichkeit kann wol die rechtlichen Leute abhalten, aber diese sind selbst unter der Herrschaft von Banditen und zuchtlosen Bösewichtern, denen nichts Einhalt thun könnte und die nicht genug überlegen, um im Augenblicke die ganze Last dieser Verantwortlichkeit zu fühlen. Auch würde dies Project den König gänzlich in den Schatten stellen (ce projet-ci

*) Schütz V: 355.

rend le roi entièrement nul), und um aus dieser Krisis zu kommen, muß er durch Muth und durch Kraft imponiren." Die Königin beharrt ferner auf ihrem früheren Entschlusse, daß der Kaiser 8—10,000 Mann zu ihrer Unterstützung für den ersten Augenblick, nachdem sie glücklich an die Grenze des Reichs gelangt sind, in Bereitschaft halten möchte. Ist erst der König frei und in Sicherheit, dann wird er mit Dankbarkeit und großer Freude alle Mächte sich auf seinen Aufruf vereinigen sehen, um seine gerechte Sache zu unterstützen. Ueber den Grafen Artois äußert sich die Königin gleichfalls, daß sie vor ihm kein Geheimniß haben würde, wenn nicht Calonne und der Prinz von Condé in seiner Umgebung wären, denen sie nicht trauen könnte. Es ist aus der früheren Erzählung bekannt, daß Marie Antoinette weder vor Calonne's Ernennung zum Minister, noch während seines Ministeriums ihm besonders zugethan war, und die gegenwärtige Stelle ist ein neuer Beweis gegen die ungerechte Anklage, daß er der Königin große Summen Geld zu allerhand Verschwendungen verschafft habe. Dem Wunsche der Königin gemäß suchte Leopold (wie aus seinem Briefe vom 12. Juni 1791 hervorgeht) die Ungeduld des Grafen Artois bei der obenerwähnten Unterredung in Mantua zu mäßigen und ihn von allen gewaltsamen Maßregeln zurückzuhalten. „Er hat den besten Willen," setzte er hinzu,

„er hat die Richtigkeit meiner Gründe eingesehen, allein seine Umgebungen reizen und erhitzen ihn zu sehr. Doch ist er mit mir übereingekommen, sich ruhig in Coblenz zu verhalten und sich nicht mit dem Prinzen von Condé zu vereinigen. Dieser hat mehre dumme Streiche (équipées) gemacht; so hat er Truppen ausgehoben und alle Franzosen, die sich in Italien befinden, zu sich berufen." Ferner theilt der Kaiser seiner Schwester mit, daß sie Alle insgesammt und auf der Stelle handeln würden, sowie sie und der König ihre Freiheit erlangt hätten, daß Graf Mercy (der kaiserliche Gesandte in Brüssel) Befehl habe, in diesem Falle sie mit Geld, Truppen und Allem, was sie sonst bedürfen würden, zu unterstützen, daß man alsdann auf Sardinien, die Schweizer, die preußischen Truppen, die bei Wesel stehen, und die aller Reichsfürsten rechnen könne. Bis die königliche Familie in Sicherheit sei, würde von Seiten der Mächte gar nichts geschehen, keine feindliche Demonstration, kein Manifest, kein Truppenmarsch; sie würden erst herbeieilen, wenn sich alle getreuen Unterthanen gleichfalls um sie sammelten, und die Sache würde dann weit leichter beendigt sein, als man glaube (tout sera fini plus aisément qu'on ne croit). Sollte jedoch die Flucht nicht gelingen, so würde kein allgemeiner Schritt geschehen, blos Spanien solle dann eine Kriegsmacht rüsten, und der Kaiser wolle sich mit dem Könige

von Sardinien, den Schweizern und dem deutschen Reiche benehmen (se concerter), das seine Rechte reclamirt, um im Fall der Noth, wenn es dem Könige und der Königin genehm sei, zu seiner Zeit das Manifest bekannt zu machen. „Ich bürge Euch," sagt der Kaiser am Schlusse seines Briefes, „für die guten Gesinnungen aller Mächte und für die meinigen."

Wenn Leopold sich hier mit einer schnellen Beendigung der ganzen Angelegenheit schmeichelt, so darf man zu seiner Entschuldigung wol anführen, daß die eigentliche Stimmung in den Provinzen und die verschiedenen Mittel, durch welche dieselbe von Paris aus bearbeitet wurden, entweder dem Auslande ganz fremd oder blos durch die Darstellungen der Ausgewanderten bekannt waren. Aber auch durch bestimmte Zeugnisse konnte Leopold in seiner Ansicht bestärkt werden. Denn ein Feldherr von anerkannter Tüchtigkeit, der Marquis von Bouillé, bezeugt ausdrücklich, daß ein Einfall in Frankreich im Jahre 1791 und auch noch im Jahre 1792 nicht schwer gewesen sei, da ein großer Theil der Grenze ganz offen und ohne alle Vertheidigungsmittel war. Frankreich wäre ohne einen Feldherrn von so großem militairischen Talente, wie Dumouriez, zu jener Zeit unbestreitbar verloren gewesen *).

*) Mém. T. I. p. 274. 275. nach der Ausg. v. J. 1821.

Bei dem Anscheine einer so mächtigen Unterstützung von Seiten der auswärtigen Mächte und bei der immer mehr zunehmenden Zerwürfniß in der Hauptstadt und gänzlichen Erschlaffung aller Anhänglichkeit für den König, glaubte Marie Antoinette seinen Entschluß, Paris zu verlassen, auf alle Weise beschleunigen zu müssen. Die Nacht auf den 20. Junius ward für die Entfernung aus Paris festgesetzt. Alle Vorbereitungen dazu waren getroffen, der General Bouillé hatte seine Anstalten eingerichtet. Die Königin hatte an Allem thätigen Antheil genommen; daß sie sich nicht zu sehr, wie in den Campan'schen Memoiren allerdings erzählt wird, der Sorge für kleinliche Vorbereitungen hingegeben habe, erhellt aus einer genauen Vergleichung der hierher gehörigen Nachrichten *). Dagegen sehen wir aus ihren oben mitgetheilten Aeußerungen, daß sie an der Spitze eines östreichischen Truppencorps und im Verein mit Bouillé's treuen Regimentern glaubte die Revolutionnairs zur Besinnung bringen zu können, ohne dabei besonders auf die Ausgewanderten zu rechnen, bei denen sie, wie Ferrières **) versichert, nur eine sehr geringe Anhänglichkeit an die Person des Monarchen voraussetzte und für sich selbst viel von dem Einflusse des Grafen

*) Schütz VI. 13. Anmerk. Campan ch. 18. p. 523.
**) Mém. II. 330.

Artois befürchtete, der sich als einen Wiederhersteller der Monarchie in diesem Falle betrachten würde. Damit stimmen auch die Angaben Bouillé's und die gelegentlichen Aeußerungen anderer unterrichteter Personen überein, wonach der Monarch die neue Constitution zu erhalten und nur insofern abzuändern wünschte, als unerläßlich nothwendig erschien, um ihren Bestimmungen Gehorsam zu verschaffen. Zu diesem Zwecke sollten erst gütliche Unterhandlungen mit der Nationalversammlung eröffnet und dabei jede nähere Verbindung mit den Ausgewanderten vermieden werden, um zu zeigen, daß der König auf keinen Fall die gänzliche Wiederherstellung der alten Monarchie beabsichtige. Nur die unbedingte Verweigerung eines jeden gütlichen Uebereinkommens würde den König, der nichts wünschte als Ruhe und Ordnung im Reiche, zur Anwendung der Waffengewalt für diesen Zweck haben bewegen können. In Erwägung dieser Umstände erscheint auch die Proclamation des Königs, die er am 20. Junius in den Tuilerien zurückließ, in einem weit mildern Lichte, als gewöhnlich geurtheilt wird. Allerdings beschwerte sich Ludwig in derselben über Alles, was seit dem 23. Junius 1789 geschehen war, und gab das ganze Verfahren der Nationalversammlung, sowie überhaupt seinen gänzlichen Mangel an Freiheit als Grund an, weshalb er Paris verlassen habe, um anderwärts Sicher-

heit zu suchen. Am Schluß aber verspricht er alles seiner Person angethane Unrecht zu vergessen und sich gern wieder unter den Parisern aufhalten zu wollen, sobald vermöge einer Constitution, die er freiwillig angenommen haben wird, die Religion verehrt und die Regierungsform unabänderlich festgesetzt bleibt, die Person und das Eigenthum eines Jeden ungestört sind, die Gesetze nicht mehr ungestraft verletzt werden können und die Freiheit fest und unerschüttert gegründet sein wird. Diese begütigende Schlußbemerkung war ganz im Geiste des wohlwollenden Monarchen und darf daher von spätern Beurtheilern nicht so gedeutet werden, als sei damit der ganzen Revolution das Todesurtheil gesprochen worden.

Die Fluchtreise der königlichen Familie nach Montmedy fand in der Nacht vom 20. auf den 21. Junius 1791 statt. Die einzelnen Umstände, durch welche der gut angelegte Plan misglückte, gehören nicht in den Bereich dieses Aufsatzes; sie sind überdies jetzt hinlänglich aufgeklärt und beglaubigt*). Das Benehmen der Königin auf dem Rückwege war würdevoll und über alle Furcht und Aengstlichkeit erhaben; die Reise selbst und die ersten Augenblicke, die sie wieder in Paris zubrachte, veranlaßten sie, nachdem

*) K. E. Schmid im Hermes XXV. 1. S. 93—105. Schütz VI. 1—66.

Artois befürchtete, der sich als einen Wiederhersteller der Monarchie in diesem Falle betrachten würde. Damit stimmen auch die Angaben Bouillé's und die gelegentlichen Aeußerungen anderer unterrichteter Personen überein, wonach der Monarch die neue Constitution zu erhalten und nur insofern abzuändern wünschte, als unerläßlich nothwendig erschien, um ihren Bestimmungen Gehorsam zu verschaffen. Zu diesem Zwecke sollten erst gütliche Unterhandlungen mit der Nationalversammlung eröffnet und dabei jede nähere Verbindung mit den Ausgewanderten vermieden werden, um zu zeigen, daß der König auf keinen Fall die gänzliche Wiederherstellung der alten Monarchie beabsichtige. Nur die unbedingte Verweigerung eines jeden gütlichen Uebereinkommens würde den König, der nichts wünschte als Ruhe und Ordnung im Reiche, zur Anwendung der Waffengewalt für diesen Zweck haben bewegen können. In Erwägung dieser Umstände erscheint auch die Proclamation des Königs, die er am 20. Junius in den Tuilerien zurückließ, in einem weit mildern Lichte, als gewöhnlich geurtheilt wird. Allerdings beschwerte sich Ludwig in derselben über Alles, was seit dem 23. Junius 1789 geschehen war, und gab das ganze Verfahren der Nationalversammlung, sowie überhaupt seinen gänzlichen Mangel an Freiheit als Grund an, weshalb er Paris verlassen habe, um anderwärts Sicher-

heit zu suchen. Am Schluß aber verspricht er alles seiner Person angethane Unrecht zu vergessen und sich gern wieder unter den Parisern aufhalten zu wollen, sobald vermöge einer Constitution, die er freiwillig angenommen haben wird, die Religion verehrt und die Regierungsform unabänderlich festgesetzt bleibt, die Person und das Eigenthum eines Jeden ungestört sind, die Gesetze nicht mehr ungestraft verletzt werden können und die Freiheit fest und unerschüttert gegründet sein wird. Diese begütigende Schlußbemerkung war ganz im Geiste des wohlwollenden Monarchen und darf daher von spätern Beurtheilern nicht so gedeutet werden, als sei damit der ganzen Revolution das Todesurtheil gesprochen worden.

Die Fluchtreise der königlichen Familie nach Montmedy fand in der Nacht vom 20. auf den 21. Junius 1791 statt. Die einzelnen Umstände, durch welche der gut angelegte Plan misglückte, gehören nicht in den Bereich dieses Aufsatzes; sie sind überdies jetzt hinlänglich aufgeklärt und beglaubigt*). Das Benehmen der Königin auf dem Rückwege war würdevoll und über alle Furcht und Aengstlichkeit erhaben; die Reise selbst und die ersten Augenblicke, die sie wieder in Paris zubrachte, veranlaßten sie, nachdem

*) K. E. Schmid im Hermes XXV. 1. S. 93—105. Schütz VI. 1—66.

die erste Bewegung besiegt war, zu reiflicher Ueberlegung über den wahren Vortheil des Königs in der gegenwärtigen Lage. Von großem Einflusse auf sie war damals Barnave, den sie auf der Rückreise von Varennes näher kennen gelernt hatte und durch dessen rücksichtsvolles, ehrerbietiges Betragen die Königin mit seinen frühern revolutionnairen Ausbrüchen gänzlich ausgesöhnt zu sein schien. Bereits auf der Reise hatte sie mehre Unterhaltungen mit ihm, in denen er ihr Wiedererlangung der Popularität als das sicherste Mittel schilderte, ihre eigne Ruhe und die Würde des Thrones zu behaupten, und zugleich versicherte, daß die Monarchin dieselbe ebenso leicht würde wieder gewinnen können, als er selbst sich in den Besitz der Volksgunst gesetzt hatte. Als der erste Sturm über die Flucht der königlichen Familie in Paris sich gelegt hatte, trat Marie Antoinette in nähere Verbindung mit Barnave, Duport und Alexander Lameth, da sie wohl einsah, daß die Partei der Royalisten ihr den nöthigen Schutz nicht gewähren konnte, den sie damals mit größerer Sicherheit bei jenen constitutionnell gesinnten Männern zu finden glaubte. Und allerdings hielten es auch diese ihrem Interesse gemäß, sich an den König anzuschließen und die Constitution auf der Basis des wiederhergestellten königlichen Ansehens zu befestigen, um ein Gegengewicht gegen die täglich zunehmende Frechheit der

Jakobiner zu haben *). Von solchen Hoffnungen neu belebt, schrieb sie an ihren Bruder, den Kaiser Leopold: „Die jetzt einflußreichsten Männer haben sich vereinigt und sich offen für die Erhaltung der Monarchie und des Königs, sowie für die Wiederherstellung der Ordnung ausgesprochen. Seit ihrer Annäherung sind die Angriffe der Unruhestifter mit einer großen Uebermacht zurückgewiesen worden, die Nationalversammlung hat im ganzen Königreiche eine Festigkeit und ein Ansehen erhalten, dessen sie sich scheint bedienen zu wollen, um die Handhabung der Gesetze herzustellen und die Revolution zu beendigen. Die gemäßigtsten Männer, die niemals aufgehört haben, sich ihrem Fortschreiten zu widersetzen, vereinigen sich in diesem Augenblicke, weil sie darin das einzige Mittel sehen, um sich Das zu sichern, was ihnen die Revolution gelassen hat, und ein Ende allen den Verwirrungen zu machen, deren Fortsetzung sie fürchten, mit einem Worte, Alles scheint sich zu vereinigen, um das Ende der Bewegungen und Unruhen herbeizuführen, denen Frankreich seit zwei Jahren preisgegeben ist." Von einer solchen Beendigung hoffte

*) Georg Forster's Erzählung (Briefw. II. 468), daß Barnave durch die Lameths bestochen sei, die ihm eine femme de la première qualité zur Maitresse gegeben hätten, ermangelt aller historischen Grundlage.

die Königin, das nöthige Maß von Ansehen und Kraft für die Regierung, für sich selbst Schutz gegen größeres Unglück, ja sie schmeichelte sich, daß die Gemüther immer mehr von der Nützlichkeit einer größern Ausdehnung des königlichen Ansehens überzeugt werden dürften. Dagegen verhehlte sie nicht, daß es nur durch Anwendung einer an Stärke sehr überlegenen Macht möglich sein würde, die lauten Wünsche des Volkes zu unterdrücken, daß der König, sie selbst, ihr Sohn dabei persönlich gefährdet seien, daß das Resultat dabei immer sehr ungewiß sei, da das Land mit einer Menge von Bewaffneten erfüllt ist, die in ihrer Wuth und Verzweiflung die Opfer nicht zählen würden, welche für die Befriedigung ihres Willens fallen müßten. Selbst für ihren Bruder, den Kaiser, könnte ein solcher Aufstand des Volkes die nachtheiligsten Folgen haben. Weiter schreibt sie in demselben Briefe, daß für den König kein Mittel wirksamer sei, sich Vertrauen und Achtung im Lande zu verschaffen, als der Einfluß, den sie und ihr Gemahl auf die Entschließungen ihres Bruders ausüben würden. Ein solcher Einfluß würde dazu beitragen, den Frieden in Frankreich zu behaupten, und von Jedermann die unruhigen Befürchtungen entfernen, welche die Herstellung der öffentlichen Ruhe verhinderten; dem König aber würde der Antheil, den er an Beseitigung dieser Unruhen gehabt hätte, alle Gemäßigte zuführen, denen

sich auch die Andern, namentlich die Häupter der Bewegung, anschließen müßten, da sie die Aufrichtigkeit und Bereitwilligkeit bemerkten, mit welcher der König bemüht wäre, den allgemeinen Wünschen nachzugeben. Die Nationalversammlung selbst wünsche gute Verhältnisse mit den auswärtigen Mächten und würde unstreitig mit derjenigen Macht, welche zuerst die neue Constitution anerkennt, eine enge Verbindung einzugehen nicht Anstand nehmen. So ließe sich eine schnelle und friedliche Beendigung der ganzen Revolution voraussetzen, auf welche ihr Bruder durch seine Entschließung, in derselben Gesinnung zu handeln, wie der König, den vortheilhaftesten Einfluß haben würde, der auch nicht ohne gute Folgen für die Ruhe des übrigen Europa bleiben könne.

Man wird aus diesem Briefe, der mit großer Ruhe und Klarheit mitten unter den politischen Stürmen in der Hauptstadt geschrieben war, und in den Tagen, wo die Königin kaum in ihrem eigenen Gemache unbeachtet sein konnte, wo Schildwachen vor ihrer Thür standen, mehre Offiziere sich in ihrem Zimmer befanden und dasselbe kaum eine halbe Stunde, während sie sich entkleidete, geschlossen blieb *), erkennen, wie weit entfernt die Königin damals war, eine

*) Rev. rétrosp. IV. 16. Mémoires et correspond. secrète du père Lenfant T. I. p. 156. 201. 230. 234.

bewaffnete Einmischung zu wünschen. Der Einfluß Barnave's auf sie ist in diesem Schreiben unverkennbar. Indeß fand ihr damaliges Benehmen nicht überall gleichen Beifall, die Anhänger des alten Systems namentlich trauten den Gesinnungen Barnave's und seiner Freunde nicht. „Der Kaiser", so schreibt Graf Mercy an den Fürsten Kaunitz, „stellt sich zu sehr blos, wenn er sein Interesse so von dem der übrigen Monarchen trennt, wie die Königin es wünscht. Sie muß mit großer Vorsicht zu Werke gehen, und im günstigsten Falle wird der Zustand von Frankreich doch nur schwankend sein und Europa stets zu Maßregeln greifen müssen, durch welche der Fortschritt einer so verderblichen Lehre gehemmt werden kann. Nur eine Vereinigung aller Monarchen kann dieselbe in der Quelle ersticken. In Frankreich kann allerdings für den Augenblick eine gewisse Ruhe eintreten, die aber die Lage der Königin doch nicht verbessern kann. Ihre Stellung wird noch für lange Zeit sehr kritisch, in Beziehung auf ihr Betragen, bleiben und sehr unglücklich in jedem andern Betracht."

Indeß näherte sich immer mehr die Zeit, wo die Nationalversammlung das Constitutionswerk beendigt zu haben beschlossen hatte. Paris war in Erwartung der neuen Verfassung und des Benehmens des Königs bei dieser Gelegenheit ziemlich ruhig. Um so unruhiger war die Königin. Auf der einen Seite von

Barnave und seinen Freunden gedrängt, den König zur Annahme und zum Festhalten der Constitution zu bewegen, von der andern Seite aufgefodert von den Anhängern des Hofes und einflußreichen Männern, unter denen Burke besonders nachdrücklich sprach*), sich ja nicht zu übereilen, sondern die Constitution zurückzuweisen und mit Standhaftigkeit auszuharren, bis Hülfe von auswärts käme, wozu jetzt eine so nahe Aussicht wäre, die aber ganz ausbleiben würde, wenn der König sich verführen ließe, die Constitution anzunehmen, befand sich Marie Antoinette in einer wahrhaft beklagenswerthen Lage. Ihr Vertrauen auf die Häupter der Constitutionnellen nahm ab, da sie bei ihnen nicht jenen Einfluß wahrnahm, für den sie sich zu Schritten bei ihnen herabgelassen hatte; die Constitution fand sie abscheulich, unnatürlich (monstrueuse) und die Rechte des Königs im hohen Grade beeinträchtigend. Ein ausführlicher Brief aus dieser Zeit an den Grafen Mercy schildert ihre hoffnungslose Lage mit den lebhaftesten Farben. „Wir können," sagt sie am Anfange, „die Constitution nicht zurückweisen, der König muß den Abgeordneten erklären, daß er sich für ebenso wenig frei hält als vor dem 20. Junius, daß er bei seinen damals ausgesprochenen Grundsätzen beharrt, daß er sich aber dem Glücke des Volkes opfern

---

*) Rev. rétrosp. III. 466—469.

will. Haben wir einmal diesen Entschluß gefaßt, so müssen wir aber auch bei demselben beharren, Alles vermeiden, was den Ungeheuern (monstres), die uns umgeben, zum Argwohn oder zum Mistrauen Anlaß geben könnte, und in allen Stücken gewissermaßen nur mit dem Gesetze in der Hand vorschreiten. Das ist das beste Mittel, ihnen die ganze Sache bald zuwider zu machen. So wie jetzt können wir nicht fortleben; es kömmt also nur für uns darauf an, sie einzuschläfern und ihnen Vertrauen gegen uns beizubringen, um uns ihrer nachher um so besser entledigen zu können (pour les mieux déjouer après)." An einer andern Stelle heißt es: „Unsere einzige Hoffnung soll also, wie man uns sagt, auf auswärtiger Hülfe beruhen. Die Brüder des Königs versprechen sie und rathen dringend, die Annahme der Constitution zu verweigern. Aber wer leistet uns diese Hülfe? Spanien hat den Anschein, sich einen anständigen Rückzug zu decken; der Kaiser beobachtet gegen mich ein tiefes Stillschweigen, auch hindern ihn vielleicht die Angelegenheiten des Nordens, sich mit den unsrigen zu befassen; England wird niemals etwas Anderes thun, als alle Parteien mit Hoffnungen zu kirren (leurrer d'espérance), um sie um so sicherer uneinig untereinander zu erhalten; Preußen berechnet nur seinen eigenen Vortheil — alles dies läßt uns wenigstens auf keine nahe Hülfe hoffen. Nun bleiben nur

noch die Prinzen und die Ausgewanderten übrig. Wären die Prinzen im Stande, ihrer eigenen Empfindung zu folgen, so würden sie uns sehr nützlich werden können. Aber sie haben einen Calonne bei sich, der uns haßt, der nur seinem Ehrgeize und seinem Leichtsinne folgt, außerdem noch andere schlechte und feige Menschen, die uns erst verlassen haben und jetzt verlangen, daß wir allein uns allen Gefahren aussetzen und blos ihrem Nutzen dienen sollen. Kurz, nur der Kaiser kann uns helfen, er allein kann sich an die Spitze der auswärtigen Mächte stellen, er allein vermag die Prinzen und alle Ausgewanderte zurückzuhalten, daß sie keinen tollkühnen Schritt wagen und sich gar nicht in den Reihen der verbündeten Mächte zeigen *). Denn sie können für uns nur sehr vereinzelt wirken (faire une chose partielle), und wenn sie selbst einen wirklichen Vortheil erhalten würden (was freilich kaum zu denken ist), so würden wir in eine neue Sklaverei unter ihre Diener zurücksinken und unser Zustand weit unerträglicher sein, als der erste, weil sie sich als unsere Befreier ansehen würden **)."

---

*) Rev. rétrosp. III. 465. IV. 9. und in den Actenstücken bei Girtanner VI. 102. 203.

**) „Ajoutez à cela", schließt die Königin den Brief an den Grafen Mercy vom 20. August 1791 (III. 462), „que

Auf diese Klagen und Bitten einer geliebten Schwester erwiderte Leopold in einem mit brüderlicher Herzlichkeit geschriebenen Briefe, daß die Sache des Königs von Frankreich die Sache aller Souveraine von Europa sei, daß er aber ebenso wenig als die übrigen Monarchen sich durch Täuschungen oder Vorspiegelungen (illusions) werde hinhalten lassen, daß man gern die äußersten Schritte vermeiden würde, daß jedoch, im Fall sie geschehen müßten, Diejenigen vor Gott und Menschen verantwortlich wären, welche die Monarchen in diese Nothwendigkeit versetzt hätten.

---

nous n'avons pas un ami, que tout le monde nous trahit, les uns par haine, les autres par faiblesse ou ambition; enfin je suis réduite à craindre le jour ou on aura l'air de nous donner une sorte de liberté. Vous voyez mon âme toute entière dans cette lettre; je peux me tromper; mais c'est le seul moyen encore que je voie pour pouvoir aller. J'ai écouté autant que je l'ai pu des gens des deux côtés et c'est de tous leurs avis que je n'ai formé le mien; je ne sais pas s'il sera suivi; vous connaissez la personne avec laquelle j'ai affaire (der König); un moment ou l'on la croit persuadée, un mot, un raisonnement, la fait changer sans qu'elle s'en doute; c'est aussi pour cela que mille choses ne sont point à entreprendre. Enfin quoi qu'il m'en arrive, je peux céder aux circonstances, mais jamais je ne consenterai à rien d'indigne de moi."

„Die Constitution, welche man den Franzosen geben will, kann nur dann für gesetzlich gelten, wenn sie durch den freien Willen des Königs bestätigt ist; aber es reichen nicht eitle Scheingründe oder versteckte Gewaltschritte, die unter dem Deckmantel verfänglicher und ungesetzlicher Alternativen versteckt sind, hin, um uns an diese Freiheit glauben zu lassen. Die freie Willensmeinung des Königs, wie sie in seiner Erklärung vom 20. Junius ausgesprochen war, will und kann nichts Anderes bezwecken, als die Behauptung der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten einer monarchischen Regierung, als die Unverletzlichkeit, die Sicherheit, die würdige Erscheinung (représentation décente) des Königs und seiner Familie, die Wirklichkeit seines Einflusses auf die Regierung und die Handhabung der Gesetze, welche ihm dieselbe zusichern, endlich eine Verfassung (organisation), die mit der Unterordnung der Staatsgewalten (pouvoirs) und der öffentlichen Ruhe sich gut verträgt. An diesen Grundzügen allein vermögen wir die Errichtung einer wahrhaft gesetzlichen Verfassung zu erkennen, niemals aber in einem Zustande der Dinge, wo der König sich fortwährend seiner wirklichen Autorität durch widersprechende oder unwirksame Gesetze beraubt sieht, wo er ein Gefangener in der Mitte seines Hofes ist, ein Spielwerk für die Wuth der Parteien und die wilden

Ausbrüche jener Volkshaufen, die durch nichts gezügelt werden können (populace incoërcible)."

In einem spätern Schreiben (3. September 1791) versichert die Königin ihrem Bruder, wie sehr sie sich über die Theilnahme und Uebereinstimmung gefreut habe, die aus seinem Schreiben hervorginge*). Zugleich theilte sie ihm eine ausführliche, durchdachte und mit vielem Scharfsinne entworfene Denkschrift mit, deren Verfasser sie nicht nennt, die darin entwickelten Ansichten aber als die ihrigen bezeichnet. Wahrscheinlich war diese Denkschrift ein Werk Barnave's und seiner Freunde. In derselben wird der Kaiser als der Einzige bezeichnet, der den dermaligen Unordnungen ein Ziel setzen könnte. Die Aufstellung einer bewaffneten Macht wird für nothwendig erachtet, aber die Eröffnung der Feindseligkeiten möglichst in den Hinterhalt gestellt. Denn eine solche würde, wenn der Kaiser den Einflüsterungen der Prinzen folgen sollte, unstreitig einen blutigen Bürgerkrieg herbeiführen, dessen Ausgang sehr zweifelhaft, dessen Folgen, selbst wenn sich der Sieg für die königliche Partei entscheide, unberechenbar sein würden. Einen solchen Krieg will aber der König seinem Volke ersparen und sollte es ihm selbst Thron und Leben kosten. Der König muß allein ohne Beistand der Prinzen und Ausgewanderten

---

*) Rev. rétrosp. IV. p. 5—7. 7—25.

im Besitz seiner königlichen Machtvollkommenheit Frankreich die nöthige Ruhe wiedergeben; wollte man dabei den Wünschen und Anmaßungen der Ausgewanderten folgen, so würde dann erst die Unruhe beginnen und der gefürchtete Bürgerkrieg im Innern erfolgen. Kurz, es ist für Frankreich und für Europa von der höchsten Wichtigkeit, daß die Ausgewanderten nur durch einen Frieden, nicht aber durch die Gewalt der Waffen nach Frankreich zurückkehren. Anlangend die auswärtigen Mächte, so müssen sie erklären, daß sie sich nicht in die innere Regierung mischen, daß sie nur allein mit dem Könige, wenn er frei ist, unterhandeln wollen, daß sie aber darauf bestehen, daß Frankreich eine Monarchie sei und daß die früheren Verhältnisse zu den Continentalmächten hergestellt werden, damit das Gleichgewicht von Europa in seiner Kraft erhalten werde. Ebenso wenig dürfen sie zugeben, daß eine allgemeine Volksbewaffnung — sie bestehe in Nationalgardisten oder andern bewaffneten Bürgern — in Frankreich stattfinde, wie sie allerdings begonnen hat, und erklären, daß eine solche die strengsten Maßregeln von Seiten der verbündeten Mächte hervorrufen würde. Endlich müssen sie erklären, alle revolutionnairen Bewegungen in ihren Staaten auf das Strengste ahnden zu wollen und die drei Farben in den Fahnen von Frankreich nur alsdann anzuerkennen, wenn sie nicht mehr die Fahne der Verwirrung und der Unruhe

sein wird. Ergehen solche Erklärungen von den verbündeten Mächten, ehe ihre Truppen den französischen Boden betreten, so wird das Bedürfniß nach Ruhe in den französischen Städten zu überwiegend, die Fehler der neuen Constitution werden zu augenscheinlich, die Greuel der Revolution zu verhaßt sein, als daß nicht in einer jeden Stadt eine Umkehr zum Alten als natürlich und zweckmäßig erscheinen sollte. Denn die Nation ist nicht eins mit der Nationalversammlung.

Diese Denkschrift beantwortete der Kaiser in zwei ausführlichen Schreiben, in denen er den Ansichten der Königin Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er erkennt gleichfalls die Unvollkommenheiten der neuen Constitution an, aber er erklärt auch, daß der König und die Königin derselben ihre Zustimmung nicht verweigern dürfen. Die Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge (ancien régime) ist unmöglich und ganz unvereinbar mit dem Glücke Frankreichs, die neue Constitution findet allerdings bei den Gemäßigtern Tadel, aber sie halten im Wesentlichen doch fest an der neuen Constitution und man muß daher, in wiefern man einen vernünftigen Gesichtspunkt faßt, diese Constitution mit den Grundgesetzen einer monarchischen Regierungsverfassung verbinden. Geschehe dies nicht, so würde eine Vereinigung der ganzen Nation gegen jeden Hülfeversuch der auswärtigen Mächte zu

befürchten sein. Durch die erwähnte Verbindung aber kann dem Throne seine Würde, den Gesetzen ihr Ansehn erhalten werden, alle Rechte bleiben unverletzt, alle Interessen werden sich gegenseitig verständigen, man wird dem Adel das politische Element wiedergeben, welches ihn zu einem nothwendigen Bestandtheile (partie intégrante) der Monarchie erhebt, kurz, alle Freunde der Ruhe und Ordnung werden einsehen, daß dies der einzige vernünftige und gerechte Vertrag ist, um den Franzosen ihre Freiheit und ihr Glück zu sichern. Diese Gesinnungen, so fährt der Kaiser fort, theile der König von Preußen ganz mit ihm, obgleich die Häupter der Revolution ihn selbst auf alle Weise durch die Beleidigungen gegen einzelne deutsche Reichsfürsten, durch Schmähungen gegen ihn und alle Fürsten, durch geheime Umtriebe, um die Niederlande zum Aufstande zu reizen, aufzubringen bemüht wären. Wenn er sich nun offen für die Sache der Emigranten erklärte und alle Die um sich versammelte, welche eine vollkommene Gegenrevolution wünschten, so wäre der Wunsch der Revolutionshäupter erfüllt, indem sie die französische Freiheit als bedroht schildern und selbst die Gemäßigten zu den gewaltsamsten Schritten fortreißen könnten. Daher würde der Kaiser zwar in seinen an Frankreich grenzenden Ländern die Truppenaufstellungen fortwährend beibehalten, weil dies seine eigene Ehre und Sicher-

heit erfodere, er würde sich aber nie der Sache der Emigranten annehmen und sich nicht in die innern Angelegenheiten Frankreichs mischen, wenn nicht die Sicherstellung des Königs und seiner Familie vor neuen Gefahren ein thätiges Einschreiten nothwendig machte.

Aus diesen Verhandlungen geht also hervor, daß die Königin Marie Antoinette vor der Annahme der Constitution am 14. September 1791 keineswegs eine bewaffnete Dazwischenkunft der andern Mächte verlangt, daß sie im Gegentheil die Vorschläge ihres Bruders, ohne Gewalt der Waffen eine Versöhnung herbeizuführen, vollkommen getheilt habe. Es geht daraus ferner hervor, daß die Königin ganz falsch beurtheilt wird, wenn man ihr eine Theilnahme an den ausschweifenden Planen der ausgewanderten Prinzen und Franzosen zuschreibt, wie freilich von einer gewissen Partei in Frankreich als ganz sicher angenommen wurde *). Für diese hatten, wie aus dem

*) Der Père Lenfant, des Königs Beichtvater, schreibt unter dem 18. August (T. II. p. 304) an einen Freund: Peut-être vous aurez entendu dire en province ce qui n'a cessé de se repéter à Paris, au sujet de la reine, qu'on prétend contrarier les projets des princes et chercher à faire des arrangements avec l'assemblée par entremise de Barnave. Cette infortunée princesse a été accablée de cette dernière calomnie.

Schreiben des Kaisers deutlich wird, die Höfe zu Stockholm und Madrid eine bewaffnete Einmischung durch spanische und schwedische Truppen vorgeschlagen, während die Höfe zu Berlin und Wien die französischen Prinzen auf alle Art unterstützen, selbst aber neutral bleiben sollten. Mit Recht äußert sich der Kaiser, daß ein solcher Plan das Mislingen der ganzen Unternehmung bereits in sich getragen habe, findet es aber doch für nothwendig, seine Schwester zu versichern, daß man seine Absichten, ihr und ihrem Gemahle wesentliche Dienste zu leisten, mit Unrecht ihr als langsam und unwirksam dargestellt habe, wobei er ihr die politischen Gründe auseinandersetzt, welche ein einmüthiges Wirken der europäischen Höfe

---

qu'elle a dit lui être plus sensible que toutes les autres et nous avons aujourd'hui la preuve (durch die als ganz nahe bevorstehend angekündigte Ankunft der Russen, Schweden, Oestreicher, Spanier und Preußen) qu'elle a non seulement desavoué hautement cette intention qu'on lui prête, mais que les moyens qu'on lui supposait pour la réaliser sont evidemment faux. Lenfant geht in seinen Selbsttäuschungen noch weiter und meldet unter dem 2. September (II. 328), daß 25,000 Russen bei Ruremonde ständen, daß in Lüttich 172,000 Preußen eintreffen, daß bei Ostende Russen und Schweden landen, und daß Paris ohne Zweifel bis zum 13. December erobert sein würde!

bis jetzt verhindert hätten. Dabei gedenkt er auch des unangenehmen Zögerns von Seiten Englands, das seine Neutralität möglichst lange zu bewahren hoffe. Das System des Cabinets von St. James, heißt es in einem Briefe des Grafen Mercy aus dieser Zeit, ist in einer unthätigen und von fremden Entschließungen abhängigen Haltung (attitude passive et libre), die Begebenheiten in Frankreich zu beobachten und seinen Nutzen aus den Maßregeln zu ziehen, zu welchen sich die übrigen Mächte in dieser wichtigen Epoche der europäischen Politik entschließen würden. Wenn also auch Marie Antoinette in ihrem Urtheile, daß Pitt, der mit Granville damals an der Spitze des englischen Cabinets stand, die französische Revolution aus Rachsucht veranlaßt habe, zu weit gegangen ist*), so kann die obige Aeußerung Mercy's wenigstens zu ihrer Entschuldigung dienen, da die Lauigkeit des englischen Cabinets in einer Sache, welche ihr Bruder wiederholt als die Sache aller Könige bezeichnete, allerdings ihr großes Misfallen erregen mußte.

Ganz in Uebereinstimmung mit jenen milden Gesinnungen und mit der Furcht vor einer bewaffneten Einmischung äußert sich die Königin wenige Tage vor

*) Campan, Mém. ch. 19. p. 587 f. und Rev. rétrosp. IV. 26.

der Annahme der Constitution über die Vorsicht in ihrem politischen Betragen. Es erscheint ihr dies um so nothwendiger, da der König, indem er nicht anders könnte, als die Constitution anzunehmen, bei entgegengesetzten Maßregeln der auswärtigen Franzosen ohne Weiteres von den Tigerhorden (race des tigres), die das Königreich überschwemmen, für schuldig angesehen werden würde und im Verdacht einer geheimen Verbindung mit den Emigranten. Sie erkennt es für ihren größten Vortheil, so viel als möglich Vertrauen einzuflößen, da hierin und in der Furcht eines auswärtigen Krieges die einzigen Mittel lägen, welche das Volk von der Trunkenheit zu heilen vermöchten, in welche es gestürzt sei. Um so unangenehmer ward sie durch das Gerücht berührt, daß die in Pillnitz versammelten Mächte es als Grundsatz aufgestellt hätten, die Einführung der neuen Constitution in Frankreich zu verhindern. „Es gibt unstreitig," setzt sie hinzu, „einzelne Punkte, denen die Mächte sich mit Recht entgegensetzen können; aber was die innern Gesetze eines Landes anbetrifft, so ist ein Jeder Herr in dem seinigen, zu wählen, was ihm gutdünkt. In einer Foderung, wie die obige, würde Jedermann nur die Intriguen der Emigranten erkennen, und zwar zum größten Nachtheil der guten Sache." Ebenso empfiehlt auch Mercy der Königin die möglichste Vorsicht; er zeigt, daß es einzig und allein wirklichen

Nutzen bringe, wenn man sich vor politischen Fehlern zu hüten und den möglichsten Gewinn von solchen Ereignissen zu ziehen suche, welche die verruchten Zerstörer des Reichs offenbar in ihr eigenes Verderben führen müssen. „Der Entschluß, den man jetzt in den Tuilerien fassen will, ist von einer gebieterischen Nothwendigkeit vorgeschrieben, es bereitet sich eine Ordnung der Dinge vor, deren Folgen (chances) fast unberechenbar sind; sie werden ohne Zweifel sehr verschieden in ihren Wirkungen sein, neue Stürme werden auf Augenblicke der Ruhe folgen, und nichts zeigt noch das Maß oder das Ziel der Unglücksfälle, welche dem unglücklichen Fürstenpaare drohen." Dieselbe Sorge spricht Mercy, der überhaupt die Verhältnisse mit einem klaren Blicke überschaut, in einem spätern Berichte an den Kaiser Leopold aus. Auch er erkennt, in Beziehung auf die Denkschrift der Königin, das Misliche des Bürgerkrieges in Frankreich und die Nothwendigkeit, ihn zu vermeiden, aber er fürchtet auch, daß derselbe nicht zu vermeiden sein dürfte, weil die Anarchie, die Geldnoth und die Hungersnoth nothwendig einen solchen herbeiführen müßten und die Unruhestifter im Innern nicht geneigt wären, ein Heilmittel für solche Umstände anzunehmen. Für die persönliche Sicherheit des Königs ist er ebenfalls sehr besorgt; nur das Vertrauen des Volkes kann ihm Schutz gewähren in seiner Gefangenschaft und bei der

Aussicht auf die Umwälzungen (convulsions), denen er unaufhörlich ausgesetzt sein wird." Es gehörte allerdings ein Mann von Ludwig XVI Ruhe und Gleichmuth dazu, um durch die täglich wiederkehrenden Kränkungen und Schmälerungen seiner Rechte, die von der Nationalversammlung ausgingen, nicht auf das Aeußerste gebracht zu werden. Marie Antoinette dagegen verhehlte nicht, wie tief ihr Gemüth gekränkt, wie verletzt ihre königliche Ehre wäre. Folgende sind ihre Worte aus einem Briefe an den Grafen Mercy, den sie am 12. September, also zwei Tage vor der Annahme der Constitution, geschrieben hat. „Endlich ist unser Loos geworfen. Es handelt sich jetzt darum, seine Schritte, sein Betragen nach den Zeitumständen einzurichten. Ich könnte wol wünschen, daß Jedermann sein Betragen nach dem meinigen einrichtete, aber wir haben, und selbst in unsern innersten Gemächern (même dans notre intérieur), große Hindernisse zu bekämpfen und große Kämpfe zu bestehen. Beklagen Sie mich; glauben Sie mir, es erfodert mehr Muth, meinen Zustand zu ertragen, als sich mitten im Schlachtgewühle zu befinden, um so mehr, da ich immer richtig beobachtet habe und doch nichts als Unglück in dem Mangel an Energie auf der einen und in dem Mangel an gutem Willen auf der andern Seite sehe. Mein Gott! ist es möglich, daß ich, die ich so ganz das Blut fühle, welches

in meinen Adern fließt, dazu bestimmt bin, meine Tage in einem solchen Jahrhundert und mit solchen Menschen hinzubringen! Aber glauben Sie deshalb nicht, daß mein Muth mich verläßt. Ich werde aushalten, nicht für mich, sondern für meinen Sohn, und werde meine lange und mühsame Laufbahn bis ans Ende zurücklegen. Leben Sie wohl, ich sehe fast nicht mehr, was ich schreibe *)."

Unter Kämpfen und gegenseitigen Anfeindungen erschien endlich der 14. September des Jahres 1791. Ludwig war entschlossen, die Verfassung anzunehmen, und hatte sich hierin der Ansicht der Königin, seines Schwagers Leopold II und seiner Minister gefügt. Diese (nur Montmorin nicht) riethen ihm einfach (purement et simplement) die neue Constitution anzunehmen. Seine schriftliche Zusicherung, an dem genannten Tage die Verfassung beschwören zu wollen, hatte wieder einmal einen Enthusiasmus in der Nationalversammlung hervorgerufen, der nur zu oft durch gehässige Einflüsterungen erstickt worden war. Den Abgeordneten versicherte der König, daß seine Frau und seine Kinder dieselben Gesinnungen theilten, und Marie Antoinette bekräftigte noch überdies diese Versicherung. Aber sie sah nur zu deutlich das Unglück voraus, dem sie entgegenging. „Jene Menschen,"

*) Rev. rétrosp. IV. 31.

sagte sie, „wollen keinen König und keine Königin. Wir werden ihrer hinterlistigen (perfide), aber sehr wohl durchgeführten Taktik unterliegen, denn sie reißen das Gebäude der Monarchie Stein auf Stein ein *).“

Am bestimmten Tage erschien Ludwig XVI mit einer kleinen Begleitung in der Nationalversammlung; die Königin befand sich mit ihren Damen in einer Seitenloge. Stehend hielt er seine Rede, die von Barnave, Deport, Lameth und Lafayette ausgearbeitet war, und in der man nach dem Urtheile der Königin **) wol hier und da einige Züge von Festigkeit,

---

*) Campan 556. 561. Girtanner VI. 202 f.

**) Rev. rétrosp. IV. 30. Fast dramatisch ist die Schilderung im Moniteur Nr. 258. p. 1075. Le roi va se placer à côté du président. Le roi: Messieurs, je viens consacrer ici solennellement l'acception que j'ai donné à l'acte constitutionnelle. En conséquence, je jure (l'assemblée s'assied) d'être fidèle à la nation et à la loi, d'employer tout le pouvoir qui m'est délégué à maintenir la constitution decrétée par l'assemblée nat. const. et à faire éxécuter les lois. (Le roi s'assied — la salle retentit d'applaudissements.) M. le président debout. De longs abus qui avaient long tems triomphé des bonnes intentions des meilleurs rois et qui avaient sans cesse bravé l'autorité du trône, opprimaient la France. (Le roi reste assis, M. le président s'assied.) Dépositaire etc. Die folgende Scene schildert die Campan 562. 563.

aber nirgend die Sprache eines so tiefbeleidigten Königs wahrnahm. Stehend leistete er seinen Eid, die neue Verfassung schützen und bewahren zu wollen. Sitzend antwortete der Präsident. Unter lautem Jubelrufe begleitete die Versammlung den König zurück in das Schloß, wo aber in den königlichen Gemächern sofort eine Scene stattfand, die mit der äußern Freude im grellsten Widerspruche stand. Denn Ludwig XVI warf sich erschöpft und bleich auf einen Lehnstuhl und rief mit weinender Stimme der Königin zu: „Jetzt ist Alles verloren. Ach! warum sind Sie, meine Gattin, Zeugin dieser Demüthigung geworden? Warum mußten Sie nach Frankreich kommen...." Die Seufzer erstickten seine Stimme; die Königin warf sich vor ihm auf die Knie und hielt ihn fest in ihren Armen. Ein so rührendes Bild ehelicher Treue und Zärtlichkeit erinnert nur zu sehr an die ergreifende Scene am 10. Mai 1774, wo beide Gatten mit gebeugten Knien es erkannten, daß sie noch zu jung zur Regierung kämen. Jetzt fühlten Beide, daß es um ihre königliche Macht und Würde geschehen sei.

Und so war es auch in der That. Allerdings waren durch die neue Constitution die bürgerlichen Verhältnisse, die Staatsabgaben, die Natur der Verbrechen, ihre gerichtliche Behandlung und die Strafen geordnet, ebenso war die Organisation der öffentlichen

Macht durchgeführt worden. Vieles trug indeß das Gepräge der Zeit, in welcher es entstanden war. Aber bei dem Mistrauen, welches gegen die königliche Familie bestand, bei den fälschen Begriffen von Freiheit und Volkssouverainetät, von welchen der größte Theil der Bevölkerung Frankreichs beherrscht wurde, bei den geheimen Absichten, womit die verschiedenen Parteien in die Zukunft blickten, konnte diese Verfassung kein Staatsgebäude aufstellen, in welchem alle Kräfte in ein gehöriges Gleichgewicht gebracht und die verschiedenen Gewalten, wenn auch zweckmäßiger als früher gesondert, zur Einheit und Harmonie des Staatslebens durch eine mit Würde und Macht ausgerüstete Regierung hergestellt worden wären. Der König war jetzt ganz ohne diese Eigenschaften, zwar dem Namen nach das Oberhaupt der Verwaltung wie der Armee, der That nach aber nur ein Beamter der Nationalversammlung, deren Gesetze zu unterschreiben, an die Behörden zu schicken oder sonst bekannt zu machen, sein Hauptgeschäft war. Zum größten Nachtheile für Frankreich blieb nun die Wahrnehmung der neuen Constitution den Mitgliedern der zweiten oder gesetzgebenden Nationalversammlung überlassen, in der die Partei des Königthums ganz verschwunden war. Die Wildheit der Jakobiner, sowie die unreifen Theorien der jungen Leute und phantastischen Republikaner, aus denen die neue Versammlung bestand, fürchteten die

gemäßigten Deputirten, und daher erzeugte sich der Wunsch, daß der König an ihre Spitze treten möchte. Barnave war dieser Ansicht ganz besonders zugethan.

Die unbedingte Annahme der Constitution wurde außerhalb Frankreich nicht überall günstig angesehen. Katharine II von Rußland zeigte ihren Unwillen darüber unverhohlen, sowol an ihrem Hofe, als an andern Höfen. Gemäßigter benahm sich Leopold II und sprach sich in einem Rundschreiben freimüthig darüber aus, daß Ludwig XVI frei und demnach die Annahme der Constitution als eine Handlung seines freien Willens zu betrachten sei. Die übrigen europäischen und deutschen kleinen und größern Mächte beantworteten die ihnen vom Könige von Frankreich gemachte Anzeige in den herkömmlichen Formeln diplomatischer Höflichkeit. Aber die Brüder des Königs erklärten laut, daß der französische Monarch nicht frei sei und daß eine solche Constitution keine verbindende Kraft haben könne. Graf Mercy wünschte, daß der König sich offener möchte über die Mängel (vices) geäußert haben, welche die Ausführung der Constitution erschwerten, und zugleich auf eine Rechnungsablegung der Nationalversammlung gedrungen haben, wodurch er die öffentliche Meinung für sich gewonnen und die Factionsmänner in Verwirrung gesetzt haben würde. Jedoch verkennt er nicht die Nothwendigkeit, in welche der König gebracht war, sich der Constitution anzu-

schließen, um hierdurch in den Besitz des öffentlichen Vertrauens zu gelangen. Nur auf diese Weise könne er wahren Vortheil von einer neuen Revolution ziehen, die unvermeidlich sei, indem die jetzige Constitution das königliche Ansehen zu sehr herabsetze, als daß an eine wirkliche Ausführung (réellement exécutable) zu denken sei. In dieser Gesinnung ist auch die Denkschrift abgefaßt, in welcher Ludwig seinen Brüdern die Annahme der Constitution meldet, vermuthlich die nämliche, von welcher Frau von Campan spricht und die erst jetzt gedruckt worden ist *). Er erklärt ihnen in derselben, daß er von Grund seines Herzens den Bürgerkrieg verabscheue, daß er nicht mit kaltem Blute sein Volk einem solchen Unglücke aussetzen könne, daß er selbst zwar viel geduldet habe, aber den Muth in sich fühle, noch mehr zu dulden, ehe er sein Volk in sein eigenes Unglück hineinzöge. Er beklage auf das Lebhafteste das Unglück seines Adels und seiner Geistlichkeit, er sei ihnen sehr dankbar für alle ihm gebrachten Opfer und für den Muth, mit dem sie ihm zu dienen bereit wären; aber sie verkennten den gegenwärtigen Geist in Frankreich, sie wüßten nicht, wie sehr alle Franzosen an der neuen Constitution hingen, wie sehr den niedern Ständen die Unabhängigkeit, den obern die Gleichheit schmeichle. Daher sei

*) Rev. rétrosp. IV. 50—57.

der Ausgang einer bewaffneten Einmischung, selbst mit der Hülfe auswärtiger Mächte, mehr als zweifelhaft. Auch er habe früher anders gedacht, sei jedoch jetzt enttäuscht worden. Unangenehm wäre es ihm daher gewesen, daß sich Artois ohne seine Zustimmung nach Pillnitz begeben habe; nicht minder beunruhige ihn der öffentliche, bereits in vielen Abdrücken vervielfältigte Brief an ihn. Bei seinen Feinden müsse er nothwendig als doppelsinnig erscheinen und in der Achtung aller wackern Leute sinken. Und da er dies zu vermeiden sehnlichst wünscht, so hofft er, daß auch seine Brüder werden bessern Gedanken Raum geben (revenir à des idées plus sages) und bedenken, daß man in einem großen Reiche wol einen Sieg davontragen, aber nicht über die öffentliche Meinung Herr werden könne.

Wenn wir diese gemäßigten Aeußerungen, welche die größte Aehnlichkeit mit der Gesinnung der Königin in der früher mitgetheilten Denkschrift haben, mit den Zeugnissen wohlunterrichteter Zeitgenossen zusammenstellen, so ergibt sich wenigstens, daß Ludwig es aufrichtig mit seinem Festhalten an der Constitution gemeint habe. Denn der Minister Bertrand von Moleville erzählt ausführlich aus seiner ersten Unterredung mit dem Könige, nach Antretung seines Ministerpostens, daß der König auf seine Frage, wie er es mit der neuen Verfassung gehalten wissen wolle und wel-

chen Plan er seinen Ministern in dieser Hinsicht vorschriebe, geantwortet habe: Er betrachte die Constitution nicht als ein Meisterwerk, er glaube vielmehr, daß sie sehr große Fehler habe, und traue sich selbst zu, manche Verbesserungen in ihr zu machen. Dazu sei aber jetzt keine Zeit, er müsse sie halten, so wie er auf dieselbe geschworen habe, um so mehr, da er glaube, daß die genaueste Vollziehung der Constitution das sicherste Mittel sei, die Nation über die Veränderungen zu belehren, welche mit derselben nothwendig vorgenommen werden müßten. „Ich werde mich daher nicht von dieser Ansicht entfernen und wünsche, daß auch meine Minister sich nach derselben richten mögen." Hierauf begab sich Bertrand zur Königin und erhielt von ihr die Versicherung, daß er sich darauf verlassen könne, daß sie nicht anderer Meinung sei als der König. „Also nur Muth gefaßt", setzte sie hinzu, „ich hoffe, daß, wenn wir Geduld, Festigkeit und Planmäßigkeit (suite) zeigen, noch nicht Alles verloren sein wird *)." In dieser Ansicht fügte sich die Königin ganz dem Willen Barnave's und seiner Freunde und hatte auch die Genugthuung, zu sehen, daß ihre und ihres Gemahls Schritte die öffentliche Verehrung und

*) Bertrand de Moleville, Mémoir. I. 101—103. Histoir. impart. du procès de Louis XVI. T. II. p. 365. 366. Girtanner VI. 402 f.

Achtung ihr von Neuem erwarben und — wenngleich nur für kurze Zeit — erhielten. „Die Menge," so schreibt Mercy an seinen Herrn, „hat das Bedürfniß, sich einem einzigen Oberhaupte anzuschließen und unter seinem Ansehen in unglückdrohenden Zeiten Schutz zu suchen. Das französische Volk ist jetzt gleichsam in eine Trunkenheit versenkt, die geschickt benutzt sein will, wenn nicht Mistrauen an die Stelle des gegenwärtigen Vertrauens treten und eine Erneuerung desselben ganz unmöglich machen soll. Daher müssen der König und die Königin sich die wirkliche Leitung der Menge (direction actuelle de la multitude) zu erhalten suchen, sich im Vertrauen derselben behaupten, da dies die einzige Schutzwehr ist, welche sie den Angriffen der gesetzgebenden Versammlung entgegensetzen können, die auf die Zerstörung einer jeden gesetzmäßigen Gewalt ausgeht."

Um aber dies Vertrauen zu erhalten, bedurfte das königliche Paar vor allen Dingen gewandter, einiger und fester Minister. An solchen fehlte es jedoch. Denn weder Bertrand de Moleville, noch Montmorin, noch Bougainville, noch Duport du Tertre und de Portail verstanden es, mit den Mitgliedern der neuen Nationalversammlung umzugehen oder sich an die royalistischen Anhänger des Königs aus der ersten Nationalversammlung anzuschließen. Unter ihnen war, nach dem Urtheile des Grafen La Mark, der die Verhältnisse

in der Nähe zu beobachten hinreichende Gelegenheit hatte, Montmorin der Königin sehr treu und ergeben, zwar schwach, aber ehrlich und rein. Da er dabei auch das Vertrauen des Königs besaß, so war er geschickter als jeder Andere, den König in vielen Sachen zu beobachten, wo dieser sich der Wachsamkeit der Königin entziehen würde (ou il échapperait à la reine). Und dies ereignete sich nicht selten. „Daher", fährt der Graf fort, „scheut sich die Königin, den sehr ungewissen Versuch ihres Einflusses zu machen, daher ihr Zaudern, ihre gleichgültige Fahrlässigkeit. Ganz anders würde sie handeln, wenn sie das Ruder der Geschäfte ergreifen könnte; dahin muß es endlich kommen, und dazu gehört ein Minister von Einfluß (fort dans le conseil), der sich mit ihr versteht. Montmorin wird sich ihm anschließen und so können zugleich die großen und die kleinen Angelegenheiten geleitet werden. So lange die Königin nicht der Mittelpunkt der Geschäfte sein wird, muß man sich auf die ärgsten Fehler, auf tausend Gefahren gefaßt machen, denn, um es grade herauszusagen, der König ist unfähig zu regieren (le roi est incapable de régner), die Königin kann ihn allein ersetzen, wenn sie gehörig von einem geschickten Minister unterstützt wird. Dann muß sie aber auch die Nothwendigkeit fühlen, sich mit Consequenz und Methode mit den öffentlichen Angelegenheiten zu befassen. Sie muß sich zum Gesetz

machen, nicht, wie bisher, vielen Leuten ein halbes Vertrauen zu schenken, sondern in Einen ein unbeschränktes Zutrauen zu setzen *)." Der Graf meint hier unstreitig die Verbindungen der Königin mit Barnave einerseits und andererseits mit den noch in Paris befindlichen Anhängern des alten Hofes, worauf wir gleich zurückkommen wollen, nachdem wir Einiges über den König und die ihm so oft zum Vorwurf gemachte Doppelzüngigkeit und Verstellung vorausgeschickt haben.

Bekanntlich ist dieser Vorwurf Ludwig XVI von Schriftstellern jeder Farbe gemacht worden. Unter Andern wirft ihm Ferrières, ein sonst gemäßigter Mann und Royalist, dies in harten Ausdrücken vor, er sei der Spielball seiner eignen Schwäche und einer Menge von Leidenschaften, die ihm eigentlich fremd waren, gewesen; Verstellung habe er über Alles geliebt, er habe sich in der Ansicht gefallen, als ein Unfreier zu erscheinen. Die Zeit der Parteikämpfe ist vorüber, also kann auch wieder Rücksicht auf das rein Menschliche genommen werden, und da verdient Ludwig XVI alle Entschuldigung, wenn er sich nicht gleich in die neue Welt, die sich um ihn, ohne daß er es so recht merkte, mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit gebildet hatte, zu finden wußte, wenn er endlich ihren

*) Rev. rétrosp. IV. 35. 36.

Anfoderungen unterlag. Ludwig war im Schoose der Ruhe und des Ueberflusses erzogen worden, unter Formen, die zehn bis zwölf Generationen hindurch gegolten hatten; seine Schule waren die Regeln der Etiquette und Repräsentation, nicht die Erscheinungen der wirklichen Welt gewesen; seine Beschäftigung war, im Rathe der Minister die verschiedenen Entwürfe oder Vorschläge zu hören, sehr selten ein entscheidendes Wort dazu zu sprechen; seine Umgebungen hatten ihn von früh an gewöhnt, daß Alles nicht blos für ihn, sondern auch durch ihn geschehe. So fand ihn die Revolution. Er sollte nun mit seiner schwachen Persönlichkeit allen den verletzenden Einwirkungen, die auf ihn geschahen, nicht blos widerstehen, sondern ihnen auch zuvorkommen. Seine angeborne Rechtlichkeit, seine Liebe zu Frankreich und der aufrichtige Wunsch für das Glück dieses Landes bestimmte ihn, die neue Constitution anzunehmen. Daß er es damit redlich meinte, geht aus unverdächtigen Zeugnissen und aus seinen Handlungen gleich nach dem 4. September hervor. Er selbst verwahrt sich in der angeführten Denkschrift an seine Brüder feierlich gegen den Vorwurf eines doppelsinnigen Benehmens. „Wollt Ihr mich," sagt er, „der Nation zeigen, wie ich mit der einen Hand die Constitution annehme und mit der andern die Hülfe der fremden Mächte

nachsuche? Wie kann ein tugendhafter Mann ein solches Betragen gutheißen? Und glaubt Ihr mir einen wirklichen Dienst zu erweisen, wenn Ihr mir die Achtung der Rechtschaffenen entzieht?" Ganz in Ludwig's Geist sind auch die Betrachtungen der Königin vor der Annahme der Constitution, daß ihr Gemahl sich gern der Ruhe seines Volkes opfern und daß er nicht anstehen wird, der Verfassung seine Genehmigung zu ertheilen, wenn das Volk in derselben sein Glück findet, daß er aber auch dann entschlossen ist, Alles zu vermeiden, was zum Mistrauen Anlaß geben könnte. War er dies aber wol im Stande, da gleich vom ersten Tage der neuen Verfassung an die gesetzgebende Versammlung ihn unaufhörlich mit ihren ungeregelten leidenschaftlichen Angriffen kränkte, da seine Vorschläge so gut wie gar nicht beachtet wurden und da die Ansicht, der König sei nicht frei von auswärtigem Einflusse, fortwährend unzählige Anhänger fand? Kurz, wir halten es überhaupt für unmöglich, daß ein König in einer solchen Lage mit einem Suspensiv-Veto aushalten kann. Ein lebhafterer, muthvollerer Fürst würde an Ludwig's Stelle muthmaßlich seine Lage verändert und lieber den Tod gewählt haben, als eine solche Krone zu tragen. Diesen Muth hatte jedoch Ludwig nicht und so mußte er unterliegen. Aber ganz ungerecht ist der Vorwurf, es seien dies die

Folgen davon gewesen, daß er die Constitution nicht aufrichtig und ehrlich gehandhabt habe*).

Den größern Muth besaß allerdings Ludwig's Gemahlin. Aber ohne alle Macht, ohne Geld und Soldaten, ohne Rathgeber, die eine genaue Kenntniß von der Lage der Dinge besaßen, vermochte auch sie nichts auszurichten. Daß sie ihre Blicke nach Außen wandte, da die innern Zustände ihr nur geringe Aussicht zur Herstellung der frühern Verhältnisse boten, war wol verzeihlich, zumal da sie keinen Bürgerkrieg, keine gewaltsame Zurückführung der Ausgewanderten, keine blutige Einmischung wollte; denn noch im October 1791 glaubte Marie Antoinette, daß ein Congreß der europäischen Monarchen die Ruhe in Frankreich herstellen könnte**). Diese Aussichten verhehlte sie auch ihren französischen Rathgebern Barnave, Lameth und Deport nicht, die aber genöthigt waren, ihre Verbindung mit dem Hofe sehr geheim zu halten. Barnave wurde im größten Geheimniß und fast auf Schleichwegen zum König und zur Königin geführt; der König wollte nicht, daß ihre Zusammenkünfte be-

*) Ferrières II. 124. 280. 284. 332. 337. Dagegen Montgaillard II. 312. Rev. rétr. III. 459. IV. 57. Bourgoing's Leben in den Zeitgenoss. XIII. 153 f. Buchholz a. a. O. I. 263 f.

**) Rev. rétrosp. IV. 48.

merkt würden, weil der gutmüthige Monarch dadurch den Deputirten glaubte der größten Gefahr ausgesetzt zu sehen. Nur die vertrautesten Personen waren im Geheimnisse. In allen diesen Dingen herrschte der Einfluß der Königin vor; ihr natürlicher Muth, ihre größere Lebhaftigkeit, ihr sehnlicher Wunsch, sich aus ihrer drückenden Lage befreit zu sehen, ließ sie jetzt jedes Mittel ergreifen und es bald mit den Constitutionellen, bald mit den auswärtigen Mächten oder den alten Royalisten versuchen. Unter den Ersten stand ihr Barnave am nächsten; er las einen großen Theil ihrer Correspondenz, selbst das Schreiben von Franz II über den Tod des Kaisers Leopold wurde ihm mitgetheilt; ja, es scheint, daß er in den ersten Wochen nach der Annahme der Constitution sämmtliche Briefe der Königin an auswärtige Fürsten gelesen hat. Barnave hatte allerdings Ursache, dies zu wünschen, da er die verderblichsten Folgen für seinen Plan fürchten mußte, wenn sich die Königin dem Gedanken an eine bewaffnete Einmischung und an die Hülfe der Prinzen, die fortwährend von einer solchen allein Heil und Rettung erwarteten, in einem zu hohen Grade hingeben sollte. Er selbst that Alles, was in seinen Kräften stand, um die Königin in treuer Anhänglichkeit an die Constitution zu erhalten; er schrieb oft an sie, da er nicht so oft Gelegenheit hatte, sie mündlich zu sprechen, warnte sie, nicht Denen zu glauben,

welche die constitutionnelle Partei für schwach hielten, indem noch immer für alle gute Franzosen die Constitution der einzige Vereinigungspunkt wäre, und die Urheber derselben, über ihre Misgriffe belehrt, allein dem Throne seine wahre Würde wiedergeben könnten; die Königin möge ja nicht zuviel auf die ausgewanderten Prinzen und auf die auswärtigen Mächte trauen, da jene weit mehr der Ehrgeiz als die Bande des Blutes anreizten, sie möge bedenken, daß nur im Innern von Frankreich seine wahre Stärke läge, und daß auch einst Heinrich IV nicht durch die Hülfe fremder Mächte sein Reich wiedererobert hätte. Auf der andern Seite wollte es die Königin doch nicht gänzlich mit den ihr verwandten Prinzen verderben. Da Barnave und seine Freunde nur mit der größten Vorsicht zu Werke gehen konnten und unmöglich jede Schmälerung des königlichen Ansehens zu verhindern im Stande waren, weil sie sonst gar zu leicht einer Anhänglichkeit an den König von den Jakobinern, „denen alle Mäßigung ein Verbrechen zu sein schien", ganz öffentlich bezüchtigt sein würden, so sank das Vertrauen der Königin, und sie hörte um so lieber auf die Einflüsterungen der Männer des alten Hofes, daß nur allein von Außen her Hülfe und Rettung zu erwarten sei. Sie schrieb daher häufig an ihren Bruder und brachte ganze Nächte mit dieser Beschäftigung hin (für welche eine eigne Art der Correspon-

denz erfunden war); auch die kleinen Mittel, durch Bestechungen einer Anzahl von Menschen auf den Galerien der Nationalversammlung einen augenblicklichen Sieg zu gewinnen oder durch bezahlte Schriften auf die öffentliche Stimmung zu wirken, wurden nicht verschmäht, namentlich allen Anhängern des Königs zur Pflicht gemacht, sich der Verstellung zu befleißigen, die in den dermaligen Umständen die beste Waffe sei. Und jeder kleine Sieg ward am Hofe mit der größten Freude aufgenommen, ohne daß man bemerkte, wie dadurch nur die Wuth der Jakobiner gesteigert und jede Aussicht zu einer gütlichen Ausgleichung immer mehr und mehr entfernt würde. Denn selbst in den Umgebungen der Königin ward nicht die nöthige Vorsicht beobachtet und nicht alle ihre Vertrauten und Boten besaßen die Klugheit und Ergebenheit der Campan. Um so mehr aber kann man auch grade ihrer Versicherung glauben, daß diese Verschiedenheit der Rathschläge und die Nothwendigkeit, sich einerseits nach den Absichten eines Theiles der Constitutionnellen, andrerseits der Prinzen und auswärtiger Fürsten bequemen zu müssen, den Hof auf das Schnellste zum Verderben führte und der Königin besonders höchst verderblich (funeste) werden mußte *).

---

*) Campan 571. 575. 576. Ferrières III. 17. Auch Mercy versichert (Rev. IV. 42), daß es für die Kö-

Mag man nun immerhin das politische Verhalten der Königin tadeln, ihre Hinneigung zu halben Maßregeln und zu verschiedenen Parteien misbilligen und ihren Wunsch, von auswärts her Hülfe zu erhalten, für unpatriotisch erklären, so muß man doch auf der andern Seite sie entschuldigen, daß sie sich in ihrer Lage an solchen Gedanken erfreuen konnte, und sie beklagen, daß sie ihren Gemahl niemals zu rascher Thätigkeit und kraftvollem Einschreiten geneigt fand. Zu einem solchen Mittel hätte es freilich einer bewaffneten Macht bedurft, da man gegen eine Versammlung auftreten mußte, in der Bazire, Couthon, Chabot, Marat, Danton und Robespierre das Wort führten, die Graf Mercy, dem es nicht an Eifer für die Sache der Königin fehlte, Cannibalen nennt, denen das Kehlabschneiden zur Gewohnheit geworden ist, und unter denen er verzweifelt, nur einigermaßen nützlich für die Königin wirken zu können. Der Graf von La Mark, der längere Zeit im geheimen Auftrage des östreichischen Hofes in der Nähe der Königin gelebt hatte, verließ sie im Winter 1791, da auch er von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen überzeugt war. Im=

---

nigin kaum möglich sei d'établir des bases constantes à une conduite toujours subordonnée à des événemens occasionnés par le délire le plus atroce et dont on ne peut mesurer ni l'étendue ni le terme.

mer dichter und dichter zog sich das Ungewitter über dem Haupte der unglücklichen Fürstin zusammen.

Bald nach der Annahme der neuen Constitution ward in der Nationalversammlung die Bildung eines neuen Hofstaates für den König und die Königin beantragt. Die militairischen Einrichtungen, die Herstellung einer neuen Leibwache unter dem Befehle des Herzogs von Brissac ließ sich der König willig gefallen. Aber die neue Constitution hatte auch die Ehrenämter am Hofe und die daran sich knüpfenden Vorrechte aufgehoben; es hatten also mehre der bisherigen Hofdamen ihre Stellen niedergelegt. Nun befanden sich der König und die Königin in großer Verlegenheit, da die Vergebung der neuen Stellen an andere Personen andeuten würde, daß man die frühern Inhaber derselben zu entfernen beabsichtige, obgleich sie doch für diese Stellen weit geschickter wären als die neuen Inhaber. Barnave und die übrigen constitutionnellen Rathgeber der Königin riethen dringend, sich den Vorschlägen der Nationalversammlung zu fügen; Barnave bemerkte sehr richtig, daß die Königin im entgegengesetzten Falle niemals dazu gelangen würde, ihren Feinden den kleinsten Zweifel über die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung zu benehmen. Dagegen weigerte sich die Königin beharrlich und meinte, daß, wenn dieser constitutionnelle Hofstaat gebildet werden sollte, auch nicht ein einziger Adelige bei ihnen bleiben

würde, und daß man, wenn dieser Zustand der Dinge einmal sich ändern sollte, alle die Leute wiederabdanken müßte, die man jetzt an ihren Stellen gelassen hätte. „Vielleicht," fügte sie hinzu, „würde ich doch noch den Adel gerettet haben, wenn ich einige Zeit hindurch den Muth gehabt hätte, ihn zu kränken; aber ich habe diesen Muth nicht. Dringt man mir irgend einen Schritt ab, der den Adel beleidigt, so schmollt man mit mir (je suis boudée). Niemand kommt mehr zu meinem Spiel und der König muß allein zu Bett gehen (le coucher du roi est solitaire). Kein Mensch will den Drang der Umstände richtig beurtheilen: man bestraft uns sogar noch für unser eigenes Unglück." Die Minister des Königs entwarfen zwar, wie Bertrand de Moleville berichtet, Plane und Verzeichnisse zur Bildung des neuen Hofstaates, der genannte Minister aber war eigentlich dagegen und versprach auch dem Könige, Alles zu thun, um seine Collegen im Ministerrathe für die Ansicht des Königs zu stimmen, über welche er sich eine bestimmte Willensäußerung erbat. Aber der König sprach eine solche nicht aus. Die Nationalversammlung faßte hierauf ihre Beschlüsse, und da König sowol als Königin dieselben nicht zur Ausführung brachten, so ward dies wieder als Mittel gebraucht, den Haß gegen sie zu steigern und sie als Adelsfreunde und Volksfeinde darzustellen. Derselbe Verdacht vermehrte

sich, als die Nationalversammlung vom Könige verlangte, die bisherigen Mitglieder des Generalstabes seiner Leibwache und den Herzog von Brissac zu entlassen. Barnave ersuchte die Königin, ihren Gemahl dazu zu bestimmen, indem er ihr ein Verzeichniß von Männern zur Ersetzung mittheilte, die zwar für Jakobiner gälten, aber eigentlich seine eignen Gesinnungen theilten und der monarchischen Verfassung sehr ergeben wären. Aber die Königin weigerte sich, ihren Einfluß bei ihrem Gemahle anzuwenden. Daher beschloß Barnave, da die Hoffnungen der Königin sich immer bestimmter auf die auswärtige Hülfe richteten, Paris zu verlassen, wo er für die einst von ihm so gehaßte, jetzt innig verehrte Fürstin nichts mehr zu wirken im Stande war. Seine Abschiedsworte bewegten die Königin auf das Tiefste. Er beklagte, daß seine Rathschläge so unbeachtet geblieben, aber auch Die, denen sie ihr Vertrauen schenke, würden sie nicht glücklich machen, denn sie würde verloren sein, ehe die auswärtige Hülfe zu ihr gelangen könnte. Die traurigen Ahnungen, unter denen er von der Königin schied, gingen wenige Jahre darauf in Erfüllung, er selbst bezahlte seinen Eifer, ihr gedient zu haben, mit dem Tode auf dem Blutgerüste *).

In Barnave hatte die Königin ihren letzten red-

*) Campan ch. 19. p. 573. 575. ch. 20. p. 603. 605.

lichen Freund in Frankreich verloren. Jetzt blieb ihr allerdings nur die Hoffnung auf die Befreiung durch auswärtige Höfe übrig. Ihre innere Politik konnte sich nur auf unbedeutende Schritte beschränken. Denn da sie ihren Gemahl trotz aller Opfer, die er der neuen Verfassung gebracht hatte, fortwährend den wiederholten Angriffen ausgesetzt sah, welche die gesetzgebende Versammlung unaufhörlich mit ihren ungeregelten und leidenschaftlichen Foderungen auf ihn machte, so konnte sie nicht füglich daran denken, auf offenem Wege ihm Hülfe und Schutz zu verschaffen. Ihr blieb nur das System kleinlicher Mittel und Bestechungen übrig, durch welche bald Petion, bald Santerre, bald Andere zu Freunden und Anhängern geworben werden sollten. Aber immer blieb dies fruchtlos, und indem die Königin bald diesen, bald jenen Vorschlag hörte, auch wol durch ununterrichtete Rathgeber zu dem Glauben verführt ward, noch immer eine gewisse Macht über alle Parteien zu haben, während diese längst mächtiger waren, verlor ihr Benehmen fast alle Haltung und erleichterte nur der jakobinischen Partei ihre Plane, das Volk gegen die Fürstin zu erbittern. Als Frau und Gattin ward sie fortwährend auf das Empfindlichste gekränkt, bald war es ein Kanonier, der ihr zurief, er wünsche ihr Haupt auf der Spitze seines Bajonets zu haben, bald las man unter ihren Fenstern die furchtbarsten Lästerungen gegen sie ab,

bald ward sie in wilden Parteischriften eine Messaline genannt und mit den nichtswürdigsten Beschuldigungen überhäuft oder als die östreichische Furie geschildert, die sich in französischem Blute baden will — kurz, wo sie hinsah, sah sie sich zurückgestoßen, beschränkt und geschmäht. Und wenn die Anzeigen solcher Beleidigungen zur Kenntniß der Nationalversammlung kamen, so schritt dieselbe kaltblütig zur Tagesordnung. Selbst Ferrières, der sonst nicht zu den Freunden der Königin gehört, meint, daß ihre Lage schrecklich gewesen sei und ihren Haß gegen die Constitution habe rechtfertigen können. Richtiger hätte er als Gegenstand ihres Hasses die gesetzgebende Nationalversammlung bezeichnet, von der alle Mittel angewendet wurden, um die Königin auf das Tiefste herabzusetzen. Die immer mehr drohende Stellung, welche Oestreich seit dem Anfange des Jahres 1792 gegen Frankreich angenommen hatte, diente ganz besonders dazu, die östreichischen Gesinnungen der Königin wieder von Neuem zum Gegenstande des Hasses zu machen.

Wie traurig auch immer diese Verhältnisse waren, so bewahrte sich die Königin doch einen hohen Grad von Seelenstärke. Sie allein war es, die auf ihren im Frühjahre 1792 höchst entmuthigten Gemahl noch verstand einzuwirken. Madame Campan erzählt, daß derselbe um diese Zeit zehn Tage lang

gar kein Wort gesprochen habe, bis die Königin ihm zu Füßen gefallen sei und ihn durch die zärtlichsten Worte, dann wieder durch die Bilder einer höchst trüben Zukunft, der er bei einer solchen Muthlosigkeit entgegenginge, aus seiner Apathie aufgerüttelt habe. Sie rief ihm in das Gedächtniß zurück, was er seiner Familie schuldig sei, ja sie ging so weit, ihm zu sagen, daß, wenn sie Beide fallen sollten, sie doch lieber mit Ehre fallen wollten, als die Mörder abwarten, die sie auf dem Boden ihres Zimmers zu ermorden gedächten. Auf die Minister des Königs hatte Marie Antoinette um diese Zeit so gut wie gar keinen Einfluß. Bertrand de Moleville war aus dem Ministerium geschieden, und so wenig wie sein nur für kleinliche Dinge fähiger Geist der Königin hatte früher von wahrhaftem Nutzen sein können, ebenso wenig half der geheime Briefwechsel, den sie mit ihm fortwährend unterhielt *). Die seit dem Januar 1792 dem Könige von der Nationalversammlung aufgedrungenen Minister waren Jakobiner, obwol an Heftigkeit einander nicht gleich. Marie Antoinette haßte sie sämmtlich und am meisten verdroß sie Roland's Hochmuth und die geringe Achtung, mit welcher er dem Könige begegnete. Unter ihnen näherte sich Dumouriez der Königin, der nach der Erzählung der

*) Bertrand de Moleville II. 12. Campan 608.

Campan schon früher sich bemüht hatte, an Barnave's Stelle in den Rath der Königin zu treten. Er habe, so berichtet sie aus dem Munde der Königin gehört zu haben, zwar die rothe Jakobinermütze bis über die Ohren gezogen, er sei aber kein Jakobiner und könne auch keiner sein. Darauf habe er ihr mit außerordentlicher Wärme seine Vermittelung angeboten, und als sie sich fortwährend geweigert, dieselbe anzunehmen, ihre Hand ergriffen, diese mit Heftigkeit geküßt und ihr zugerufen: „So lassen Sie sich doch retten.“ Als die Nationalversammlung ohne Wissen des Königs die Errichtung eines Lagers von 20,000 Mann freiwilliger Nationalgarden in der Nähe von Paris beschlossen hatte und der König diesem Beschlusse, sowie dem über die Abführung der unbeeidigten Priester seine Zustimmung versagte, gab sich Dumouriez viele Mühe, die Königin zu bewegen, die Gesinnung des Königs zu ändern. Marie Antoinette weigerte sich anfangs auf das Bestimmteste; sie erklärte ihm, daß der König sowol als sie selbst sich nie mit diesen Neuerungen, mit dieser Constitution vertragen würden, sie erinnerte ihn an die Wandelbarkeit der Volksgunst. Darauf schlug Dumouriez vor, alle sechs Minister zu entlassen. Doch der König wünschte ihn allein zu behalten. Dazu ist Dumouriez auch sehr willig, bemerkt jedoch, daß er fest an der Constitution hielte, und ersucht den König, die beiden Decrete zu

vollziehen. Als die Königin laut über so harte Bedingungen aufschreit, beschwört sie Dumouriez bei dem Wohle des Königs, bei ihrem eignen, bei dem ihrer Kinder, sich zu fügen, und als sie entgegnet, daß es doch furchtbar sei, ein Decret zu vollziehen, welches eine so große Menge von Schurken (coquins) nach Paris führe, die zu jeder Zeit bereit wären, den König zu ermorden, so stellt ihr Dumouriez ihre Furcht als zu übertrieben vor. Man könne ja das Lager auch nach Soissons verlegen, wo es nicht in der unmittelbaren Nähe von Paris bliebe. Aber die Königin beharrte darauf, daß der König beiden Decreten die Vollziehung verweigere, was denn wirklich geschah. Denn Ludwig XVI konnte solchen Maßregeln seine Zustimmung nicht ertheilen, die gegen sein Gewissen waren, wie die Abführung der unbeeidigten Priester, und von deren Verderblichkeit für seine Person und königliche Würde er nur allzu lebhaft überzeugt war*).

Unmittelbar hierauf ereignete sich der furchtbare Angriff auf die Tuilerien am 20. Junius. Die Leiden der Königin an diesem Tage sind hinlänglich bekannt; auch liegt es außer unserm Bereiche, die Greuel eines Tages zu schildern, an dem sich die Idee der

*) Campan ch. 20. p. 607. 608. Vie de Dumouriez II. 176. 214. Girtanner VIII. 105—110. Schlosser, histor. Archiv I. 38—42.

Volkssouverainetät in ihren heillosesten Folgen gezeigt hat.

Unter solchen Umständen schien für die königliche Familie jede Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang verschwunden zu sein. Das innere Leben derselben zeigte die herzzerreißendsten Auftritte, die man nicht ohne das tiefste Mitleid in den Denkschriften der Campan lesen kann. Die Königin sah den Tod auf dem Blutgerüste als das gewisse Ende ihrer Leiden voraus, sie erlag fast unter der Last ihres Grames, aber dennoch wollte sie keine ihrer Pflichten als Gattin und Mutter unterlassen. Sie wich nicht von der Seite ihres Gemahls, sie wachte mit der ängstlichsten Sorgfalt über sein Leben und klagte in den rührendsten Tönen, als sie in den letzten Tagen des Julius, wo ein Angriff auf das Schloß befürchtet wurde, nicht sogleich geweckt war, um neben ihrem Gemahl stehen zu können. Ihr eigenes Leben ward durch Meuchelmord bedroht. Da riethen ihre Anhänger von Neuem zur Flucht aus Paris. Der König sollte sich mit seiner Familie nach Rouen oder in die westlichen Provinzen zurückziehen. Dafür stimmte auch Lafayette. Aber der König verwarf diese Plane, weil sie seiner Würde nicht genugsam entsprächen. Diese unter den damaligen Umständen allerdings sehr befremdende Antwort schreibt Bertrand de Moleville dem Einflusse der Königin mit Unrecht zu. Denn die Königin verwarf

nach der Erzählung der Campan auf das Bestimmteste einen Plan, bei welchem Lafayette mithandeln sollte, weil es nach ihrer Ansicht besser war, umzukommen, als mit einem Manne zu unterhandeln, der ihr und ihrer Familie so viel Böses zugefügt hatte. Was aber den König anbetraf, so mußte wol Marie Antoinette einem jeden Plane abgeneigt sein, wo Ludwig persönlich mitwirken sollte, da sie seine Unentschlossenheit kannte. Ihre Worte hierüber sind zu bezeichnend, als daß wir sie ganz übergehen dürften. „Der König ist keineswegs ein verzagter Mann (poltron), er hat einen sehr großen Muth im Leiden; aber er wird durch ein falsches Schamgefühl, durch ein Mistrauen zu sich selbst unterdrückt, das eben sowol von seiner Erziehung als von seinem Charakter herrührt. Er scheut sich vor allem Befehlen (commandement) und fürchtet sich vor nichts so sehr als vor dem Reden zu einer versammelten Menge. Die lange Kindheit, in welcher er unter seinem Großvater gelebt, hat einen großen Einfluß auf diese Furchtsamkeit gehabt. Unter den Umständen, in denen wir uns befinden, würden einige passende Worte, wenn sie an die ihm ergebenen Pariser gerichtet wären, die Kräfte unserer Partei hundertfach vermehren; aber er wird dergleichen nie sagen. Was können wir von diesen Bekanntmachungen an das Volk, die man dem Könige gerathen hat, öffentlich anschlagen zu lassen, erwarten?

Nichts als neue Schmähungen. Was mich betrifft, ich würde recht gut zu handeln wissen und mich selbst zu Pferde setzen, wenn es sein müßte. Aber wenn ich handeln wollte, so hieße dies den Feinden des Königs die Waffen in die Hand geben. Das Geschrei gegen die Oestreicherin, gegen die Herrschaft einer Frau würde in Frankreich allgemein werden, und überdies würde der König zu unbedeutend werden (j'anéantirais le roi), wenn ich mich zeigte. Eine Königin, die nicht Regentin ist, muß unter diesen Umständen unthätig bleiben und sich auf den Tod gefaßt machen *)." Ohne Rath und Schutz also im Innern des Reichs und täglichen Mißhandlungen blosgestellt, die sie mehr als einmal zu dem Ausrufe brachten, daß eine lange Gefangenschaft in einem Thurme an der Meeresküste ihr erträglicher sein würde als diese unaufhörlichen Kämpfe und Zänkereien, wie konnte die Königin jetzt eine andere Aussicht haben, als durch die baldige Ankunft der Oestreicher und Preußen, die eben den französischen Boden betreten hatten, aus den Händen ihrer Peiniger erlöset zu werden. Zwischen dem 20. Junius und 10. August war die Königin in einer mondhellen Nacht frühzeitig wach. Sie sagte zu Madame Campan, deren Treue sie fast nie von der Seite ihrer Königin weichen ließ, daß, wenn sie nach Ablauf

*) Campan 21. 635. 636. Journal anecdotique 37.

eines Monats diesen Mond wiedersähe, sie ihrer Fesseln ledig und der König frei sein würde. Alles sei auf einmal im Marsche begriffen, um sie zu befreien; aber zu ihrer großen Besorgniß wären die Meinungen ihrer vertrautesten Rathgeber sehr getheilt; es bürge nämlich ein Theil für den vollständigsten Erfolg, während die Andern auf unübersteigliche Hindernisse aufmerksam machten. Das Furchtbare ihrer jetzigen Lage schien indeß bei der Königin alle die Bedenklichkeiten, welche sie früher mit richtigem Urtheil selbst gefühlt hatte, für den Augenblick zu unterdrücken. Und so kann man sich leicht denken, mit welchen Gefühlen sie neben ihrem Gemahle am 14. Julius 1792 auf dem Marsfelde zur Feier des großen Bundesfestes erschien, mit welchem Auge sie die Volksmenge betrachtete, die nur ihr Verderben wollte und dies auch in lauten Aeußerungen kund gab. Ihr Anblick war nach dem Berichte einer Augenzeugin *) höchst ergreifend, ihre Augen waren ausgeweint, aber ihre Haltung war würdevoll und stach ebenso wie der Glanz ihres Anzuges auf das Grellste gegen die ungeordneten sich drängenden Massen des Volkes ab.

Wenige Wochen darauf entschied der 10. August das Schicksal der unglücklichen Königin. Wir unter=

*) Stael, Betr. über die franz. Revol. III. 61.

nehmen es jetzt nicht, die Treulosigkeit und Arglist der Volksführer, die Unzuverlässigkeit der Nationalgarde, die Unmenschlichkeit der marseiller Föderirten und des pariser Gesindels, die Niederträchtigkeit der Nationalversammlung und den Heldenmuth der treuen Schweizergarde zu schildern. Schrecklicheres als an diesem Tage haben wol niemals gekrönte Häupter erduldet. Aber Marie Antoinette zeigte auch an diesem Tage durch Muth, Entschlossenheit und Seelenstärke, wie würdig sie war, eine Krone zu tragen. Das Einzelne übergehen wir, da es in vielen Schriften ausführlich erzählt worden ist.

Mit dem Austritte aus den Tuilerien und dem Eintritte in die Nationalversammlung endigt die Geschichte des politischen Einflusses der Königin. Der König war wie Einer, der nicht weiß, was mit ihm ist und was mit ihm werden soll, betäubt und kraftlos. Die Königin, voll Hoheit und Würde, schien nur Bedauern für ihre Kinder zu haben, nur Verachtung für die Versammlung und keine Sorge für sich selbst *). So blieb sie auch, als sie mit ihrem Gemahl und Kindern in die drei kleinen Zimmer im ehemaligen Kloster der Feuillans geführt war; sie zeigte nicht allein ein ruhiges Antlitz, ja sie konnte

*) Nach Bollmann's, eines Gleichzeitigen, Worten im Liter. Zodiac. IV. 278.

sogar, wenn man einer Nachricht trauen darf, mit der sie begleitenden Prinzessin von Lamballe scherzen und lachen *). Freilich war dies wol nur das Gelächter der Verzweiflung und die Lustigkeit eines Herzens, das durch die furchtbarsten Qualen zerrissen war. Nachdem Marie Antoinette in den Tempelthurm eingekerkert worden war, verschwindet sie ganz aus dem öffentlichen Leben, aber ihr Heldenmuth und ihre Standhaftigkeit, mit welcher sie alle Kränkungen und Entbehrungen ertragen hat, die ihr in diesem Gefängnisse und später in der Conciergerie von einer schamlosen Pöbelrotte zugefügt worden sind, haben ihr den gerechtesten Anspruch auf die Bewunderung und Achtung der Nachwelt erworben.

*) Montgaillard III. 166.

Nachweisung

der

bei diesem Aufsatze benutzten Quellen und Hülfsmittel.

Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette, par Madame *Campan*. Paris 1822. '3. Vols. 8. 1824. 4 Vols. 12.

Journal anecdotique par Madame *Campan*. Paris 1824. 8.

Weber, Mémoires concernant Marie Antoinette avec des notes et des éclaircissements historiques par MM. Berville et Barrière. 2 Vols. Paris 1823. 8.

Montjoye, Histoire de Marie Antoinette, reine de France. 2 Vols. Paris 1797. 8.

Histoire de Marie Antoinette, reine de France et de Navarre. Redigée d'après les mémoires et les traductions les plus authentiques, par *N. L. Achaintre*. Paris 1824. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de l'assemblée constituante et de la révolution de 1789, par le marquis *de Ferrières*. 3 Vols. Paris 1798 und 1821, mit den Anmerkungen Berville's und Barrière's in der 2. und 4. Lieferung der Mémoir. relat. à la rév. franç.

Mémoires historiques et politiques sur la règne de Louis XVI, par l'abbé *J. L. Soulavie*. 6 Vols. Paris 1801. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire des événemens de la fin de XVIIIème siècle jusqu' à 1810, par un contemporain impartiel, feu M. l'abbé *Georgel*. 6 Vols. Paris (1817) 1820. 8.

Mémoires du Baron *de Besenval*, avec une notice sur sa vie, des notes et des éclaircissemens historiques, par MM. Berville et Barrière. 3 Vols. (1801) 1820. 8.

Mémoires ou Souvenirs et Anecdotes par le comte *de Ségur*. 1 Vol. Paris 1825. 8.

Mémoires particulières pour servir à la fin du règne de Louis XVI, par M. *Bertrand de Moleville*. 4 Vols.

Anecdotes du règne de Louis XVI. 4 Vols.

Necker, de la révolution française. 2 Vols. Paris 1795. 8.

Madame *de Staël*, Considérations sur les principaux événemens de la révolution. 3 Vols. Paris 1819. 12.

Mémoires du prince *de Montbarey*, nach den Auszügen in den Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur. 1826. VIII. S. 289—300.

Histoire de France dépuis la révolution par l'abbé *de Montgaillard* (nach Schlosser: „Zur Beurtheilung

Napol." I, 19, ein erdichteter Name) im ersten und zweiten Bande.

Mémoires de *Fleury*, de la comédie française. 3 Vols. Paris 1834. 12.

Memoiren des Grafen Alexander von T. (Tilly) 3 Bde. Berlin 1825. 8.

Die Correspondenz Marie Antoinette's in der Revue rétrospective ou bibliothèque historique, contenant des mémoires et documens authentiques, inédits et originaux vom J. 1835. T. I. Nr. 3. p. 443—473. und T. II. Nr. 4. p. 1—74; abgedruckt im ersten Hefte der Souvenirs historiques (Leipzig 1835), S. 1—87. Man vergl. dazu unsere Bemerkungen im Magazin für die Literatur des Auslandes. 1835. Nr. 129.

Girtanner, historische Nachrichten über die französische Revolution. 17 Bde. Berlin 1792. 8.

von Schütz, Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI. Leipzig 1827. 6 Bde. 8.

F. Buchholz, Geschichte Napoleon Bonaparte's. Berlin 1827. 8. im ersten Bande.

Mémoires de Madame la Comtesse *de Genlis*. 8 Vols. Paris 1824. 8. im zweiten und vierten Bande.

Mémoires et correspondance secrète du père *Lenfant*, confesseur du roi, pendant trois années de la révolution 1790—1792. 2 Vols. Bruxelles 1834. 12.

Mémoires de la duchesse *d'Abrantès* sur Napoléon, la révolution, le directoire etc. Paris 1830. 8. im ersten Bande.

Souvenirs de la Marquise *de Crequy*. 7 Vols. Paris 1836. 12. im vierten, fünften und sechsten Bande.

W. Zinkeisen, historische Rückblicke auf Versailles in Raumer's histor. Taschenbuche für 1837. Die Schrift desselben Gelehrten über Lafayette konnte nur theilweise, Lafayette's Memoiren aber noch gar nicht benutzt werden.

Die Mémoires d'un homme d'état sind bei ihrer hinlänglich bewiesenen Unechtheit (m. s. Ranke's histor. polit. Zeitschr. 1833. II. 1. S. 52—63. und Varnhagen von Ense: Zur Geschichtschreib. und Literat. S. 387—400) nur einmal und auch hier mit Vorsicht benutzt worden. Jules Janin's Roman „Barnave" (Paris 1831) ist ohne alle historische Bedeutung und entstellt nur die Wahrheit. Die Souvenirs sur Marie Antoinette, reine de la France, et sur la cour de Versailles par Mad. la Comtesse *d'Adhémar* (4 Vols. Paris 1836. 8.) sind nicht authentisch und kaum wol etwas mehr als eine Zusammenstoppelung aus ältern und neuern Schriften, wie sie in den pariser Lesecabinets fabrikmäßig betrieben wird. Dasselbe gilt von den Mémoires rélatifs à la famille royale de France pendant la révolution, par Mad. la Princesse *de Lamballe*, die von einer Dame von Stande (dame de qualité) aus den zuverlässigsten Quellen verfaßt sein sollen (Paris 1826. 2 Vols. 8.), und wol zum größten Theile auch von den im ersten Theile der „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach" (Stuttgart 1826. 8.) enthaltenen Nachrichten.

Hierüber, sowie über die obenangeführten Schriften und ihren historischen Werth für die Geschichte der Königin Marie Antoinette sind meine Abhandlungen im März- und Maihefte der Bran'schen „Minerva" vom Jahre 1837 zu vergleichen.

III.

Ueber Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften

aus der

ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

Von

Johannes Voigt.

Schlage das Buch der Weltgeschichte auf und forsche, wo du willst: du wirst keine Zeit finden, die von den Zeitgenossen einverstanden die glücklichste oder auch eine unbedingt glückliche genannt worden. Ueberall ein Lazarus neben einem Crösus, ein Bandit neben einem Cäsar, ein Helot neben dem Spartaner, ein Leibeigener neben dem Grafen und Baron, und jedes Jahr der Weltgeschichte wird von einem Heraklit beweint und einem Demokrit belacht. In jeder Zeit stehen Richtungen gegen Richtungen, Interessen gegen Interessen, Parteien gegen Parteien, welche jene und diese verfolgten, darum sich bekämpften, widerstrebten, bedrängten, erdrückten. Da rühmten stets die Alten die Vergangenheit; von daher hörten sie keine Klage mehr, das Grab umschloß die Unglücklichen und Mühebeladenen mit allen ihren Qualen und Seufzern. Da erhofften stets die Jüngeren mit sehnendem Blicke die glücklich geträumte Zukunft und eilten ihr frischen Muthes entgegen; aber je weiter sie eilten und je näher sie der glücklich gehofften Zeit zu kommen mein=

ten, je weiter rückte das Bild einer Zeit, wo kein Wölkchen den Himmel des Lebens trübte, in die blaue Ferne. In jeder Gegenwart kämpften sie mit neuen Hemmungen auf ihrer Bahn, rangen sie mit neuen Leiden, erduldeten sie neue Entbehrungen, täuschten sie sich von Neuem mit frischgefaßten Hoffnungen.

So war und ist der Mensch immerdar; so will es die große Ordnung des Menschenlebens, das allwaltende Entwickelungsgesetz der Weltgeschichte. Jede Zeit soll ihre Schmerzen und Leiden tragen; jede Gegenwart erbt die Folgen früherer Sünden, alter Mängel und Gebrechen; jeder Tag muß eine Schuld büßen und darum ihre Strafe; jede Gegenwart ist eine Schmerzenszeit, denn jede Zeit ist eine Geburtsstunde für die Zukunft und hat darum ihre Wehen und ihre Leiden. Auch in der Geburt und im Hinscheiden der Zeiten ist Schmerz und Jammer, Leiden und Dulden Ordnung der Welt; das Leben muß sie wollen, weil ohne Werden und Verschwinden kein Leben wäre.

Und je großartiger die Zeiten in ihren Erscheinungen sind, je mächtiger in ihnen Ideen gegen Ideen, Richtungen gegen Richtungen wider einander im Kampfe stehen, je mehr eine Zeit mit sich selbst ringt, um aus Dem, was ihr eine bewegte Vergangenheit entgegengebracht, in geistiger Schöpfung große, bleibende Gewinne ihres Erbtheils aus der Vergangenheit und gewichtige Folgen und Resultate ihres

eigenen Wirkens, ihres Selbstschaffens der Zukunft zu überliefern, um so gewaltiger in ihr immer auch das Ringen und Kämpfen ihrer Richtungen, das Drängen und Treiben obwaltender Interessen und Bestrebungen, um so bitterer der Haß und Zorn der Parteien, welche diese Bestrebungen verfolgen.

Eine solche Zeit war auch die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, für die neuesten drei Jahrhunderte die Geburtsstunde der ganzen geistigen Richtung, eine der großartigsten, welche nur irgend die Weltgeschichte aufzuweisen hat, in allen Beziehungen eine Zeit neuer Schöpfungen, eines neuen geistigen Daseins. Staaten erhielten und befestigten ihre unabhängige Existenz; die Reiche des Abendlandes bauten ihre inneren eigenthümlichen Verfassungen aus, die Königsthrone schufen sich ihre festen politischen Grundlagen, auf denen sie noch bis heute unerschütterlich dastehen, aus dem Boden der alten Kirche erwuchs eine neue Glaubens- und Denkfreiheit, der freie Gedanke über Göttliches und Menschliches entschlug sich der Bannfesseln mittelalterlichen Kirchenzwanges; die Wissenschaft befreite sich je mehr und mehr von der starren Form nutzloser Schulgelehrsamkeit und drang mit ihren Gewinnen und allen ihren Segnungen in die Räume und Verzweigungen des Lebens ein. Gewiß, wer will es bestreiten, es war

eine Zeit voll der gewichtigsten Erscheinungen, die je die Menschheit gesehen hat.

Aber es war keine Zeit, welche für die Zeitgenossen eine glückliche hieß. Die Kirche stand in Zerwürfniß, Zerrissenheit und Spaltung da, wie nie zuvor. Der alte Bau der Hierarchie war längst untergraben und jeden Tag drohte sein gänzlicher Sturz. Mit Jammer sah der Papst auf den verblichenen Glanz seines mehr als tausendjährigen Stuhles hin, sah die Säulen seiner Kirche wanken, sah die Waffe seines Bannes verhöhnt und verspottet, den alten Glauben an seine Macht und Heiligkeit verschwunden. Mit tiefem Schmerze nahm die Priesterschaft der alten Kirche an den Zeichen der Zeit wahr, wie sehr ihr Ansehen gesunken, ihre priesterliche Geltung geschwächt, ihre Gewalt über die Gemüther der Menschen gebrochen sei. Es waren alle Leiden und Schmerzen des Sterbens der alten glänzenden Zeit, die sich den Gliedern der alten Kirche aufdrängten und in den Frommgläubigen Herz und Seele zerrissen, denn es gab Keinen, der in der alten Kirche aufgewachsen, von ihr religiös gebildet, von ihrem Geiste durchdrungen und von ihren Ueberzeugungen durchglüht war, dem der schwere Kampf seiner Kirche für ihre Lehren und Satzungen, für ihre geheiligten Bräuche und Ceremonien nicht tief zu Herzen ging. Und ihm gegenüber fühlte sich der Anhänger der neuentstandenen

Kirche glücklicher? Quälten ihn nicht Zweifel über Zweifel, ob er auf rechter Bahn, ob die neue Wahrheit wirkliche Wahrheit sei? Kämpfte er nicht jeden Tag mit sich selbst, um durch den Nebel, der ihn noch umfing, das reine Sonnenlicht der neuen Erkenntniß erblicken zu können? Und wenn er es erblickt, waren ihm die Opfer immer leicht, die er seiner Ueberzeugung bringen mußte? Drückten die Verfolgungen, Leiden und Entbehrungen, die mit dem geistigen Gewinne der neuen Erkenntniß unvermeidlich verbunden waren, nicht viele Seelen schwer danieder? Welcher Kirche also der Einzelne auch zugehören mochte, Keiner stand außerhalb des geistigen Kampfes, Keiner blieb von ihm unberührt, Keiner konnte unberührt bleiben.

Und wo stand im weltlichen Treiben dieser Zeit ein unbedingt Glücklicher da? Der Träger der höchsten Würde, welche die Menschheit kennt, ein Kaiser, in dessen Staaten die Sonne nie unterging, so mächtig im Länderbesitz, wie die Geschichte kaum je einen Andern gekannt, er kämpft und müht sich für seine Plane sein ganzes Leben lang, ohne sie verwirklichen zu können; er, der Herr der Schätze der neuen Welt, borgt von einem Markgrafen von Brandenburg dessen Gold- und Silbergeschirre, um seine Soldaten auslohnen zu können; er leidet fast sein ganzes Leben hindurch an finsterer, trüber Stimmung, selten trägt

seine ernste Miene eine Spur der Freude, er sieht an seiner Tafel keine Heiterkeit und Lust; so geht er ernst und freudeleer mit allen seinen Kronen durch seine Lebenszeit hindurch, um endlich den Abend seiner Tage einsam und kraftlos in einem einfachen Gemache eines Klosters zu beschließen. So endete der kaiserliche Held, der sein ganzes Leben hindurch Europa und Afrika mit Kriegen durchstürmt, Könige und Fürsten entthront und in Kerker und Fesseln gehalten, die politische Freiheit des deutschen Reiches und seiner Reichsfürsten mit großer Gefahr bedroht, vor dessen Machtgeboten Regenten gezittert und Reichsstädte ihre Freiheiten und Rechte verloren hatten; er, der zuletzt täglich nur beschäftigt war, den Uhren in seinen Zimmern einen durchaus gleichförmigen Gang beizubringen. Und nicht blos Könige und Fürsten hatten sich vor seiner Macht beugen müssen, auch Glauben und Denken sollten seinen Geboten unterliegen, und weil er einen Frieden wollte, wie ihn der menschliche Geist nie kennt, warf er Samen aus zu unversöhnlicher Zwietracht. Es fehlt uns, wie wir später hören werden, nicht an Stimmen aus jener Zeit, die uns den Grimm und Zorn der Zeitgenossen über des Kaisers Geistesbann, ihr Seufzen und Klagen über den schweren Druck des kaiserlichen Herrscherjoches jetzt noch vernehmen lassen. Vom Fürsten und hochgestellten Ritter an bis zum Landsknecht und Bauer hinab

bejammerte Deutschland den Untergang seiner Freiheit, bot alle Opfer auf, sie zu retten, trat zum Kampfe auf mit Gut und Blut, um sich der Zwingherrschaft zu entwinden.

Also füllte fast die ganze Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein gewaltiger Parteienkampf in Kirche und Staat, ein Kampf der Meinungen gegen Meinungen, der Ueberzeugungen gegen Ueberzeugungen, des Gedankens und der Erkenntniß gegen Satzung und Glauben, ein Kampf der Freiheit gegen Unterdrückung, der Unabhängigkeit gegen Unterthänigkeit, des Herrenthums gegen Sklavenschaft. Man suchte Waffen in diesem Kampfe sowol in seiner kirchlich-religiösen als seiner politischen Beziehung, theils zur Vertheidigung Dessen, was aus der Vergangenheit in Glauben und Lehrmeinungen, Satzungen und Gebräuchen als wahr, trostreich und heilbringend überliefert und zur Ueberzeugung und Sache des Gewissens geworden, oder auch Dessen, was Verstand, Nachdenken und Forschung als Resultat neuer klarerer Erkenntniß, als neue Wahrheit zur Ueberzeugung gebracht hatten, theils aber auch Waffen zum Angriffe und zur Vertilgung des feindlich gegenüber Stehenden, des als Irrthum, Unwahrheit und Irrwahn Erkannten. Man fand diese Waffen zum Theil im Reiche der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, in den Fortschritten und Resultaten, welche der forschende und prü-

fende Geist in den verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens bereits zu Tage gefördert und als Wahrheiten festgestellt hatte. Die alte und neue Kirche bekämpften sich also mit Waffen der Gelehrsamkeit. Wie viele Lehrsätze, Dogmen und Gebräuche der einen oder der andern Kirche wurden nicht durch hellere Ideen und Erkenntnisse in der Philosophie, durch neugewonnene Resultate der Sprachforschung, durch gründlichere Studien der Geschichte, der Naturwissenschaften u. s. w. als irrig, verkehrt und unsinnig angegriffen und niedergeworfen, oder auch andererseits als wahr, unbestreitbar und vollgültig festzuhalten gesucht! Das gründlichere Sprach- und Geschichtsstudium brach den Glauben an den Primat und die Untrüglichkeit des Papstes und erwies den Cölibat als eine menschliche Satzung; die Forschungen in der Himmelskunde zeigten, daß Josua's Gebot: Sonne, stehe stille! ein unnützes Gebot und der bisherige Glaube in dieser Beziehung ein Wahn gewesen sei.

Allein mit solchen Waffen des Wissens und der Gelehrsamkeit konnte nur der Gelehrte gegen den Gelehrten streiten, und an den gelehrten theologischen Streitigkeiten, wie jene Zeit sie überzahlreich aufweiset, konnte nur der Gelehrte und Gebildetere Interesse finden. Durch sie allein, nur im Kreise der gelehrten und gebildeten Welt gehalten, wäre noch keine durchs Volk hindurchgreifende Reformation gelungen. Der

Aufbau der neuen Kirche und der Kampf gegen die alte mußte nothwendig auch vom Volke aus geschehen und durchgeführt werden, und in gleicher Weise mußte man die Errettung und Aufrechthaltung der kirchlichen und politischen Freiheit Deutschlands, wenn sie den Fürsten, dem Adel und überhaupt den höheren Ständen des Reiches der gewaltigen Macht des Kaisers gegenüber gelingen sollte, ins Interesse des gemeinen Volkes ziehen. Wie eine eigentliche Volksbildung nur gedeiht und überhaupt nur dann möglich wird, wenn Gedanken und Wahrheiten in der Weise an das Volk, an den Bürger und Bauer gebracht werden, daß sich aus ihnen eine feste Ueberzeugung, eine eigene Erkenntniß des Wahren und Rechten hervorbildet und den blinden Glauben verdrängt, so konnte auch nur dann die neue Kirche mit Allem, was sie als solche gestaltet, ein festes und unerschütterliches Fundament gewinnen, wenn das gesammte Volk sie begründete, sie mit aufbaute und in ihren Lehren und Tröstungen seine Nahrung für Geist und Herz, seinen Frieden und sein ewiges Heil fand. Dies mußte vorzüglich durch Schriften und fliegende Blätter geschehen, welche die Lehren und Wahrheiten der neuen Erkenntniß, in allgemein verständliche Form gefaßt, dem Volke entgegenbrachten, und es geschah theils durch solche in ungebundener Rede, theils durch historische und

mancherlei andere Lieder, theils auch durch Spottgedichte, Schmählieder und Pasquille.

Was die erstern anlangt, wie sie zahlreich von Luther selbst und vielen seiner Mitarbeiter am Reformationswerke verfaßt und im Volke durch alle Länder verbreitet wurden, so ist hier nicht die Absicht, weiter davon zu reden. Da ein großer Theil des Volkes in jener Zeit der Schrift noch ganz unkundig und die Volksschulbildung eben erst im Entstehen war, weil die Schule nun eigentlich erst anfing, aus Kirchen und Klöstern aufs Dorf und platte Land auszugehen, so konnten Volksschriften solcher Art immer auch nur theilweise und in beschränkterem Kreise wirken. Weiter schon bewegte sich das deutsche Lied, besonders das historische Volkslied [1]). In seinen Anfängen und verschiedenartigen Fortbildungen begleitet es das deutsche Volk von seinem frühesten Erscheinen an durchs ganze Mittelalter hindurch bis auf die neueste Zeit. Be-

1) Die beiden Hauptsammlungen von historischen Volksliedern, auf die wir uns hier öfter beziehen, sind: Ein hundert deutsche historische Volkslieder, gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet; herausgegeben von Fr. Leonard von Soltau, Leipzig 1836, und die Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Von O. L. B. Wolff, Stuttgart 1830.

kanntlich gedenkt schon Tacitus in seiner Beschreibung Deutschlands als eine Eigenthümlichkeit der Germanen des Barrits oder des Vortrages historischer Schlachtlieder, womit die Krieger zum Kampfe angefeuert und des kommenden Streites Ausgang vorherverkündigt wurden. Nach dem Zusammenhange, in welchem der Geschichtschreiber von ihm spricht, ist an sich kein Zweifel, daß sein Inhalt zum Theil wenigstens geschichtlich war. Aber wir hören auch bestimmt, daß Karl der Große alte Volkslieder sammeln ließ, die wirklich historischen Inhalt hatten und namentlich der alten Könige Thaten und Kriege besangen [1]). Die Sammlung, für uns, wäre sie erhalten, gewiß einer der kostbarsten Schätze aus jener Zeit, soll noch im zwölften Jahrhundert in England vorhanden gewesen

---

1) *Eginhard* vita Caroli M. c. XXIX. Ob unter den erwähnten Liedern, die Karl der Große aufschreiben und sammeln ließ, altdeutsche oder altnormännische, gothische oder vielleicht longobardische Volkslieder zu verstehen sind (welches Letztere man vermuthet hat, weil Eginhard sie barbara et antiquissima carmina nennt und gleich darauf dem Barbarischen die vaterländische Sprache entgegenstellt; s. Karl d. Große von Bredow S. 85), mag dahingestellt bleiben. Aber auf jeden Fall waren es Lieder, deren Sprache der Franke Karl verstand. Vergl. Luden, Geschichte des deutschen Volkes B. V. S. 209—210 u. 570.

sein; seitdem aber ist sie spurlos verschwunden [1]). Ueberhaupt ist bis zu diesem Jahrhundert wenig oder nichts mehr von geschichtlichen Volksliedern erhalten; auch aus dem dreizehnten und vierzehnten sind in Chroniken theils nur Bruchstücke, theils spätere Umgestaltungen von Volksliedern übrig geblieben, und selbst die Volkslieder-Sammlungen des funfzehnten Jahrhunderts weisen nur wenige historische Lieder auf [2]).

Erst im sechzehnten Jahrhundert, besonders in der Reformationszeit, stand mit dem deutschen Volksliede überhaupt auch das historische Lied in schönster Blüte da. Die Zahl solcher Lieder wuchs außerordentlich an und ihre Verbreitung nahm mächtig überhand. Und natürlich, denn die Großartigkeit der Erscheinungen dieser Zeit sowol in der Kirche als im Staate weckte in allen Gemüthern das Interesse an den Weltereignissen aufs Lebendigste auf. Wenn schon in frühester Zeit, wie ein berühmter Geschichtschreiber sagt [3]), im jugendlichen deutschen Volke selbst die Nöthigung lag, ein Heldenleben, wie es damals war, dichtend zu verherrlichen, wie viel mehr mußte dies in einer Zeit geschehen, wo jeder Einzelne in seiner Stellung, in

1) *Aventin*. Annal. Boj. L. I. p. 15. Nr. 40 (alte Ausgabe v. 1554. S. 373).

2) Soltau a. a. O. S. V.

3) Dippold's Leben Karl's des Großen, S. 235.

seinem Glauben und Denken, in seinem Wirken und seinem ganzen Lebenskreise durch die ins innerste Leben des gesammten Volkes tief eingreifenden Erscheinungen mit berührt und erschüttert wurde, wo ein Kaiser und König, wo Fürsten und Ritter mit der Gewalt des Schwertes, wie mit der Macht ihres Geistes, ihrer Gesinnung und moralischen Ueberzeugung die politische Gestalt des deutschen Reiches umzuwandeln oder festzuhalten suchten, und wo ein Mönch, aus dem Dunkel eines Klosters hervorgegangen, mit seinem Flammengeiste ein Licht entzündete, welches die Gebrechen, Mängel und Greuel der mittelalterigen kirchlichen Entsittlichung, wenn sie auch längst schon von Einzelnen beleuchtet und aufgedeckt waren, zuerst Tausenden und aber Tausenden klar vor Augen stellte. Eine solche Zeit allgemeiner Aufregung, Bewegung und Theilnahme an Dem, was geschah, mußte auch bis ins gemeine Volk hinab mehr als je zuvor Theilnahme an dichterischer Verherrlichung der großen Reihenführer der Weltereignisse und lebendiges Interesse an Lied und Gesang erwecken. Es wäre wunderbar, wenn in einer solchen Zeit im deutschen Volke Gesang und Lied verstummt geblieben wären und das Volk sich nicht ermuntert und erhoben gefühlt hätte, Alles, was kühn und tapfer, edel und schön, erhaben und großartig in den Erscheinungen der Zeit hervortrat, dichtend zu verherrlichen und im Gesange zu würdigen. Das historische Lied

mußte also damals mehr als je eine allgemeine Volkssache werden. Dazu trug allerdings auch die jüngst erst erfundene Kunst des Bücherdrucks viel bei, denn aus ihr ging noch vor dem Eintritt des sechzehnten Jahrhunderts ein ganz eigenthümliches Mittel zur Verbreitung des Volksliedes und besonders des historischen Liedes hervor; dies waren die sogenannten „fliegenden Blätter“[1]), wodurch die Volkslieder meist gleich nach ihrer Entstehung, noch mit der ersten Frische ihres Daseins und noch im lebendigsten Interesse an Dem, was besungen ward, an das Volk gebracht und zwar auf viel leichterem Wege, als es durch Sammlungen bei der Theuerung des Bücherdruckes möglich gewesen wäre, in tausendfachen Mittheilungen erst recht wahres Volkseigenthum und allgemeiner Volksgesang werden konnten. Auch für uns sind sie ein Mittel geworden, wodurch noch ein großer Schatz jener Volks- und besonders historischer Lieder sich bis diesen Tag in Bibliotheken, Sammlungen alter Drucke und Archiven erhalten hat. — Es kann jedoch hier keineswegs unsere Absicht sein, über das innere Wesen und den Charakter, über den dichterischen und historischen Werth oder die Form und die verschiedenen

1) Ein Ausdruck (eigentlich eine Uebersetzung des französischen feuille volante), den, wie Soltau a. a. O. S. VII. meint, Herder zuerst gebraucht hat.

Gattungen der Volks- und historischen Lieder der Reformationszeit uns hier weiter einzulassen. Es ist darüber in neuester Zeit durch Sammlungen und Bearbeitungen Vieles ungleich mehr bekannt geworden, als es je vordem war [1]). Wir gehen daher zu einem andern Gegenstande über, der bis jetzt noch weit weniger besprochen ist.

Auch für das Pasquill, Spottlied und Schmähgedicht war das Reformationszeitalter die eigentliche Blütenzeit. Es liegt tief in der menschlichen Natur die Lust und der Hang begründet, Alles, was nicht Achtung erweckt, vielmehr zur Verachtung reizt, was durch Unsittlichkeit dem edlern Menschen widrig ist, was ihn zu Zorn und Haß aufregt, was Schwäche, Sünde und Entartung an sich trägt, Alles, was sich des Adels der menschlich-sittlichen Natur entäußert und entschlagen hat, mit Spott und Hohn und mit der Geißel der Satyre zu verfolgen. Der Mensch begnügt sich nicht, Das, was seiner edlern Natur widerstrebt, was seiner Geistesrichtung zuwider ist und der Stimme seiner eigenen Gesinnung widerspricht, blos zu meiden und zu fliehen; er muß es hassen und mit allen

1) Das Beste, was in neuester Zeit darüber geschrieben worden, ist in der trefflichen Abhandlung enthalten, welche Soltau seiner erwähnten Sammlung vorausgehen läßt.

Mitteln des Hasses, mit Spott, Hohn und Schmähung züchtigen. Zwar ist Haß, Widerwille und Verachtung keineswegs die einzige Quelle des Spottes und der Satyre, denn oft entspringen diese aus bloßer reiner Lust; man spottet, weil Spotten über gewisse Dinge ein geistiges Vergnügen und die Satyre ein Lustwandeln ist, in welchem der Geist, der sich darin ergeht, sich besonders behaglich fühlt, oder auch man spottet mitunter blos für didaktische Zwecke. Allein in den Gegenständen und Verhältnissen, über die wir hier zu sprechen haben, waren feindliche Interessen, widerstrebende Richtungen und widersprechende Ansichten im Spiele und Parteigeist, Parteienhaß und Sektenfeindschaft, also Haß des feindlich Entgegenstehenden und Verachtung des gegenüberstehenden Unsittlichen und Unedlen und Entarteten regten die Gemüther zu Spott, Hohn und Schmähung auf.

So aus der geistigen Natur des Menschen selbst hervorgehend, waren Spottlieder schon dem frühen germanischen Mittelalter nicht unbekannt; schon Karl der Große mußte ein ausdrückliches Verbot gegen persönliche Spottlieder ergehen lassen [1]). Besonders diente der Klerus in seiner sittlichen Ausartung schon in früher Zeit häufig zum Gegenstande des Spottes und

1) Capitul. c. 13, bei Georgisch p. 496, wo es heißt: Qui in blasphemiam alterius cantica composuerit.,

der Satyre; gegen ihn ist eines der ältesten Spottlieder aus dem dreizehnten Jahrhundert, in seiner Form mit lateinischen und deutschen Versen wechselnd, gerichtet [1]). Ein Schmählied über das Concilium zu Kostnitz züchtigt in mehren Stellen mit scharfem Nachdruck besonders den Papst Johann XXIII und den Erzbischof von Mainz [2]), und noch heftiger stellt ein anderes, ebenfalls noch dem Mittelalter angehöriges Spott- und Schmählied auf den Streit mit den Päpsten schon damals die Geldgier, Aufhetzerei und das ganze unchristliche Wesen des päpstlichen Stuhles zur Schau [3]). Je mehr dann aber in der zweiten Hälfte des funfzehnten und im ersten Jahrzehend des sechzehnten Jahrhunderts in der religiösen Richtung der Zeit ein gewisser protestirender Geist sich hervorbildete und der alten Kirche, den päpstlichen Geboten und Satzungen, den kirchlichen Dogmen und Ceremonien sich stark entgegenstellte, jemehr ferner das morsche und hinfällige Wesen des altgeheiligten Stuhles zu Rom der Christenheit sich kund gab, die Laster

---

1) In Soltau's Sammlung, S. 41, abgedruckt und mit den Versen beginnend:
Audientes audiant
Diu schande vert al über daz lant.

2) Gleichfalls bei Soltau S. 85.

3) In Wolff's Sammlung histor. Volkslieder S. 596.

der Päpste und ihres Hofes, die Unwissenheit, der unwürdige Lebenswandel und die ganze Unsittlichkeit des Klerus der Welt aufgedeckt wurden, um so lebendiger mußte im Laien, der von jenem protestirenden Geiste durchdrungen hinter dem noch festgehaltenen heiligen Scheine der Geistlichkeit nur unheiliges und gottloses Leben, hinter dem Priesterstolze nur die entwürdigendsten Leidenschaften, hinter dem kirchlichen Ceremonienwesen und hierarchischen Satzungen und Geboten nur Geldgier, Herrschlust und Habsucht versteckt fand, Haß, Widerwille und Verachtung durch Spott und Hohn hervortreten. Daher sogleich auch im ersten Beginne der Reformationszeit die ungleich bedeutendere Zahl von Spottschriften, Hohn- und Schmähgedichten, gegen die alte Kirche, ihr Haupt und ihre Diener gerichtet. Wie man daher das historische Volkslied einen Geschichtspiegel seiner Zeit genannt hat, so darf das Spott- und Hohnlied als eine historische vox populi der Reformationszeit gelten, die auch für den Geschichtschreiber nicht ohne große Wichtigkeit ist.

In eben dieser Zeit aber bildete sich neben dem Spott- und Schmähliede noch eine eigene Schriftgattung aus, die man Pasquille nennt. Der Name entstand, wie man weiß, in Rom, wo ums Jahr 1500 ein Schuhflicker Pasquino lebte, der sich durch witzige Einfälle und launige, oft beißende Spöttereien

so allgemein bekannt machte, daß Jeder, der sich an Spott und Satyre über die Ereignisse und Neuigkeiten der Stadt, an launigen Sarkasmen über die vornehme Welt und über die Großen Roms erlustigen wollte, in des Schusters Werkstatt eilte; denn Allem, was über das gemeine Leben emporstieg, Gutem und Bösem, wußte der witzbegabte Schuhmacher eine Seite abzugewinnen, über die sich sein Spott und seine Laune ergießen konnten, obgleich tausendfacher Verdruß ihm dafür zu Theil ward. Der Zufall machte seinen Namen unsterblich; denn bald nach seinem Tode wurde unfern von seiner Wohnung eine schön gearbeitete, aber schon sehr verstümmelte und unkenntliche Bildsäule von Marmor ausgegraben und auf dem Campoflor, nahe am Platze Navone, in einem Winkel des Orsinischen Palastes aufgestellt [1]). An ihr sammelte sich bald der Witz und die sarkastische Laune

---

1) In der alten, selten gewordenen Sammlung: **Pasquillorum Tomi duo** (die schon 1544 erschien und wovon der Verfasser dieser Abhandlung ein Exemplar in den Händen hat) befindet sich ein **Pasquillus de se ipso et origine sua**, wonach die erwähnte Bildsäule die des Lichas, eines Dieners des Hercules, gewesen sein würde. Auf den Standplatz der Bildsäule auf dem Campoflor deutet auch der „Pasquillus Novus der Husseer“ in Strobel's neuen Beiträgen zur Literatur besonders des 16. Jahrh. B. IV. St. 2. S. 165 hin.

der ganzen Stadt: sie bildete in Kurzem den gleichsam wiederaufgelebten Schuhflicker Pasquino und erbte auch dessen Namen, denn so oft ein witziger Kopf der Stadt über irgend ein Ereigniß des Tages einen glücklichen witzigen Einfall aufgefaßt oder etwa eine pikante Wahrheit zu sagen hatte, wurde sie, meist dem Schuhflicker Pasquino in den Mund gelegt, auf einem Zettel der Bildsäule angeheftet und so der neugierigen Welt Roms zum Besten gegeben. Die ursprünglich einfache Form ward aber bald mannichfaltiger. Jener Statue gegenüber stand eine andere ebenso verstümmelte, die früher eine Stelle auf dem Martis forum eingenommen und daher den Namen Marforio erhalten hatte. Ihr wurde bald die Bestimmung, den vielleicht zuweilen für die Römer zu schweigsamen Pasquino zu Witz und Spott aufzufodern, denn häufig wurden an sie gewöhnlich zur Nachtzeit Fragen geheftet, auf welche gemeiniglich am andern Tage Pasquino mit witziger Laune antwortete [1]). — Doch

1) Dies ist die gewöhnliche Annahme über die Entstehung des Pasquills. Man hat jedoch auch eine andere, die weniger bekannt ist. Ueber sie heißt es in der „Histoire des Papes“, Haag 1733. Th. IV. S. 295: On croit communément, que Pasquin est le nom d'un tailleur goguenard, qui attiroit les rieurs dans sa boutique. Après sa mort, on trouva près de là

hören wir darüber auch einen andern etwas anders lautenden Bericht. Ein altes Pasquill selbst erzählt uns in dem vorausgesandten „Argumentum seines Dialogs" die Entstehung des Pasquills auf folgende

---

une vieille statue tronquie, à qui le peuple donna d'abord le nom de Pasquin. Elle fut dressée dans le carrefour, et servit de bureau d'adresse pour toutes les satires et les railleries qu'on vouloit débiter. Voilà le sentiment vulgaire; mais voici ce que je lis dans la Bibliothèque Italique. „Quelqu'un", dit l'un des auteurs de ce journal, „m'a conté la chose un peu autrement. Il y avoit un Cardinal du tems d'Alexandre VI, qui se plaisoit à rassembler chez lui nombre de beaux-esprits, et à exciter entr'eux de petites guerres poëtiques. L'imprimeur, qui debitoit ces compositions s'appelloit Pasquillo, et demeuroit justement au carrefour, dont nous avons parlé: de sorte que la statue du coin servoit fort à propos de colomne pour les affiches. Peu à peu son nom passa à la statue. On la nomma comme lui Pasquillo et par corruption Pasquino. Quelqu'un lui prêta ses pensées, et la fiction paroissant commode, dès qu'un auteur satyrique vouloit se cacher, c'étoit toujours Pasquin qui parloit. Il fallut après cela lui trouver un camarade pour repondre et pour faire le dialogue. Une vieille statue, qui est près du Capitole, parut propre à cela. On l'anima aussi, et son nom fut Marforio, qui vient de Martis-Forum, à ce que l'on croit."

Weise: Damit ihr, sagt es, dieser zwei redenden Personen (Pasquill's und seines Gesellen) Namen und Herkommen vernehmt, so hat es die Gestalt. Zu Rom ist ein altes Bildniß auf einer Säule vor eines Cardinals Haus lange Zeit gestanden. Derselbe Cardinal hat alle Jahre demselben Bilde eine Gestalt machen lassen auf seinem Tag, als Mars, Venus, Saturnus und dergleichen, auf solchem Tag das Bild umhängen lassen mit Tüchern, daß Niemand hat sehen mögen, was dies Jahr dem Bilde für eine Gestalt gemacht sei, bis die Menge des Volkes (nach dem allwege großer Zulauf ist) dazu kommen. Alsdann zieht man das Tuch hinweg und siehet, was da sei. Demselben machen dann die Poeten und Dichter viele Verse und Gedichte, wie dann ein Jeder die Schärfe seiner Vernunft zu brauchen gesehen will werden. Dasselbige Bild heißt Pasquillus. Nun dieses Jahr auf seinem Tag ist solches Bild wie andere Jahre verhängt und gar viel Volkes dagewesen, zu sehen, was dieses Jahr dem Pasquill für eine Gestalt angethan sei. Als die Dichter den Umhang zogen, hat allda gestanden ein Pilgrim, wie ein Bruder, der zu Sanct Jakob gehen will, mit seinem breiten Hute, Mantel, Wallstecken und ledernen Sack, darauf ein jeder Poet und Dichter geschrieben und sein Bestes gethan. Aber Einer unter Denen hat die Person des Pasquillus fürgenommen, in Gestalt eines Jakobs-

bruders, der redet mit einem andern, Cirus genannt, und sagen die Wahrheit einander allein, daß solches sonst Niemand erfahre. — Offenbar hatte sich, als dieser Bericht über den Pasquill in Rom abgefaßt wurde, schon Vieles von der ursprünglichen Sitte und Art verändert [1]).

Nach diesen Darstellungen würden nun die Pasquille — denn so nannte man jetzt die an der Pasquino-Säule angehefteten sarkastisch-launigen Einfälle und Witze — meist in gebundener Rede abgefaßt gewesen sein, wie es denn die ältesten auch wirklich sind. Indeß war dies nicht immer der Fall. Ohne Zweifel wurden schon anfänglich Marforio's und Pasquino's Fragen und Antworten bald in gebundener, bald in ungebundener Rede gegeben, sodaß dieser in Vers und Reim antwortete, wenn jener in dieser Form gefragt hatte. Später scheint man sich der poetischen Gebundenheit öfter entschlagen zu haben, daher auch

1) Dieser Bericht ist auch offenbar nur für die deutschen Leser dem Pasquill vorausgeschickt, denn man findet ihn blos bei der deutschen Bearbeitung dieses Pasquills, in der es in einem Exemplare in der königlichen Bibliothek zu Berlin vorhanden ist. In dem ursprünglich lateinischen Pasquille, wie es in der Sammlung Pasquillorum Tomi duo p. 178 steht, finden wir jenen Bericht nicht.

das Pasquill, wie wir es aus der Reformationszeit kennen, sich häufig nicht mehr an die poetische Form bindet, sondern ebenso oft in Prosa abgefaßt erscheint [1]). In dieser Form der Abfassung ist dann in der Regel die Form des Dialogs gewählt, sodaß entweder in der ursprünglichen Art Marforio und Pasquino sich gegenseitig unterreden oder Pasquill (als Person) mit einer andern Person ein Gespräch führt. Oft aber bleibt dieser auch ganz aus dem Spiele und es wird nur überhaupt im Charakter des Pasquills zwischen irgend zwei Personen, z. B. zwischen dem Papste und dem Teufel, oder zwischen Papst Julius II und Petrus, im Dialog dieser oder jener Gegenstand durchgesprochen. Ist die poetische Form gewählt, so bleibt allerdings, wie bei allen Volksliedern aus dieser Zeit, auch beim Pasquill der poetische Werth immer nur sehr untergeordnet; aber es ist unrecht, die Spottlieder und Pasquille grade deshalb, was nicht selten geschieht, als bloße elende und unbeholfene Reimereien verächtlich auf die Seite zu werfen und sie weiter keiner Beachtung zu würdigen. Oft ist ihr innerer Kern von wirklich großem Werthe.

---

1) In der eben erwähnten Sammlung Pasquillorum Tomi duo enthält das erste Buch die poetischen, das zweite die prosaischen Pasquille in lateinischer und italienischer Sprache.

Nach Allem, was wir über den Ursprung der Mittheilungen Marforio's und Pasquino's erfahren, war ursprünglich der eigenthümliche Charakter des Pasquills witzig, launig, satyrisch, beißend und sarkastisch. Seine Tendenz ging darauf hin, irgend eine Wahrheit, eine Lächerlichkeit, eine Schwäche, einen Makel oder Fehltritt einer Person, besonders vornehmer Herren, als der Päpste und ihrer Cardinäle, oder irgend etwas gewissen Zuständen, Ereignissen oder Personen abgewonnenes Frappantes und Anstößiges, in Satyre und Witz gekleidet, aufzudecken und an das Volk zu bringen [1]). Als indeß nachmals das Pasquill mehr als schriftstellerisches Product hervortrat, verlor sich nach und nach sein witziger, launiger und sarkastischer Charakter, es wurde ernster in seiner Haltung und es galt bald als sein Hauptzweck, theils über die politischen Zustände der Zeit zu unterrichten [2]), theils Sünden und Laster der Welt zu enthüllen,

---

1) So finden wir die Pasquill-Statue in Rom Barthol. Sastrow Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens. Herausgeben von Mohnike B. I. S. 357—358 geschildert.

2) So in dem Gespräch zwischen Pasquill und Marforio de horum temporum statu bei Sastrow a. a. O. B. II. S. 68 ff., wovon sich auch eine alte Abschrift im geheimen Archive zu Königsberg befindet.

theils überhaupt in allen Verhältnissen des Lebens über Mängel und Gebrechen der Zeit die Wahrheit zu sagen. So spricht sich Pasquill selbst oft über seine Tendenz aus; er sagt z. B.

Frommer Christ, kauf und lies mich in Treuen,
Dein Geld soll dich gewißlich nicht reuen.
Thu ich dann nicht frei die Wahrheit sagen,
So magst du mich vor dem Papst verklagen.

In einem Pasquill weist er selbst sein Amt, wie es ihm von Gott und Rechts wegen übertragen sei, aus der Bibel nach, indem er sich beruft auf die Worte im Ezechiel C. 33. V. 7—9: „Und nun, du Menschenkind, ich habe dich zu einem Wächter gesetzt über das Haus Israel; wenn du etwas aus meinem Munde hörest, daß du sie von meinetwegen warnen sollst; wenn ich nun zu den Gottlosen sage: du Gottloser mußt des Todes sterben, und du sagst ihm solches nicht, daß sich der Gottlose warnen lasse vor seinem Wesen, so wird wol der Gottlose um seines gottlosen Wesens willen sterben, aber sein Blut will ich von deiner Hand fodern.“ Ebenso deutet er auf seine Bestimmung die Worte Jesaia C. 58. V. 1: „Rufe getrost, schone nicht, erhebe deine Stimme wie eine Posaune, und verkündige meinem Volke ihr Uebertreten und dem Hause Jakob's ihre Sünde.“ Auf dieselbe Tendenz weist ein Pasquill aus dem Jahre 1537 hin, wo es heißt:

Ist's nicht ein Wunder-Ding, wohlan!
Daß Wahrheit nirgend bleiben kann?
Wer Wahrheit sagt, hat nichts davon,
Denn Neid und Haß, das ist sein Lohn.
Darum klagt hie auch der gut Pasquill,
Die Wahrheit bring ihm Ungunst viel.
Dieweil er hat die Wahrheit gesagt,
Hat ihn der Papst von Rom gejagt.
Weil er entdeckt der Romanisten
Sünd, Schand, Schalkheit und Buben-Listen,
Haben sie ihn nicht wollen leiden,
Sondern das Land heißen vermeiden.
Drum kommt er nun getrabt daher
Und bringt dir, Deutschland, neue Mähr.
Bei dir sucht er sein' Zuversicht,
Weiß, daß du strafst die Wahrheit nicht.
Bist du nun klug, so nimm ihn an,
Glaub Alles, was er dir sagen kann.
Was Papst, Cardinäl und römisch' Rott
Im Sinne haben, das wende Gott!

So wird Pasquill mehrmals bald als aus Rom freiwillig auswandernd, bald als von dort vertrieben in den Pasquillen eingeführt, weil es in seiner Vaterstadt nicht mehr erlaubt sei, die Wahrheit zu sagen und die Gebrechen und Sünden der Welt aufzudecken.

Was die Verfasser dieser Pasquille, sowie der Spott- und Schmählieder betrifft, so sind sie meist unbekannt, denn in der Regel nennen sie sich gar

nicht oder deuten ihre Namen nur durch einige Buchstaben an oder sie entstellen und verstecken sie. So lesen wir z. B. unter einem Pasquill den Namen: Asuqnhessucairick, der vielleicht Ciriak us Sehnausa (?) heißen soll. In einem andern finden wir den Namen des Verfassers nur durch die Buchstaben A. K. bezeichnet, hören aber aus andern Nachrichten, daß er Antonius Corvinus hieß und Superintendent der Gräfin Elisabeth von Henneberg war. In dem trefflichen Liede, betitelt: „Gründliche Ursach der jetz schwebenden Kriegsleuff [1])" (dessen wir später noch näher erwähnen werden), darf man auf dem letzten Blatte die Anfangsbuchstaben der letzten 21 Verse nur zusammenlesen, um den bisher vielleicht noch ganz unbekannten Verfasser dieses interessanten Liedes, Johann Schradin von Reutlingen (von dem wir mehre solcher Gedichte haben), aufzufinden, denn auf diese Weise versteckten häufig auch in historischen Volksliedern die Dichter ihre Namen [2]). Mitunter nennen aber auch die Verfasser ihre Namen. Als Verfasser des Pasquills, betitelt: „Ain neuwer Römischer Pasquillus von dem Bapst, seynem Reych und seynem Stul" u. s. w. vom

1) Gedruckt bei Hortleder, Handlung und Ausschreib. C. 23. S. 107—116, und in der Samml. von Wolff S. 84—102.

2) Vergl. Soltau a. a. O. S. LXVI—LXVIII.

J. 1546, gibt sich Martin Schrot und als Drucker Valentin Othmar aus Augsburg selbst kund, und als Verfasser eines Spottgedichts aufs Interim wird der Pastor in Lübeck, Valentin Korte, genannt. Ein anderes auf denselben Gegenstand schließt mit den Versen:

Daß bald geschehe, wünscht zu Hand
Hans Gnista, Prediger in Gothland.

Das Verschweigen, Verstecken und Entstellen der Namen der Verfasser hatte aber bei Pasquillen, Spott- und Schmähliedern allerdings auch besonders ernste Ursachen. Wir hörten bereits, wie sehr Pasquill selbst darüber klagt, daß er in Rom Ungunst, Verfolgung und Vertreibung habe erdulden müssen, weil er dort dem Papste und überhaupt den Romanisten die Wahrheit gesagt. Er will nach Deutschland flüchten, meinend, hier werde es ihm besser ergehen. Aber er irrte, denn hier gab es schon seit den ersten Jahren der Reformation ebenfalls strenge Verbote gegen Pasquille und Schmähschriften. Schon im Reichstagsabschied vom J. 1524 war ein solches bekannt gemacht. Kaiser Karl fand zu viel Aergerniß an der Verbreitung der Spott- und Schmähschriften, er war selbst zu oft Gegenstand der Pasquille und nahm ohne Zweifel einen zu bedeutenden Einfluß dieser Schriften auf die Meinung und Stimmung des Volkes wahr, als daß er nicht mit allem Nachdrucke und

Ernst diesem in seinen Augen so leidigen Unwesen sich hätte widersetzen sollen. Es ward daher auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1530 die Verordnung entworfen: „Nachdem durch die unordentliche Druckerei bis anher viel Uebels entstanden, setzen, ordnen und wollen wir, daß ein jeder Kurfürst, Fürst und Stand des Reichs geistlich und weltlich mittler Zeit des nächstkünftigen Concilii in allen Druckereien, auch bei allen Buchführern mit ernstem Fleiß Fürsehung thuen, daß hinfürter nichts Neues und sonderlich Schmähschriften, Gemälde oder dergleichen weder öffentlich oder heimlich gedichtet, gedruckt oder feil gehabt werden, es sei dann zuvor durch dieselbige geistliche oder weltliche Obrigkeit dazu verordnete verständige Personen besichtigt, des Druckers Namen und Zunamen, auch die Stadt, darin solches gedruckt, mit nämlichen Worten darin gesetzt, und so darin Mangel befunden, soll dasselbige zu drucken oder feil zu haben nicht zugelassen werden. Was auch solcher Schmäh- oder dergleichen Bücher hievor gedruckt, sollen nicht feil gehabt oder verkauft werden, und wo der Dichter, Drucker oder Verkäufer solche Ordnung und Gebot überfahren, soll er durch die Obrigkeit, darunter er gesessen oder betreten, nach Gelegenheit an Leib oder Gut gestraft werden, und wo einige Obrigkeit, sie wäre, wer sie wolle, hierin lässig erfunden würde, alsdann soll und mag unser kaiserlicher Fiscal gegen

dieselbe Obrigkeit um die Strafe procediren und fürfahren, welche Strafe nach Gelegenheit jeder Obrigkeit und derselben Fahrlässigkeit unser kaiserliches Kammergericht zu setzen und zu taxiren Macht haben soll."

Allein trotz solches Verbotes war der Reiz der Pasquille und Schmähschriften zu stark und das Volk nahm ein zu lebendiges Interesse daran, als daß nicht fort und fort eine bedeutende Zahl derselben in Umlauf gesetzt worden wären. Der Kaiser erließ im J. 1541 ein neues Reichsgesetz, wodurch solche Schriften abermals aufs Nachdrücklichste verboten wurden; dessen ungeachtet aber hatte ihre Verbreitung immer noch großen Fortgang. Wie sehr sie Karln ärgerten, beweist unter Andern auch das Vorstellen oder vielmehr die Rechtfertigung, die er durch seine Commissarien, namentlich durch den Grafen Reinhard von Salm, im Juni des J. 1546 dem zu Halle versammelten gräflichen und ritterlichen Adel vom Harz und aus Sachsen vorlegen ließ, denn außer der Klage, daß man ihn, den Kaiser, mit Unrecht eines Planes zur Unterdrückung der deutschen Nation, Beknechtung ihrer Fürsten, Stände und Reichsglieder und völligen Vernichtung ihrer Freiheit bezüchtige, ließ er namentlich auch darüber Beschwerde führen, „daß allerlei Reime und Gedichte hin und wieder herumgetragen würden, die nicht allein zu großer Schmälerung ihrer römisch-kaiserlichen Majestät Hoheit und Reputation

gereichten, sondern auch zu Aufruhr und allerhand Unrath und Verderben in dem heiligen Reiche deutscher Nation Ursache geben möchten." Ja, selbst in dem bekannten Todesurtheile gegen den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen konnte Karl die Schand- und Schmachschriften, worin „die kaiserliche Person zum Beschwerlichsten angegriffen", nicht vergessen [1]). Er brachte daher die Sache auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1548 abermals zur Sprache und verfügte darauf folgendes noch bestimmtere Verbot: „Als wir in unserer Polizei-Ordnung, auf diesem unserm gehaltenen Reichstage allhie mit euer Lieb und euer anderer und der abwesenden Botschafter und Gesandten Rath und Zuthun berathschlagt, beschlossen und aufgerichtet, unter Anderm geordnet und gesetzt haben, daß hinfüran alle Buchdrucker, wo und an welchen Enden die im heiligen Reiche gesessen seien, bei Niederlegung ihres Gewerbes, auch einer schweren Pön, nämlich fünfhundert Gulden in Gold ihren ordentlichen Obrigkeiten unablässlich zu bezahlen, keine Bücher, klein oder groß, wie die Namen haben möchten, im Druck ausgehen lassen sollen, dieselben seien denn zuvor durch ihre ordentliche Obrigkeit eines jeden Orts oder ihr dazu Verordneten besichtigt und der

---

1) S. Hortleder B. III. C. 70. S. 575. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen. B. III. S. 114.

Lehre der christlichen Kirche, desgleichen dem Abschied dieses Reichstags allhie, auch andern hievor aufgerichteten Abschieden, so demselben jetzo allhie gemachten Abschied nicht zuwider sein, gemäß befunden, dazu, daß sie nicht aufrührisch oder schmählich, es treffe gleich Hohe, Niedere, gemeine oder sondere Personen an und deshalben approbirt und zugelassen, daß auch bei gleicher Pön alle obgemeldete Buchdrucker schuldig und verpflichtet seien, in alle Bücher, so sie also mit Zulassen der Obrigkeit hinfüro drucken werden, den Autor oder Dichter des Buchs, auch seinen, des Druckers, Namen, desgleichen die Stadt und den Ort, da es gedruckt worden, unterschiedlich und mit Namen zu benennen und zu vermelden, und dann alle und jede Obrigkeit, uns und dem heiligen Reich unterworfen, ernstlich Einsehens thun und verschaffen sollen, daß nicht allein dem, wie obgemeldet, treulich nachgekommen und gelebt werde, sondern daß auch nichts, so der katholischen allgemeinen Lehre, der heiligen christlichen Kirche ungemäß und widerwärtig oder zu Unruhe und Weiterung Ursache geben, desgleichen auch nichts Schmähliches, Pasquills oder anderer Weise, wie das Namen haben möchte, diesem jetzo hie aufgerichteten Abschied und andern Abschieden, so demselben nicht entgegen sind, ungemäß, in was Schein das geschehen möchte, gedichtet, geschrieben, in Druck gebracht, gemalt, geschnitzt, gegossen oder ge-

macht, sondern, wo solche und dergleichen Bücher, Schriften, Gemälde, Abgüsse, Geschnitztes und Gemachtes im Druck oder sonst vorhanden wären oder künftig ausgingen und an Tag kämen, daß dieselben nicht feil gehabt, gekauft, umgetragen noch ausgebreitet, sondern den Verkäufern genommen und so viel möglich unterdrückt werden, und soll nicht allein der Verkäufer oder Feilhaber, sondern auch der Käufer und andere, bei denen solche Bücher, Schmähschriften oder Gemälde, Pasquills oder anderer Weise, sie seien geschrieben, gemalt oder gedruckt, befunden, gefänglich angenommen, gütlich, oder wo es die Nothdurft erfödert, peinlich, wo ihm solche Bücher, Gemälde oder Schriften hergekommen, gefragt, und so der Autor oder ein anderer, wer der wäre, von dem er, der gefangen, solche Schriften, Gemälde oder Bücher überkommen, unter derselben Obrigkeit gesessen, der soll alsbald auch gefänglich eingezogen und so deren einer oder mehre unter einer andern Herrschaft wohnhaftig, daß derselben Herrschaft solches alsbald durch die Obrigkeit, da der erste Feil- oder Inhaber solcher Schriften betreten, angezeigt, die abermals, wie vor lautet, handeln und dem also vorgeschriebener Maaß nachgefragt und nachgegangen, bis der rechte Autor gefunden, der alsdann sammt denjenigen, die es also umgetragen, feilgehabt oder sonst ausgegeben, vermöge der Rechte oder je nach Gelegen-

heit und Gestalt der Sachen darum gestraft werden. Wo aber einige Obrigkeit, wer die wäre oder wie sie Namen haben möchte, in Erkundigung solcher Dinge oder so es ihr angezeigt, darin fahrlässig handeln und nicht strafen würde, daß alsdann unser kaiserlicher Fiskal wider dieselbe, auch den Dichter, Drucker oder die Buchführer procediren und handeln und solche Strafe nach Gelegenheit und Gestalt der Sachen unser kaiserliches Kammergericht zu setzen und zu moderiren, auch unser kaiserlicher Fiscal also, wie obsteht, zu procediren und zu handeln Macht und Befehl haben sollen. Doch wo vor dieser Zeit etwan dergleichen Bücher, Gemälde oder Schriften hinter einem kommen und also hinter ihm geblieben wären, daß derselbe darum nicht gefährdet werden, aber dennoch schuldig sein soll, so er die befünde, dieselbigen nicht weiter auszubreiten, zu verschenken oder zu verkaufen und also vorige Schmach wieder zu erneuen, sondern in allwege zu thun oder dermaßen zu verwahren, daß sie niemands zu Schmach gereichen oder gelangen mögen, Alles nach Laut und Inhalt derselben unserer Ordnung und Satzung, die wir also durch dieses unser offen Edict euch allen und jeden verkünden, hiemit von Röm. Kaiserlicher Macht ernstlich gebieten" u. s. w. [1])

---

1) Das Edict hat das Datum: Augsburg am letzten Juni 1548.

Aus dem Inhalte dieses Edicts ist klar, wie viel den Verfassern der Pasquille und der Spottlieder und Schmähschriften daran gelegen sein mußte, ihre Namen zu verschweigen oder wenigstens zu verstecken; aber man sieht auch zugleich aus seiner ganzen Fassung, wie ernstlich der Kaiser bemüht war, der Verbreitung der ihm so ärgerlichen Schmähschriften, Spottlieder und Pasquille entgegenzuarbeiten, zumal da grade die Zeit, in welche dieses Edict fällt, nämlich vom J. 1546 bis 1549, so außerordentlich fruchtbar an solchen Schriften war, daß eben wol vorzüglich dadurch Karl zur Abfassung dieses Verbotes bewogen worden sein mochte. Wir werden später sehen, welche bedeutende Zahl von Schriften solcher Art einzig sein Interim hervorlockte.

Der Kaiser indeß erreichte durch sein strenges Edict seinen Zweck dennoch nicht. Die Veröffentlichung solcher Schriften durch den Druck mag allerdings dadurch etwas gehemmt worden sein, aber völlig erdrückt ward sie keineswegs, denn wir haben des Verbotes ungeachtet doch noch eine ziemliche Anzahl solcher gedruckter Schmähschriften, Spottlieder und Pasquille grade aus dieser Zeit. Wir führen als Beispiele nur an: das schon erwähnte vortreffliche Lied gegen den Kaiser Karl von Johann Schradin von Reutlingen, ferner „Ain neuwer Römischer Pasquillus von dem Bapst, seynem Reych und seynem Stul, der Statt

Rom und ihren Töchtern Pariß und Cöln, sammt allen iren glydern, Cardinäl, Bischoff, Pfaffen, Münch und all vermainten Gaistlichen der Römischen ir wesen, leben, handlung, undergang und außdilgung durch die krafft Gottes"; dann „Pasquillus. Ain warhafftiges Büchlein Erklerend was list die Römer brauchen mit Creiren vieler Cardinäl, auff das sy alle Bistumb deutscher land under sich bringen"; ein anderes, betitelt: „Pasquillus. New Zeyttung vom Teuffel." Ja, es war wenige Jahre zuvor, nämlich im J. 1544, die bekannte reiche Sammlung von Pasquillen in lateinischer Sprache in zwei Bänden (Pasquillorum Tomi duo) im Druck erschienen, für deren Sammler und Herausgeber Cölius Secundus Curio gehalten wird. Sie kam zu Basel heraus, obgleich als Druckort Eleutheropolis genannt ist [1]). Sonst

---

1) Das dem Verfasser dieser Abhandlung zur Hand liegende Exemplar dieser seltenen Sammlung gehörte einst dem Andreas Hedio, Professor der Philosophie in Königsberg (starb 1703). Vor dem Titel ist die Bemerkung hinzugefügt: Autorem vel potius collectorem horum Pasquillorum. Coelium Secundum Curionem esse suspicatur Sallengre, quod ex Pasquillo exstatico, sub huius nomine 1544 edito probabile videtur. *Dan. Heinsius* exemplari suo sequens distichon inscripsit:

Roma meos fratres igni dedit, unica Phoenix
Vivo, aureisque veneo centum Heinsio.

wird der Druckort gewöhnlich verschwiegen; zuweilen ist in Spottliedern und Schmähschriften auf den Papst spöttisch Rom selbst als Druckort solcher Schriften angegeben, so z. B. in der Spottschrift: „Der Papisten Handbüchlein fleißig zu mercken und heymlich zu lesen, damit es die Leyhen, denen der Papst die heylige Schrift zu lesen verbotten hatt, nicht erfahren“, wo ausdrücklich gesagt ist: „Gedruckt und vollendet zu Rom durch den Pasquillum“ [1]). In einer Spottschrift auf das Concilium zu Mantua, betitelt: „Ein Frage des gantzen heiligen Ordens der Kartenspieler vom Karnöffel an das Concilium zu Mantua“ heißt es am Schlusse: „Gegeben zu Rom, Ala Campana, bei dem Campflor, hinter dem Turre de nona, zwischen den andern Tabern, in die Bullae Coenae domini, hart für dem Ellipsi des Concilii, durch den deutschen Pasquill Protheum genannt, Anno 1537 indictione nulla. Anno Pontificatus Pauli IV u. s. w.“

Sonst ist es öfter mit 50 Thaler und darüber bezahlt worden.

1) Am Schlusse der Spottschrift heißt es: Salva tamen uniuscuiusque sanioris sententia, salvo inquam iure addendi, locupletandi, habendi et legendi, nihilque demendi, secundum Romanae curiae stylum. Datum et impressum Romae post s. Petrum, sub annulo Piscatoris II Idus Martii anno 1557.

Eine unvermeidliche Folge des erwähnten kaiserlichen Edicts war natürlich die Vermehrung der sogenannten fliegenden Blätter, deren wir daher auch aus dieser Zeit eine sehr bedeutende Zahl haben. Ueberdies lief eine große Menge solcher Schriften in bloßen Abschriften an fürstlichen Höfen, unter den Gelehrten und Geistlichen und unter dem Volke umher. Dies ist besonders bei den meisten Spott- und Schmähliedern aufs Interim der Fall. Man verbreitete sie trotz dem kaiserlichen Verbote durch gegenseitiges Zusenden. So erhielt der Herzog Albrecht von Preußen viele solcher Lieder von deutschen Fürsten zugesandt; ja, selbst Fürstinnen scheuten des Kaisers Verbot nicht. Elisabeth, Gräfin von Henneberg, geborne Markgräfin zu Brandenburg, schrieb einst dem genannten Herzog: „Auch, freundlicher, lieber Herr Bruder und Vetter, thun wir hiemit Euer Lieb ein hübsches Lied wider das Interim, das uns zugesandt ist worden, freundlich zuschicken, daraus demnächst Euer Lieb allerlei Gutes sehen und befinden werden, und so wir's besser gehabt hätten, wollten wir's Euer Lieb auch gerne mitgetheilt haben [1]).“ Ein anderes erhielt der Herzog

1) Schreiben der Gräfin Elisabeth von Henneberg an den Herzog Albrecht von Preußen. Dat. Münden Donnerst. nach Laurentii 1549, im geheim. Archive zu Königsberg.

von Melanchthon, dem es der berühmte Veit Dietrich aus Nürnberg zugesandt hatte. Ueberhaupt war die Verbreitung solcher Spottlieder und Pasquille durch fliegende Blätter theils im Druck, theils in Abschriften so allgemein, daß man oft zwei, drei und mehre Exemplare derselben zusammen findet.

Der Hauptgrund dieser allgemeinen Verbreitung solcher Schriften war ohne Zweifel das lebendige und rege Interesse, welches man an Fürstenhöfen, unter den Geistlichen und Gelehrten, überhaupt in allen Ständen und im ganzen Volke an ihrem Inhalte nahm und nehmen mußte, denn er berührte meist die allerwichtigsten Verhältnisse des kirchlichen und politischen Lebens; er betraf nämlich:

I. Die Kirche und das gesammte Kirchenwesen, und zwar:

a. Die katholische Kirche und ihr Wesen im Allgemeinen.

b. Den Papst, den römischen Hof und die höhere Geistlichkeit.

c. Die Concilien, besonders das Concilium zu Mantua.

d. Das augsburgische Interim.

II. Den Kaiser und sein Streben wider die deutsche Freiheit.

a. Die Fürsten und verschiedenen Stände des Reiches als des Kaisers Anhang.

Um diesen Inhalt und den Geist und Charakter dieser Schriften näher kennen zu lernen und daraus dann selbst beurtheilen zu können, welches allgemeine Interesse sie erwecken und wie bedeutend sie auch ihrerseits auf die Fortentwicklung der Reformationssache, sowie überhaupt auf die ganze Volksstimmung und Volksmeinung in Deutschland einwirken mußten, ist es nothwendig, Einzelnheiten aufzuführen, weil aus ihnen eben der Geist und das Charakteristische dieser Schriftgattung am klarsten hervortritt. Wir finden am zweckmäßigsten, dabei die soeben erwähnte Eintheilung ihres Inhaltes zum leitenden Faden dienen zu lassen [1]).

I. Die Kirche und das gesammte Kirchenwesen, und zwar:

a. Die katholische Kirche und ihr Wesen im Allgemeinen.

Die katholische Kirche, schon im funfzehnten Jahrhundert durch freiere Ansichten über Religion und

1) Es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß es bei dieser Abhandlung nicht Absicht gewesen ist, die überaus reiche Sammlung der lateinischen und italienischen Pasquille in der bereits erwähnten Ausgabe der Pasquillorum Tomi duo für obige angedeutete Gegenstände zu benutzen, sondern wir uns hier nur auf deutsche Pasquille, Spottlieder u. s. w. beschränken.

Kirchenthum und durch kräftige Angriffe auf ihre Mängel und Gebrechen, auf die sündhafte Ausartung und Unwissenheit des Klerus aufs Mächtigste erschüttert, hatte in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts einen Sturm zu bestehen, der, wie die Katholiken angstvoll bejammerten und die Protestanten freudig hofften, ihr den völligen Untergang und Umsturz drohte. Selbst die mächtigsten Häupter der Welt, der Papst, der Kaiser, die Könige schienen sie nicht mehr retten zu können, oder zum Theil, durch andere Interessen getrieben, auch nicht retten zu wollen. So stand sie wie eine hülflose Waise da, flehte jammernd um Beistand in ihrer Noth und fand ihn nirgend in rechter Kraft und Art. Dieser ihr Zustand ward zum Grundgedanken eines satyrisch-spöttischen Dramas gelegt, welches zuerst in Paris im J. 1540 aufgeführt und dort auch verfaßt, nachmals aber auch in Deutschland viel verbreitet wurde. Wir wissen darüber Folgendes:

Auf einem weiten freien Platze in Paris waren mit großer, königlicher Pracht acht Zelte aufgerichtet, deren erstes den Namen, Titel und die Insignien des Papstes, das zweite die des Kaisers, das dritte die des Königs von Frankreich, und die übrigen die der Könige von Portugal, Schottland, Dänemark, England und des römischen Königs an sich trugen, das des Letztern von den andern etwas entfernt aufgestellt.

Es versammelte sich eine ungeheure Volksmenge, voll Erwartung, was geschehen werde. Da erscheint eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit, mit einem weiten, schneeweißen Kleide geschmückt, von neun ehrwürdigen und angesehenen Männern begleitet, die, wie ihr Alter und die Klugheit ihres Blickes zeigen, die Räthe der Jungfrau sind. Der Jungfrau Name, auf ihrem Kleide aufgezeichnet, heißt: Christliche Kirche. Aus tiefster Brust laut aufseufzend, den jammernden, verzweiflungsvollen Blick gen Himmel richtend, ruft sie in hoffnungsloser Klage aus: Also ist Keiner unter den Sterblichen auf Erden, der sich im mindesten um mich kümmert und sich meiner erbarmt? Läßt sich Keiner finden, der mich durch Unglück und Trübsal so schwer Niedergebeugte durch Rath und Hülfe retten möchte? Ach, schon droht mir, von allem Beistand, von allem Schutz und Schirm verlassen, der gänzliche Untergang. O ich Unglücklichste aller Unglücklichen! So fährt sie in den jammervollsten, herzzerreißendsten Klagen und Seufzern über ihr trostloses Schicksal fort, sodaß eine Brust von Stein hätte erweichen müssen.

Da treten ihr, der hoffnungslos Weinenden, jene neun ehrwürdige Greise mit Trost zur Seite: sie dürfe noch nicht den Muth verlieren, noch gebe es in der Welt viele mächtige Fürsten, zu deren Hülfe sie Zuflucht nehmen könne, und wenn nichts Anderes, so

dürfe sie doch immer erwarten, geneigte Gesinnungen bei ihnen zu finden; an ihrem Rathe dürfe sie noch nicht verzweifeln. Gott habe sie ja auch vordem noch niemals verlassen. Die Jungfrau nimmt den Trost der Alten an und fragt: von welchem unter den Fürsten sie denn meinten, daß er um Hülfe anzusprechen sei, denn seit langen Zeiten von Jahrhunderten lehre die Erfahrung, daß, je mächtiger die Fürsten gewesen, um so weniger hätten sie ihr irgend welchen Schutz gewährt. Es erwidern die Alten: da ist in der Nähe der heiligste Vater, der Papst; wendet euch an den, verlanget von ihm Hülfe und Schutz, er kann und darf der christlichen Kirche seinen Beistand nicht versagen, denn ihr ganz allein verdankt er ja alle Ehre, die er empfängt, alles Ansehen und was er überhaupt auf Erden besitzt, denn das Alles hat er ja nur mittels der Kirche erlangt.

Alsbald schreitet die schöne Jungfrau, von den Greisen begleitet, auf des Papstes Zelt zu und klopft an. Es läßt sie Niemand ein; sie klopft abermals und nochmals und immer wieder. Endlich nach langem Hinhalten wird sie, jedoch nur mit Mühe, Schwierigkeiten und Unwillen vor den Papst zugelassen. (Die Zelte waren nämlich künstlich so eingerichtet, daß, wenn sie geöffnet wurden, sie nach allen Seiten hin übersehen werden und nichts den Augen der Zuschauer entgehen konnte.) Da sah man den heiligen Vater

Papst in vollem Glanze und in aller seiner Glorie sitzen, in der rechten eine Schere führend, in der Linken ein Stück Purpur haltend, woraus er Cardinalshüte zuschnitt. Die Jungfrau fällt zu Füßen und trägt dem Papste mit demüthig bittendem Blick ihr Anliegen vor, erwähnt in langer und schöngesetzter Rede der ganzen Reihe ihrer Trübsale und Bedrängnisse und bittet endlich flehentlich um seinen Schirm und Beistand. Allein der Papst fertigt sie kurz mit den ungütigen Worten ab: Du siehst es doch wol selbst, daß ich jetzt keine Zeit habe; ich muß mich mit andern Dingen beschäftigen, die mir mehr Geld und mehr Gewinn bringen. Gehe von dannen, suche anderer Leute Hülfe, von mir kannst du sie nicht erhalten.

Da geht die Jungfrau, durch solche Antwort erschreckt, schnell hinweg, voll Trauer und Betrübniß, Gott das schwere Unrecht klagend, daß selbst Der ihrer nicht einmal achte, der alle seine Ehre, all sein Ansehen nur von ihr erhalten, daß ihr jetzt alle Hoffnung entschwunden sei, obwol sie vorher schon fast sicher gewußt habe, daß es ihr also ergehen werde. Ihre Räthe erwidern: sie müsse sich lieber an den Kaiser wenden. Sie folgt dem Rathe und begibt sich an des Kaisers Zelt. Nach leisem Anklopfen wird sie eingelassen; man sieht den Kaiser zwischen zwei Priestern sitzen, in der Hand ein Orarium oder, wie sie

es nennen, ein Paternoster haltend, Alle im Gebete begriffen. Nachdem die Jungfrau auch hier ihr Anliegen vorgebracht und demüthig um Hülfe gefleht, gibt ihr der Kaiser durch Kopfnicken zu verstehen, daß sie sich entfernen solle, sie kurz mit den Worten bescheidend: er müsse sich jetzt mit Gebet beschäftigen.

Also wendet sich jetzt die Jungfrau auf der Alten Rath gegen das dritte Zelt, das des Königs von Frankreich, und wird sofort eingelassen. Sie findet den König im Bette liegen, auf der einen Seite einen Arzt, der ein Uringlas in den Händen hin- und herdreht und beschaut, auf der andern einen Chirurg, der ein Pflaster streicht. Der König antwortet der Jungfrau auf ihre Bitte um Hülfe: er habe gnug zu thun mit Wiederherstellung seiner Gesunhheit, die er nicht vernachlässigen dürfe; ihre Hoffnung auf Hülfe von ihm könne er nicht erfüllen. Darauf begibt sich die Jungfrau weiter zum vierten Zelte, des Königs von Portugal, den sie von allen Seiten mit einer großen Zahl von Säcken voll Pfeffer, Zimmet, indischen Gewürzen, Muskatennüssen, Gold und Geld umstellt findet. Sie ruft auch ihn um Hülfe an. Allein er antwortet: Ich bin eben jetzt mit unzähligen Geschäften beladen und kann mich nicht weiter mit größeren belästigen lassen. Du mußt bei Denen Beistand suchen, die mehr geeignet sind, ihn dir zu lei-

sten. Weiter geht jetzt die trauernde Jungfrau zu des Königs von Schottland Zelt; da findet sie aber nur zwei große Männer, die einen Knaben in der Wiege hin= und herschaukeln, und da sie sieht, daß bei dem königlichen Kinde keine Hoffnung auf Hülfe sei, so geht sie sofort von dannen. Als nun die Trostlose zum Zelte des Königs von Dänemark gelangt, nimmt sie zwei ehrbare Männer wahr, die an einem Tische sitzen, worauf eine Krone und ein Scepter liegen. Auf der Jungfrau Frage: wo sich der König befinde? erwidern sie: wir wissen nicht, ob er noch lebt oder unter den Todten ist. So muß auch hier die Arme ohne Hoffnung scheiden. Da sie sich hierauf nach der Alten Rath zum Zelte des Königs von England wendet, sieht sie, als es sich öffnet, den König zwischen zwei Frauen im Bette liegen. Erstaunt über die Unsittlichkeit und mit Schamröthe übergossen, wirft sie die Thüre zu und eilt von dannen.

So findet die Jungfrau nirgend Beistand, nirgend Schutz, nirgend Rath; trostlos versinkt sie in ihre Wehklagen zurück, Thränen überströmen ihr Antlitz und unter schweren Seufzern bricht sie in die Worte aus: Also stehe ich nun verlassen am Abgrunde meines Verderbens! — Jeder, der ihr Wehklagen hört, wird tief davon erschüttert. Selbst ihre alten weisen Räthe geben nun fast alle Hoffnung auf.

Doch endlich, nachdem die Jammerklage der Jungfrau geendigt, nahen sie sich ihr mit dem tröstenden Worte: noch sei ein König übrig, ihnen zwar unbekannt, aber man müsse doch auch ihn noch um Hülfe ansprechen. Während sie noch also berathen, ertönt eine Stimme: er heiße Ferdinand und werde der christlichen Kirche Hülfe leisten. Da sehen sie, sich hin und her wendend, in der Ferne noch ein Zelt stehen. Obgleich die Jungfrau die Besorgniß äußert, man werde bei schon einbrechender Abendzeit dem Könige ungelegen kommen, so sprechen die Räthe doch Hoffnung ein. Der Weg wird angetreten; das Zelt wird erreicht. Sie finden den König bewaffnet und geharnischt an einem Tische sitzend, in Nachdenken und Sorgen versunken. Die Jungfrau redet ihn an, trägt ihr Anliegen vor und bittet auch ihn um Hülfe, nicht ohne Erwähnung der unwürdigen Art, wie alle andern Könige sie abgewiesen. Da antwortet ihr der König: er wolle es sich nicht zu schwer sein lassen, ihr Hülfe zu gewähren; er sei bereits in Waffenrüstung, nur fehle ihm das nöthige Geld zur Kriegsführung. Die Jungfrau erwidert: Geld könne ja wol der Kaiser geben, in dessen Besitz Inseln seien, die alle voll Gold strotzten.

Während aber dort Beide noch über Aufbringung des nöthigen Geldes berathen, vernimmt man Posaunen-, Trompetenschall und Flötenton, dazwischen den

Gesang eines Sängerchors. Alles kommt in volle Bewegung. Keiner weiß, was es bedeuten soll. Da sieht man endlich den Kaiser, von seinen Räthen umgeben, rasch auf des Papstes Zelt losgehen; er zieht ihn heraus, zwingt ihn zu einem Tanze mit ihm und mattet ihn im Herumwalzen dermaßen ab, daß der heilige Vater endlich wie todt zur Erde stürzt. Ebenso geschieht dann mit den Königen von Frankreich und Portugal. Auf der Räthe Ermahnung will dann der Kaiser auch mit den Venetianern den wilden Tanz beginnen. Diese indessen, vor ihm auf die Knie fallend, bitten flehentlich: er möge Gnade haben und ihres Alters schonen, sie würden ihm forthin Alles gern zu Gunsten thun. Darauf dringen die Räthe von Neuem in ihn, auch mit dem Könige Ferdinand und dem von England den Tanz zu wagen, oder er müsse allein die Hochzeitskosten und den Unterhalt der Sänger und Spielleute bezahlen; sonst werde es ohne Zweifel der tanz- und vergnügungslustige König von England thun u. s. w.

So endigte das begonnene Trauerspiel zuletzt in wilder Lust; aber die schmerzensvolle Jungfrau war ohne Hülfe und Schutz geblieben. Das Ganze ruht, wie man sieht, auf dem geschichtlichen Zustande der Zeit und hebt die eben nicht rühmlichen Bestrebungen und Richtungen der wichtigsten europäischen Monarchen hervor; es war dabei, wie berichtet wird, auch

mit vielen vortrefflichen Sentenzen und Nutzanwendungen, die auf die damals obwaltenden stürmischen Zeitereignisse berechnet waren, durchwebt. Wir haben nur noch die Skizze des Ganzen. Allein, so lustig das Spiel selbst geendigt, so traurig waren seine Folgen. König Franz von Frankreich, dessen Ehre im Spiele dadurch am meisten an den Pranger gestellt war, daß man darin sogar seine von der schönen Advokatenfrau zu Lyon aufgelesene giftige Krankheit öffentlich zur Schau gebracht hatte [1]), war darüber so erzürnt, daß er Alles aufbieten ließ, die Verfasser und Urheber des Spieles zu ermitteln. Fünf derselben, die man schuldig befand, wurden in die Seine gestürzt und ersäuft. Aber um so mehr erregte nun das Spiel auch Aufsehen im Auslande, zumal in Deutschland; denn wo konnte es mehr Anklang finden als bei den deutschen Protestanten? — In Deutschland jedoch waren es weniger die katholische Kirche und ihr Wesen im Allgemeinen, als vielmehr insbesondere

b. der Papst, der römische Hof und die höhere Geistlichkeit,

welche in Pasquillen, Spottliedern und Schmähschriften, bald mit Witz und satyrischer Laune, bald mit

1) S. Herrmann, Franz der Erste, König von Frankreich, S. 362—363.

bitterstem Zorn und tiefstem Ingrimm, oder mit einer Verachtung, die aus dem Innersten der Seele entquoll, in ihrem sittlichen Unwesen, ihrer sittlichen Entartung, ihren unlauteren Gesinnungen und Leidenschaften, ihrer Geldgier, Herrschsucht, Unzucht, Unmäßigkeit und überhaupt in ihrer ganzen Unsauberkeit im Denken und Handeln, Wollen und Streben dem Volke zur Schau gestellt wurden. Auf sie entlud sich in solchen Schriften im vollsten Maße Alles, was nur irgend eine Seele glühend von Haß, Erbitterung, Ingrimm, unversöhnlicher Feindschaft und tiefster Verachtung irgendwie auszusprechen vermag, gleich als hätte sich dies Alles Jahrhunderte lang durch Bann und Interdict, durch Scheiterhaufen und Kerker niedergehalten und zurückgedrängt im vollen Maße sammeln sollen, um nun mit einem Male sich über Rom und seine Priesterschaft wie im wildesten Strome zu ergießen. Doch auch hier spricht sich wieder die germanische Volksnatur in ihrer Eigenthümlichkeit aus. Es ist nicht sowol feine Satyre, spitziger Witz und pikanter Spott, worin sich der deutsche Pasquill am meisten gefällt, sondern er wählt am liebsten, wie auch Luther that, das kräftigste Donnerwort seines glühendsten Zornes, die derbsten Schläge seines Grimmes, Ausdrücke des vollsten Ergusses seiner Verachtung, um dem deutschen Volke das wahre Wesen und die wahre Natur der Römlinge in ihrer Entsittlichung

und Verworfenheit zum Abscheu und Schreckniß vorzustellen. Es ist der lutherische Haß und der lutherische Feuerzorn, der auch hier laut wird und aufbraust, wenn es gilt, den dummstolzen, lüsterngierigen, scheinheiligen Pfaffengeist mit der Derbheit deutscher Kraft zu züchtigen. Hatte doch schon Pasquill, der Römling, unter den Päpsten Alexander VI, Julius II, Leo X und Hadrian VI über deren Heiligkeiten so witzig und beißend gespottet [1]), daß der Letztere ihn und seinen Fraggesellen zur Strafe in die Tiber stürzen lassen wollte. Nur der abmahnende Rath des spanischen Ambassadeurs, Herzogs von Sessa, rettete sie Beide vom Untergange [2]). Und dennoch schwiegen sie nicht, denn auch Clemens VII blieb von Pasquills Sarkasmen nicht verschont [3]), und auf seinen Nachfolger, Paul III, haben wir einen nach der Melodie Te Deum laudamus abgefaßten Wechselgesang zwischen Pasquill und Marforio, der vielleicht das Stärkste

1) Man findet diese Pasquille zahlreich in der Sammlung: Pasquillorum Tomi duo.

2) Die Histoire des Papes T. IV. p. 437 erzählt dies nach *Flechier*, Hist. du Card. Ximenes L. VI. p. 814.

3) Pasquille auf Papst Clemens VII in: Pasquillor. Tomi duo p. 11. 47.

enthält, was je in solcher Form gegen einen Papst gesagt worden ist [1]).

Pasquill in Deutschland stand dem Römling an Freimüthigkeit nicht nach, an Schärfe des Tadels, an Derbheit im Schmähen und durch vollen Erguß seines tiefsten Hasses übertraf er ihn noch. Er wählte hierzu die mannichfaltigsten Formen. So wird in dem schon erwähnten „neuwen Römischen Pasquillus von dem Bapst, seinem Reych und seinem Stul" u. s. w. der ganz entartete und verwilderte Zustand des alten Kirchenregiments, seines Hauptes, des Papstes, und der gesammten römischen Klerisei als eine erfüllte Weissagung der Bibel hingestellt. Da heißt es: von des Papstes Gewalt sei in Erfüllung gegangen das prophetische Wort Daniel's (C. 8. V. 23—25.): Nach diesen Königreichen, wenn die Uebertreter überhand nehmen, wird aufkommen ein frecher und tückischer König, der wird mächtig sein, doch nicht durch seine Kraft. Er wird es wunderlich verwüsten und wird ihm unterliegen, daß er es ausrichte. Er wird die Starken sammt dem heiligen Volke verstören. Was

1) Dieser Pasquill, mit dem Titel: Pasquilli et Marphorii Hymnus in Paulum Tertium Pontificem Maxim., quem alternatim Romae cecinerunt, factus ad numerum: Te Deum laudamus, befindet sich als fliegendes Blatt im geheimen Archiv zu Königsberg.

ferner der Papst und seine Glieder an der Kirche verwirkt, sei durch Jesaia (C. 6. V. 10) geweissagt und erfüllt: Verstocke das Herz dieses Volkes und laß ihre Ohren dick sein und verblende ihre Augen, daß sie nicht sehen mit ihren Augen, noch hören mit ihren Ohren, noch verstehen mit ihren Herzen und sich bekehren und genesen. Eine „Abconterfeiung des Papstthums" habe schon Hiob (C. 15. V. 4 u. f.) gegeben, wenn er spricht: Deine Missethat lehret deinen Mund also und hast erwählet eine schalkhafte Zunge. Dein Mund wird dich verdammen und nicht ich; deine Lippen sollen dir antworten u. s. w. Ueber den Fall des Regiments Roms und seiner Priesterschaft sei erfüllt des Jesaia Weissagung (C. 21. V. 9): Siehe, da kommt Einer (Luther), der fährt auf einem Wagen, der antwortet und spricht: Babel ist gefallen, sie ist gefallen und alle Bilder ihrer Götter sind zu Boden geschlagen; und des Jeremia's Wort (C. 51. V. 6—9): Fliehet aus Babel, damit ein Jeglicher seine Seele errette, daß ihr nicht untergehet in ihrer Missethat. Denn dies ist die Zeit der Rache des Herrn, der ein Vergelter ist und will sie bezahlen. Der goldene Kelch zu Babel, der alle Welt trunken macht, ist in der Hand des Herrn. Alle Heiden haben von ihrem Weine getrunken; darum sind die Heiden so toll geworden. Wie plötzlich ist Babel gefallen und zerschmettert! Heulet über sie u. s. w.

Dieser Abfassung entsprechen meist auch die Holzschnitte, womit die Pasquille auf fliegenden Blättern häufig ausgestattet sind. Wir begnügen uns beispielsweise nur mit der Beschreibung eines derselben, weil sie sich mit einigen Veränderungen öfter wiederholen. Einer der beliebtesten war der eben auf dem erwähnten Pasquill vorkommende: eine auf einem siebenköpfigen Drachen reitende Frauensperson, die babylonische Hure, mit prächtigem Kopfschmucke (den Papst darstellend), in der Rechten den goldenen Kelch Babels hoch emporhaltend, das Unthier mit einem langen, in die Höhe stehenden, nackten, fetten Schwanze, die Füße mit scharfen Krallen versehen; so reitet die stolze Dirne einigen Männern im Kriegsmantel und Helmen entgegen, von denen Einer, wie aus seiner prächtigen, diademartigen Kopfbedeckung zu schließen ist, der Kaiser sein soll. Den Pasquill beschließt ein anderer Holzschnitt: eine Stadt (Rom, das neue Babel) im vollen Brande, ihr zur Seite drei Männer im Priestergewande, der Eine, vor dessen Füßen ein aufgeschlagenes Buch (vielleicht die Bibel) liegt, vor Entsetzen die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, der Andere sich vor Schrecken und Jammer die Haare zerreißend, der Dritte, seitwärts stehend, staunend und betend. Auf einem dritten Holzschnitte stürzt sich der wilde Drache mit der Dirne ins höllische Feuer, das aus der Erde hervorströmt. Am Him-

mel stehen zwei reitende Heere zum Kampfe widereinander im Anzuge. Das eine Bild hat die Umschrift:

Der Papst saßt sich an die höchste Statt,
Darum ihn Gott gestürzet hat,
Weil er uns bracht um Leib und Seel,
Ist sein Urtheil im höchsten Quäl.
Ihr Bauch, ihr Gott, bringt sie in Noth.
Martin Schrot.

Auf einem andern lautet die Deutung:

Bei dieser Figur nehmet wahr,
Ursach alles Kriegs erfahr.
Die roth Babylonisch Hur
Macht aller Welt Aufruhr,
Mit Silber, Gold zuwege bringt,
Dadurch viel großer Herrn zwingt.
Alles Kriegs ein' Ursach ist
Des Teufels Kind, der wahr' Entchrist.

Uebrigens kommt diese biblische Auffassung des Zustandes der Zeitverhältnisse in Pasquillen öfter vor; sie war durchaus zeitgemäß und ging zugleich mit aus der Richtung der Zeit selbst hervor [1]). Auf die Bibel

1) Ein solcher aus lauter biblischen Stellen componirter Pasquillus Germanicus, in quo causa praesentis belli attingitur etc. wird auch von Strobel, Beiträge zur Literatur des 16. Jahrh. B. I. St. 1. S. 202 angeführt.

hatte Luther in Glaube und Lehre hingewiesen; für nichts waren die Gegner der alten Kirche empfänglicher als für Hinweisungen und Beweise aus der Bibel. An Weissagungen aus der heiligen Schrift, zumal aus den Büchern, zu deren Verständniß man Deutungen suchen mußte, band sich schon ein alter Glaube; natürlich also, daß auch Pasquill dies Alles benutzte, um die Gemüther seiner Zeitgenossen für seine Wahrheiten zu gewinnen, denn er selbst war ja in der nämlichen Richtung der Zeit befangen.

Der deutsche Pasquill wählt ferner mitunter auch die Form der Parodie[1]; er parodirte bald Stellen aus den Evangelien, bald das Vater-Unser, das Benedicite, das Gratias, das Ave Maria u. s. w., grade wie der Landsknecht das Vater-Unser auf seine Weise oder wie man dasselbe Gebet auf die Geschichte des Herzogs Ulrich von Würtemberg parodirte. In dieser Form fand unter Anderm z. B. auch folgende parodirte Glaubensformel ums J. 1543 in Deutschland vielen Beifall, welche sich zugleich mit auf den damals weit und breit bei den Protestanten verhaßten und angefeindeten Herzog Heinrich von Braunschweig

1) Aehnliche Parodien von historischen Volksliedern, z. B. das Vater-Unser des Herzogs Ulrich bei Soltau a. a. O. S. 241; oder das bekannte Vater-Unser der Landsknechte.

bezog: Ich glaube, daß der Papst ein Vater, Förderer und Vertheidiger aller Lügen und Bosheit sei, und daß Heinz von Braunschweig sein einiger Sohn sei, der empfangen ist vom bösen Geist, gelitten unter dem Kurfürsten von Sachsen und Landgrafen zu Hessen, gemartert und geplagt und verjagt, in der dritten Nacht abgeritten von Wolfenbüttel, aufgefahren gen Rom, da er sitzet zur rechten Hand seines Vaters, des Papstes, von dannen er kommen wird mit Mordbrennen, Verrätherei und aller Untreu und Büberei, zu richten Alle, die wider seinen Willen gethan und ob Gott will noch thun werden. Ich glaube, daß der Bischof von Mainz der leibhaftige Teufel sei, der da schwöret und wehret, daß die heilige Kirche durch Gottes Wort nicht erquickt werde. Ich glaube, daß der Papst, Heinz und der von Mainz drei Personen und Ein gottlos Wesen seien, die doch nicht glauben an Auferstehung des Fleisches und von Wolfenbüttel ein ewiges Anwesen daselbst und nach diesem Leben in eine Badstube, da macht man's kalt und warm, wie es Einer haben will. Amen! — Eine ähnliche Parodie finden wir in einem fliegenden Blatte, betitelt: „Der Papisten Handbüchlein fleißig zu merken und heymlich zu lesen, damit es die Leyhen, denen der Papst die Heilige Schrift zu lesen verbotten hat, nicht erfahren. Mit D. M. L. (Luther's) Benedicite für den Papst und seine Schuppen. Gedruckt und

vollendet zu Rom durch den Pasquillum." Der erste Theil dieser Schrift, den man ein satyrisches Krebsbüchlein nennen könnte, indem alle christlichen Gebote, besonders die für die Bischöfe, Pfarrer und andere Geistliche, grade in ganz verkehrtem Sinne aufgestellt werden, ist mit wenig Geist und Geschmack abgefaßt; es fehlt zu sehr an Witz und Salz, als daß die im Katechismus-Ton gestellten Fragen und Antworten viel Interesse erregen könnten. Etwas besser gelungen ist das erwähnte Benedicite: Aller Raben Augen warten auf dich, Papst, daß du ihre Speise werdest in kurzer Zeit. Du thust auf deine milde Hand und stiehlest Alles, was dir wohlgefällt; der Galgen ist dein Reich, dazu das Rad in Ewigkeit. Darauf folgt das Gratias: Dank dir, Papst, der Teufel, daß du bist so greulich, denn deine Lügen und Morde währen ewiglich, und hast uns Alle gespeiset mit Gift und höllischem Feuer; du hast nicht Lust am christlichen Glauben noch Leben, sondern hast Lust an Allen, die Gott lästern und schänden.

Pasquill tritt ferner in seinen Spottliedern zuweilen auch als imposanter Geschichtserzähler auf. Die Bibel und Geschichte brachen vor Allem zur Reformationszeit die Macht des Papstes und den Bau der Hierarchie zusammen; sie verwehten den Dunst der päpstlichen Heiligkeit und das Gewölk pfäffischer Heuchelei. Die Bibel stellte die Lehren hin: wie ein

Statthalter Christi hätte handeln und wandeln sollen, und die Geschichte lehrte: wie er in den Jahrhunderten gehandelt und gewandelt. Doch diese ernstere geschichtliche Form wählt Pasquill seltener; er greift oft lieber Tagesgeschichten auf und richtet sich an ihnen mit Witz und Laune Waffen zu, um damit gegen seine Gegner zu Felde zu ziehen. Wir wählen aus dieser Gattung seiner historischen Auffassungen ein im J. 1543 gedrucktes und zur Zeit vielgelesenes Spottlied aus, welches den Titel führt: „Ein wahrhafftige Historie pon zweyen Mewßen, so die Pfaffen im Hüttenberge bei Wetzfalar haben verbrennen lassen, darum das sie ein Monstrantzen-Sacrament gefressen haben." Der spaßige Ernst dieses Spottgedichts ist in der That sehr erquicklich. Es kommt dem Verfasser offenbar darauf an, die Sinnlosigkeit und Absurdität eines Theiles des katholischen Ritus an den Tag zu ziehen, die scheinheilige Wichtigkeit einiger Kirchengebräuche der Altgläubigen zu persifliren und dabei die Unwissenheit, Völlerei, Zuchtlosigkeit und den unsittlichen Wandel der katholischen Geistlichen überhaupt zur Schau zu stellen [1]). Und die Ausführung ist ihm in der That sehr gelungen; weshalb wir uns um so

---

1) Dies gibt zum Theil auch schon das dem Liede voranstehende Argumentum sequentis historiae zu verstehen:

mehr eine nähere Mittheilung des Inhaltes erlauben. In einer Vorrede schildert er zuerst die Gegend, wo seine großwichtige und seltsame Geschichte sich ereignet. Wenn man ins Hessenland gehen will, links von Butzbach, wo man sich nach Wetzlar wendet, liegt beim Hüttenberg ein Dorf, Rechtenbach genannt, nicht fern von Wetzlar, wo „sich eine That begab, so lange die Welt gestanden hat, dergleichen nicht geschehen ist". Nachdem der Dichter dann die Wahrheit seiner Erzählung verbürgt, leitet er diese näher mit den Versen ein:

Es ist am Tag, wie man bisher
  Mit mancher falschen, tollen Lehr
Die Christenheit verführet hat.
  Der Papst hat allen Gottes-Rath
Verworfen, und durch List und Tück
  Dafür aufbracht manch Schelmen-Stück.
Dafür das Papstthum seinen Lohn
  Empfangen wird, und hat ihn schon;
Denn seine Lehr schier jedermann
  Als einen Gräuel speiet an,
Wie er denn ist der recht' Entchrist,
  Der zukünftig verkündet ist.

Magna sacerdotum fuerat dementia quondam,
  Stulta fides specie religionis erat.
Nam struxere pyras captivis Muribus, ipsos
  Credentes Christi corpore posse frui.

Statthalter Christi hätte handeln und wandeln sollen, und die Geschichte lehrte: wie er in den Jahrhunderten gehandelt und gewandelt. Doch diese ernstere geschichtliche Form wählt Pasquill seltener; er greift oft lieber Tagesgeschichten auf und richtet sich an ihnen mit Witz und Laune Waffen zu, um damit gegen seine Gegner zu Felde zu ziehen. Wir wählen aus dieser Gattung seiner historischen Auffassungen ein im J. 1543 gedrucktes und zur Zeit vielgelesenes Spottlied aus, welches den Titel führt: „Ein wahrhafftige Historie von zweyen Mewßen, so die Pfaffen im Hüttenberge bei Wetzfalar haben verbrennen lassen, darum das sie ein Monstrantzen-Sacrament gefressen haben." Der spaßige Ernst dieses Spottgedichts ist in der That sehr erquicklich. Es kommt dem Verfasser offenbar darauf an, die Sinnlosigkeit und Absurdität eines Theiles des katholischen Ritus an den Tag zu ziehen, die scheinheilige Wichtigkeit einiger Kirchengebräuche der Altgläubigen zu persifliren und dabei die Unwissenheit, Völlerei, Zuchtlosigkeit und den unsittlichen Wandel der katholischen Geistlichen überhaupt zur Schau zu stellen [1]). Und die Ausführung ist ihm in der That sehr gelungen; weshalb wir uns um so

1) Dies gibt zum Theil auch schon das dem Liede voranstehende Argumentum sequentis historiae zu verstehen:

mehr eine nähere Mittheilung des Inhaltes erlauben. In einer Vorrede schildert er zuerst die Gegend, wo seine großwichtige und seltsame Geschichte sich ereignet. Wenn man ins Hessenland gehen will, links von Butzbach, wo man sich nach Wetzlar wendet, liegt beim Hüttenberg ein Dorf, Rechtenbach genannt, nicht fern von Wetzlar, wo „sich eine That begab, so lange die Welt gestanden hat, dergleichen nicht geschehen ist". Nachdem der Dichter dann die Wahrheit seiner Erzählung verbürgt, leitet er diese näher mit den Versen ein:

Es ist am Tag, wie man bisher
Mit mancher falschen, tollen Lehr
Die Christenheit verführet hat.
Der Papst hat allen Gottes-Rath
Verworfen, und durch List und Tück
Dafür aufbracht manch Schelmen-Stück.
Dafür das Papstthum seinen Lohn
Empfangen wird, und hat ihn schon;
Denn seine Lehr schier jedermann
Als einen Gräuel speiet an,
Wie er denn ist der recht' Entchrist,
Der zukünftig verkündet ist.

Magna sacerdotum fuerat dementia quondam,
Stulta fides specie religionis erat.
Nam struxere pyras captivis Muribus, ipsos
Credentes Christi corpore posse frui.

Ja, die dem Papstthum noch hoffiren,
  Die thun's drum, daß sie nicht verlieren
Den Nutzen, den sie von ihn han,
  Sie sehen sonst den Papst nit an.
Wer hätt's sich immer mehr versehen,
  Daß solchs dem Papstthum sollt geschehen!
Dies war der falschen Lehr' auch ein',
  Davon ich schreiben will, allein
Das Brot, darüber hat gehaucht
  Ein Pfaff und Gottes Wort mißbraucht,
Das ward von jedermann genennt
  Ein hochwürdiges Sacrament.

Der Dichter setzt dann die Ordnung auseinander, welche Christus selbst im wahren Sacramente festgestellt habe, und eifert stark gegen den Misbrauch, der mit solcher Ordnung von den Pfaffen getrieben werde, wenn sie z. B. das geweihte Brot mit der Monstranz in Procession im Felde umhertrügen. Solche wider Gottes Ordnung handelnde Pfaffen seien ganz und gar verblendet. Hierauf beginnt Pasquill seine Erzählung selbst. Im obgenannten Dorfe nämlich hätten vor Kurzem der Pfarrer und Glöckner in Erfahrung gebracht, daß in ihrer Kirche das Sacrament verschwunden sei. Von Schrecken und Angst überfallen und höchst besorgt wegen der einstigen Strafe in schwerer Höllenpein seien sie am Morgen nach der schrecklichen Entdeckung zu etlichen Pfarrern der Nachbarschaft umhergelaufen, ihnen das fürchterliche

Ereigniß zu erzählen. Alle von Angst und Entsetzen ergriffen,

Sie dachten hin, sie dachten her,
  Durch wen der Schad' geschehen wär'.
Es kam dahin, daß man schier wollt'
  Den schnöden Jüden geben Schuld;
Wie man dermaß vor etlich Jahr'n
  Ein' solch Tragödie hatt' erfahr'n.
Zuletzt ein Priester gab den Rath,
  Dem man so bald gefolget hat.
Man stellet ins Monstranzen-Haus
  Ein' Mäusfall; da fing man eine Maus.
Man nahm dieselb' gefänglich an,
  Als die den Schaden hätt' gethan.
Sie lag aber nicht lang allein;
  Des andern Tags fing man noch ein'.
Und dachten die geistlichen Väter:
  Sie hätten nun die Uebelthäter.

Pasquill erzählt nun weiter: Zu Klein-Dentalum (wahrscheinlich einem Dorfe in jener Gegend) sei jetzt ein Concilium versammelt worden, um über die Mäuse Gericht zu halten. Bei Aufzählung der Theilnehmer an diesem Mäuse-Concilium, bei der er sehr lange verweilt, gibt er eine Schilderung des damaligen sittlichen und religiösen Zustandes und Lebenswandels der Landpfarrer, die mit zu den interessantesten Partien des Gedichtes gehört. Sie eröffnet uns manchen, freilich traurigen Blick in die zuchtlose Lebensart und

tiefe moralische Gesunkenheit der katholischen Landgeistlichen jener Zeit. Wir wollen nur in einigen Stellen Pasquill darüber reden hören, wie es damals in den niedern Kreisen der katholischen Geistlichkeit aussah. Einer der Pfarrherren hieß

Swinhardus Tobenhofen,
Der konnt' ein Buch sehen hinterm Ofen;
Wenn er die Brill setzt auf die Nasen,
Sah er ein'n Esel an für'n Hasen,
Einen weißen Hund für'n Müllerknecht,
Ein'n schwarzen Raben für ein'n Specht,
Und hatt' von wegen seiner Kunst
Bei all'n sein'n G'nossen große Gunst.

Dann führt Pasquill einige andere auf, gleichsam als Repräsentanten der herrschenden Zuchtlosigkeit:

Witzelinus Blinzelmaus,
Zu Belmoth hielt Derselbig' Haus
Und hatt' eine Dirne zu Ehe genommen;
Die mußt' da wieder von ihm kommen,
Verließ sie mit ein'm solchen Schein
Und sprach: es könnt' keine Ehe nicht sein,
Nimmt sich der römischen Kirche an
Und will wieder beim Papstthum stan.
Die Kirch' heißt Malignantium
Und haßt das Evangelium.
Der arme Esel und große Thor
Hält jetzt sein Eheweib für ein' Hur,
Und rechnet's ihm (sich) zu größrer Ehr,
Dann wenn er sonst ein Ehemann wär'.

Das hat ihm seine Kirch gelehrt,
Siehe, also fein ist er bekehrt;
Gleich wie ein' Sau, der nach der Schwemm
Der Koth wird wieder angenehm,
Und wie ein Hund wird wieder satt
Von dem, das er gespeiet hat.
Ein kluger Jüd war sein Gesell,
Sammt welchem er führt in die Höll
Den Bauch-Abt Abluf (Fulda) bei der Nacht,
Die zween han das zu Weg gebracht.
Sie werden nit lang bleiben aus
Und fahr'n auch in das finster Haus.
Es hieß auch einer Hypostates,
Der that all' Wochen zehen Meß
Und gab drei Meß all' Wochen drein,
Das konnt' ein frommer Meßpfaff seyn.
Da stund um ihn die ganz' Gemein
Und er fraß und soff doch allein.
Mittlerzeit ging der Reuterknecht
Zu seiner Hure, das war nit recht.
Wenn dann der Pfaff kam heim getrollt
Und mit der Hure viel pochen wollt,
So nahm sie ihn flugs bei dem Haar,
Zerrauft' ihm seinen Kopf so gar,
Und macht' ihm oft eine neue Platt',
Daß er oft sieben Platten hatt'.
Wann schon der Pfaff beim Bischof nit
Gewesen wär', so konnt' doch sie
Ihm solche große Platten machen,
Daß ihm der Hals davon mocht krachen.

Diese und ähnliche Schilderungen der damaligen Lebensweise der Pfaffen scheinen mit ein Hauptzweck des Spottliedes gewesen zu sein. Der Verfasser führt deshalb noch eine große Reihe von Namen der Theilnehmer am Mäusegericht auf, die meist höchst barbarisch klingen, um, wie es scheint, auch darin das Rohe, Ungebildete und Ungeschliffene der Geistlichen mit zu bezeichnen. Ob alle diese Namen ihre besondere satyrische Beziehung haben, ist zweifelhaft; manche aber deuten offenbar auf Völlerei, Freß- und Sauflust, Bauchdienerei, Unzucht und Unwissenheit hin. Vielleicht mochte man damals die einzelnen Bezeichneten in diesen Namen auch wohl erkennen. — Nach Aufzählung der zu Dentalum Anwesenden berichtet Pasquill, wie gesetz- und ordnungswidrig man im Mäuseconcilium bei der gerichtlichen Verurtheilung der beiden angeblichen Verbrecher verfahren sei. Der Erzpriester Schlaudrant, „ein überaus gelehrter Bacchant," hält als Scharfrichter im Concilium „eine lange Oration", verstattet aber den Mäusen keinen Patron; ja, der Proceß geht so formlos vor sich, daß sich die Verbrecher nicht einmal verantworten dürfen. Sie werden nicht gefragt, ob sie auch Ja dazu gesagt. Zeugen werden ebenfalls nicht abgehört. Kurz, „die gelehrten, klugen, weisen Herren" beschließen ohne Weiteres als gerichtliches Urtheil: Sie wollten die Mäuse nicht leben lassen

Von wegen vermeinter Ketzerei.
Viel Laien stunden auch dabei,
Die mußten mit den Pfaffen rasen,
Schlaudrant hieß sie das Feuer aufblasen.
Die Hüttenberger alle kamen
Und trugen Holz und Stroh zusammen.
Schlaudrant der sprach: sie müssen dran!
Da zünden sie den Holzhauf an,
Und sind die Mäus' also verbronnen.
Die Pfaffen waren so unbesonnen,
Daß über solchen begangnen Mord
Den Mäusen nie kein tröstlich Wort,
Auch nie kein Crucifix han gereicht.
Dazu seyn sie gestorben ungebeicht.
Von dieser That wegen Schlaudrant
In vielen Landen ward bekannt.

Endlich schilt Pasquill auf die pfäffische Gewissenlosigkeit, mit der man in so hochwichtigen Dingen verfahren. Es könnten ja Unschuldige des Feuertodes gestorben sein;

Wie, wenn etwan ein' ander Maus
Hätt' in dem Sacramenten-Haus
Aus Andacht sich communicirt?
Denn Conjectura nichts probirt.

Pasquill versichert an mehren Stellen, daß Alles wirkliche Thatsache sei und die ganze Geschichte bei Wetzlar fürwahr sich so ereignet habe. Dies ist auch nicht unglaublich, denn im J. 1548 fiel etwas Aehnliches in Paris vor, obgleich es dabei nicht zu einem

solchen Proceß kam. Auch dort hatte in der St. Marienkirche eine Maus eine Hostie gefressen. Man brach im Schrecken den Altar ab und hob den ganzen Fußboden auf, um den Verbrecher zu ergreifen. Alles vergebens. Es wurden daher, um Gott wieder zu versöhnen, feierliche Processionen veranstaltet und dabei ein wunderthätiges Marienbild an den Ort getragen, wo die That geschehen war, bis ein einbrechendes großes Ungewitter die Feierlichkeit unterbrach und die Pfaffen auseinandertrieb [1]). Daß aber unser Pasquill bei der Schilderung der damaligen katholischen Geistlichkeit die Farben nicht eben zu stark aufgetragen habe, ersieht man, sobald man andere Charaktergemälde von den Priestern der katholischen Kirche aus jener Zeit betrachtet, wie sie z. B. in dem „New Lyed von den Falschen Predigern" aus den Jahren 1520 bis 1522 aufgestellt werden [2]).

Ferner hören wir unsern Pasquill über den damaligen Zustand Roms, des römischen Hofes, über den Papst und das Wesen und Treiben der höheren Geistlichkeit in Rom oft auch in der Form des Dia-

---

1) Der Berichterstatter fügt hinzu: Vera scribo. Vidi ipse meis oculis processiones et locum etiam seu sacellum eius templi remque ex sacerdotibus et aliis quam pluribus diligentissime perquisivi.

2) Das Lied steht bei Soltau a. a. O. S. 251.

logs nach seiner Weise sprechen. Für Rom selbst, seine alte Vaterstadt, nimmt er zuweilen Partei; den Papst dagegen und dessen Hof züchtigt er immer mit aller Schärfe [1]). Die unterredenden Personen im Dialoge wählt er nach seiner Laune und Gelegenheit aus. Bald unterhält sich der Papst mit dem Teufel, bald sind es Narren, Herolde, Bauern, Pfaffen, Bürger, Landsknechte, Papst, Cardinäle, Bischöfe und Fürsten, durch die er seine Dialoge belebt, so in dem „frischen Combißt, vom Bapst und den seinen, etwann über Teutschlandt eingesaltzen" [2]). In diesen Dialogen legt er es darauf an, entweder blos gesprächsweise das sittliche Unwesen, wie es damals in Rom herrschte, an den Tag zu stellen und darüber nach Amt und Pflicht die Wahrheit zu verkündigen, oder er mischt auch hier ins Gespräch Spott und Satyre ein und zieht mit Hohn und Persiflage gegen das alte entartete Kirchenwesen zu Felde.

1) So sucht Pasquill z. B. in dem satyrischen, witzigen Echo, einem Gespräch zwischen Pasquill und der Stadt Rom bei Sastrow B. I. S. 283 ff. die Stadt wegen der vom Kaiser drohenden Kriegsgefahr zu beruhigen. Aber seine letzte Frage: Estne autem illi (Papae) obediendum? beweist, daß er auch hier antipapistisch erscheint.

2) S. Strobel Beiträge zur Literat. u. s. w. B. I. St. 1. S. 198.

In einem Pasquill der erstern ernstern Art, betitelt: „Ain wahrhafftiges Büchlein erklerend, was List die Römer brauchen mit Creiren viler Cardinäl, auff das sy alle Bistumb deutscher Land under sich bringen", tritt Pasquill in der Gestalt eines Jakobsbruders, d. h. als Pilgrim, auf, der nach Sanct Jakob di Compostella in Spanien wandern will [1]). Ueber diesen Entschluß zur Auswanderung kommt er mit einem gewissen Cirus, der ihn um die Ursachen seines Auswanderns aus Rom befragt, ins Gespräch. Als eine der Hauptursachen, die ihn aus seiner Vaterstadt hinwegtrieben, führt er zuerst den Umstand an: seine in vieljährigen Diensten zu Rom gehegte Hoffnung, endlich auch einmal zu etwas zu kommen und etwas zu gewinnen, sei jetzt gänzlich geschwunden, und zwar wegen der großen Zahl der Cardinäle, jetzt ein so hungriges und armes Volk, „daß etliche den Cardinalshut, so sie eines andern bedürfen, kaum zu kau-

1) Wir haben dieses interessante Pasquill sowol in lateinischer als deutscher Sprache. In ersterer, in der es ursprünglich geschrieben zu sein scheint, steht es in der Sammlung: Pasquillorum Tomi duo p. 178; in deutscher Sprache, in die es wahrscheinlich gleichzeitig übersetzt wurde, besitzt die königliche Bibliothek zu Berlin ein Exemplar im alten Druck, welches ich durch die Güte des Herrn Geh. Raths und Prof. Wilken erhalten habe.

sen haben, ja so arm, daß ihr Gesinde sich kaum des Hungers erwehren kann. Um sich in ihrer Armuth Rath zu schaffen, reißen sie die Pfründen an sich, auch den allergeringsten, den stellen sie nach und verschlucken sie; was bleibe da ihm noch für Hoffnung übrig?" Cirus gibt ihm den Rath, nicht zu eilig wegzuziehen; es gebe noch einen Weg, wie seine Hoffnung erfüllt werden könne. „Wenn du Geld hast", sagt er ihm, „und dir der Beutel voll ist, so würdest du in kurzer Zeit nicht nur eine, sondern viele Pfründen genießen können, denn hier werden zu dieser Zeit die Pfründen nicht anders denn andere Waaren verkauft." Das habe ich lange gewußt, erwidert Pasquill, wenn ich viel Pfennige hätte, daß ich nicht allein Pfründen, sondern Gott, die Sacramente, das Himmelreich, ja, den Papst selbst kaufen könnte, denn diese Dinge sind zu Rom alle feil, und ist ein Gespött und gemeines Sprichwort: wie die Würze zu Venedig in Apotheken, also mag zu Rom auch Gott und was Gott zusteht, verkauft werden.

Als eine andere Ursache seines Wegziehens aus Rom führt Pasquill an, doch nur in ganz vertraulicher Mittheilung (denn laute Meldung der Wahrheit sei in Rom eine Sünde wider den heiligen Geist, die weder hier noch in künftiger Welt vergeben werden könne), das Lügen, Betrügen und Meineidschwören, wovor, wie es jetzt in Rom geschehe, sogar den

Thieren grauen müßte. Dabei kommt Pasquill auch auf die Betrügereien, die beim Baue der Peterskirche vorgingen, den er daher auch ohne Aerger und Grimm nicht mehr ansehen könne. Er belehrt zuerst den Cirus, wie viel Geld schon Julius II in der ganzen Christenheit gesammelt gehabt zum Aufbau, dieses kostbaren Tempels, fürwahr so viel, wo er solches (wie er verheißen) an dieses Werk gelegt, er hätte nicht allein dies, was du siehst, sondern drei oder vier der allerköstlichsten Kirchen davon gebaut. Das ist es auch, fährt er dann fort, was ich klagend beweine und mich betrübt, daß ein solches unmäßiges Geld und der Armen Blut und Schweiß überall, in allen Winkeln der ganzen Welt zusammengebracht ist, um Paläste damit zu bauen und Freunde damit reich zu machen; denn ich will nur die Wahrheit sagen, mit welcher List das allereinfältigste Völklein (das über dem Gebirge wohnt) betrögen worden. Alle Tage sind bei dem Eingange der St. Peterskirche viele Steinmetzen beschäftigt; aber was sie am Tage arbeiten, das führen sie bei Nacht heimlich zum Palast de Medicis; also wandern die Steine bei der Nacht und ist gewisser als gewiß, habe das auch selbst erkannt, daß nicht der tausendste Theil zu diesem Baue angelegt ist; denn sieh nur an, was die Observanzer Barfüßer-Mönche aus ihren Beuteln herzugetragen haben (wie die ganze Welt glaubt) oder was aus dem Ge-

winne der Gnaden und des Ablasses (wie sie vorgeben) erobert worden — mehr als achtzigtausend Gulden! Wer sollte nicht erschrecken? Wer könnte das mit Gleichmuth ertragen? Darum, mein lieber Freund, ich ziehe hinweg, damit meine Augen solche Betrügerei hinfort nicht mehr sehen.

Pasquill kommt darauf auch auf die am römischen Hofe herrschende Geldprellerei, zuerst durch das Creiren der großen Zahl von Cardinälen, deren vor Kurzem an einem Tage einunddreißig geschaffen worden seien, alles demüthige Creaturen des Papstes, die ihm zusammen die Summe von 500,000 Gulden eingebracht hätten, so dankbar seien diese Creaturen gegen ihren Schöpfer; — und doch habe der Papst sie belogen und betrogen, denn er habe versprochen gehabt, nur einige wenige Cardinäle zu creiren und diese dann auch hinreichend mit guten Pfründen versorgen zu wollen. Erstaunt aber hätten sie selbst ihre große Zahl wahrgenommen und sich um ihr Geld geprellt gefunden. Nun seien jedoch diese verarmten Creaturen auf einen andern Gedanken gerathen, wieder zu Geld zu kommen. „Der Türke", schreien sie, „der Türke droht uns, ja allen christlichen Menschen, mit schwerer Gefahr; wird dem nicht mit tapferer Hülfe begegnet, so ist's um die ganze Christenheit geschehen!" Das sei, sagt Pasquill, wieder eitel Betrug und Prellerei, womit sie sich durch die Einfalt des

unerfahrenen Volkes in ihrer Geldbedrängniß zu helfen suchten; denn unter sich hätten die Cardinäle schon ausgemacht: wenn diese Türkensteuer, die unter dem Namen des zehnten, zwanzigsten, fünfzigsten Pfennigs und der Cruciate dem christlichen Volke auferlegt werden solle, in Rom zusammenfließe, so solle dann Keiner von ihnen mehr arm sein. Cirus wirft indeß das Bedenken ein: die Gefahr vor den Türken könne doch nicht ganz ungegründet sein; das Geschrei, daß die Türken drohten, gehe doch durch die ganze christliche Welt; er selbst habe den Päpst mit der ganzen römischen Geistlichkeit gar andächtig in offener Procession gehen, Thränen vergießen gesehen und seine Seufzer gehört, woraus abzunehmen sei, daß der Papst und die Cardinäle ernstlich gemeint seien, solchen Türkenzug auszuführen. „Solche Träume", antwortet Pasquill, „magst du dir vorsagen, mich überreden sie nicht. Sag an, ist dem Papste wirklich ein solcher Zug wider die Türken im Sinne, warum haben denn die Cardinäle, die zu Rom wohnen, eine so gar übermäßig große Köstlichkeit, eine so große Menge goldener und silberner Kleinode und Hausgeräthe, einen solchen Haufen von Pferden und Maulthieren, daß ihnen zuweilen die ganze Tiberbrücke zu klein ist?" — So führt Pasquill das Gespräch über die gemeine Geldgier des römischen Hofes noch weiter fort und erwähnt endlich dabei auch der Annaten als

der vierten Ursache, die ihn aus Rom hinwegtreibe, da er es vor Zorn und Aerger in der sündhaften Stadt nicht mehr aushalten könne. Er wolle daher jetzt zum heiligen Jakob gehen und diesem seine Klagen über die obwaltenden Misbräuche vorbringen.

Nicht in so ernstem Tone gehalten ist ein anderes Pasquill, ein sarkastisch-witziger Dialog zwischen dem Papste und dem Teufel, unter dem Titel: „Pasquillus. New Zeyttung vom Teuffel", im J. 1546 gedruckt [1]). Der Papst ist Paul III, über den sich Pasquill so oft mit seinen Sarkasmen und seiner satyrischen Laune ergießt, was zum Theil in der Persönlichkeit dieses Papstes lag, denn „er war ein Weltkind, so gut wie irgend ein Papst vor ihm" [2]), zum Theil aber auch mit den Zeitverhältnissen, in die er einwirkte, zusammenhing. Daher sind häufig auch die Pasquille, die sich auf Paul beziehen, für seine Zeitgeschichte ebenso lehrreich als interessant. Auch dieses Pasquill nimmt unmittelbar Rücksicht auf die Geschichte seiner Zeit, besonders des genannten Jahres 1546. Dies deutet es sogleich im Anfange durch einige Verse an, worin der Hauptinhalt des Dialogs zusammengefaßt ist:

---

1) Auch Strobel a. a. O. S. 203 erwähnt seiner.

2) Ranke, Die römischen Päpste B. I. S. 237.

Wie neulich der Papst und sein Gesell,
Der oberst' Satanas aus der Höll,
Von ihrer Gesellschaft und diesem Krieg
Sprach gehalten, und wem sie den Sieg
All' beid' herzlich gern gönnen wollten,
Darin die Reichsständ' auch hart gescholten,
Drum daß sie sich stellen zur Gegenwehr
Wider den Kaiser mit großem Heer,
Wie auch der Papst nur eines Dings besorgt,
Satan dagegen auf etwas horcht.
Dem Papst soll sein' Sorg g'wiß werden wahr,
Dem Satan sein' Hoffnung fehlen gar.

Der ganze Charakter dieses Pasquills spricht sich als wahre satanisch-satyrische Laune aus, indem der Teufel sich auf die ergötzlichste Weise damit amüsirt, den Papst mit Spott und Hohn über seine Heiligkeit zum Besten zu haben. Dabei weiß ihm Satanas mit wahrer teufelischer Pfiffigkeit und Schlauheit von Schritt zu Schritt eine Schwäche, eine Sünde und einen Makel nach dem andern so meisterhaft logisch zu demonstriren, daß Seine Heiligkeit, durch die Teufelslist gefangen, meist selbst sich ins Bekenntniß ergeben und gestehen muß, er sei wirklich ein solcher Erztaugenichts, wie der Teufel ihn schildere, und Satanas freuet sich dann, daß er noch einen Gesellen und Mitgenossen seiner Natur und seines Wesens in der Welt habe. Mit diesem Gedanken hebt Pasquill seine Satyre an. Der Papst schreit Ach und Wehe,

ist in höchster Verzweiflung, was er in seinem Unglück thun soll, und wünscht jammernd und wehklagend sich seinen getreuen Cardinal Campegius herbei. So begegnet ihm der Teufel. Glück zu! Papst, mein guter Gesell, ruft er ihm zu, was fehlt dir, daß du so wehkläglich schreist? Der Papst erwidert: Wie? Wer bist du, daß du mich so frevelhaft deinen Gesellen nennst? Ich habe keinen Gesellen auf dieser Erde. — Der Teufel will ihn nun näher darüber belehren; allein der Papst fährt brausend auf: Halt's Maul! Was gesellst du viel? Meinst du, ich sei ein Mensch wie andere Leute, die Gesellen haben? Du weißt, wiewohl Kaiser Karl großmächtig ist, so hat er doch seines Namens den türkischen Kaiser zum Gesellen, desgleichen haben alle Könige und Potentaten ihres Namens Gesellen; ich aber habe gar keinen, denn es ist außer mir kein Papst weiter auf Erden; darum halt's Maul, das rath' ich dir! — Der Teufel läßt sich jedoch nicht einschrecken und antwortet ruhig: Liebster Paul, obgleich ich mit Namen nicht Papst heiße, so bin ich doch dein guter Geselle! Auf des Papstes Befragen: wie er das denn meine? fährt er fort: Du weißt doch, daß es eine Gesellschaft heißt, wenn erstens zwei oder mehre Gesellen sind, die einerlei Willen, Sinn und Gemüth haben, für's Andere, die gleiches Standes, Handels und Handwerks sind, wie Kaufleute, die mit gleicher Waare handeln,

oder Handwerker, welche gleiche Handwerke treiben u. s. w., die Alle nennt man doch Gesellschafter. Papst: Ja, Lieber, das ist wohl wahr; aber wie reimt sich das auf mich und dich? Teufel: Ich will dir's recht deutlich sagen, sofern du selbst mir die Wahrheit bekennst. Papst: Ja, warum nicht? Sage nur du auch die Wahrheit grade heraus und mache nicht viel Umstände. Teufel: Wohlan! so höre nur zu, ich will dir gar nichts verbergen. Siehe, das ist mein Wille, Sinn und Gemüth, daß ich Gott und allen göttlichen Werken, Willen und Geboten herzlich feind bin, sonderlich dem Ehestande, aller Zucht und Ehrbarkeit; in Summa, ich bin allem Dem feind, was Gottes Geboten gemäß ist. Für's Zweite bin ich ein Freund und Liebhaber aller Abgötterei und falschen Gottesdienstes, ja, ich liebe und lobe vor allen Dingen falsche, verführerische Lehren, Lügen, Mord und Unzucht; besonders gefällt mir herzlich wohl der sodomitische Greuel, der denn bei dir und deinen Cardinälen zu Rom und anderswo allgemein ist. Für's Dritte und Letzte, ich wollte, daß gar kein Gott wäre. ja, daß Gottes Wort sammt der wahrhaften christlichen Kirche von Grund aus ausgerottet würde. Nun sag an, lieber Papst Paulus, was wolltest du? — Der Papst, auf diese Weise vom Teufel gezwungen, ein offenes Geständniß abzulegen, wird sehr ängstlich und schaut umher, ob Niemand in der Nähe sei, der es

etwa hören könnte. Der Teufel sucht ihn darüber zu beruhigen, und nachdem er vom Papste zur größten Verschwiegenheit ermahnt ist, tritt dieser mit dem Bekenntnisse hervor: Ich sage wahrlich, ja noch tausendmal wahrlich und glaube es auch, daß du mir ins Herz gesehen hast, denn Alles, wie es mir gründlich im Herzen und zu Sinnen ist, hast du grade so getroffen, wie ein guter Schütze das Schwarze in der weißen Scheibe trifft. Jubelnd antwortet jetzt der Teufel: Siehst du nun, da du mir das bekennest, so bist du ja mein Geselle, denn wir haben alle Beide gleichen Willen, Sinn und Gedanken. — Der Papst gibt dies jetzt in gewisser Hinsicht zu; doch will er zuvor wissen, wie der Mann heiße, mit dem er geistig so nahe verwandt sei. Der Teufel indeß will seinen Namen anfangs nicht nennen und antwortet blos: Hast du meiner so bald vergessen? Ich bin ja allwege dein heimlicher Rath und bester Geselle gewesen, besonders in deinem Concilium zu Trident, und auch jetzt bei Anschürung dieses Krieges in deutscher Nation u. s. w. Da der Papst nicht abläßt, ihn um Angabe seines Namens zu bitten, so sagt endlich der Teufel: Ich schäme mich meines Namens keineswegs; ich bin Beelsebub, der Oberst über alle Teufel. — Da schrickt der Papst gewaltig auf, heißt den Satan sich von dannen packen, will von ihm als seinem Gesellen durchaus nichts mehr wissen, er müsse ihm denn

gründlichere Beweise über ihre gegenseitige Gesellenschaft liefern. Der Teufel ist auch dazu bereit, und zwar will er sie aus der Bibel nehmen. Nein, nein, schreit der Papst erschrocken auf, nenne mir nur die Bibel nicht, denn eben die Bibel hat mich in all mein Unglück gebracht. Nun gut, so will ich dir's aus dem Kartenspiele beweisen, erwidert der Teufel, und der Papst ist damit ganz zufrieden.

Das vom Teufel gemeinte Kartenspiel ist das sogenannte Karnöffelspiel. Um ihn aber in seinem versprochenen Beweise genau verstehen zu können, muß ich mir erlauben, über dieses im sechzehnten Jahrhundert in Deutschland ebenso allgemein beliebte als bekannte und weit verbreitete Spiel eine nähere Auseinandersetzung vorauszuschicken, zumal, da es auch zugleich eine historische Bedeutung hat und in gewisser Hinsicht eine Art von historischem Zeitspiegel bildet, indem die obersten Potentaten der damaligen Welt darin gewissermaßen ihre Rolle spielten, ja in gewisser Beziehung, möchte ich sagen, die ganze Weltgeschichte darin repräsentirt war; weshalb auch der Teufel selbst von ihm sagte: es sei gewiß von einem scharfsinnigen Kopfe gleichsam als eine Prophezeiung erfunden worden.

Soviel sich darüber hat ermitteln lassen, spielten in diesem Spiele eine bedeutende Zahl von Karten, die alle eine historisch-politische Bedeutung hatten. Die

erste derselben hieß der Karnöffel, wovon auch das Spiel seinen Namen hatte. Entstanden war dieser Name aus Cardinal, welche Benennung das gemeine Volk in Karnöffel verdrehte, wie man spottweise in Deutschland im gemeinen Leben damals häufig die Cardinäle nannte. Die Karte hieß aber auch der Untermann, weil, wie man es erklärte, die Cardinäle die Untermänner oder Knechte des Papstes seien, da dieser sich selbst als servus servorum bezeichnete. Nach einer andern Deutung repräsentirte der Karnöffel den Landsknecht. Er war im Spiele die mächtigste Karte, denn sie stach alle übrigen. Die zweite, dritte, vierte und fünfte Karte waren vier Kaiser; sie stellten (nach Daniel C. 7) die vier Weltmonarchien dar, in die man damals noch das ganze Bereich der Weltgeschichte eintheilte. Die zweite Karte oder der erste Kaiser galt nach dem Karnöffel am meisten und stach alle andern Kaiser, Könige, Obermänner u. s. w., weil er die erste Monarchie, nämlich das babylonische oder assyrische Reich, vorstellte, welches so gewaltig gewesen, daß es der Prophet Daniel ein goldenes Haupt nennt. Diesem zunächst stand an Geltung die dritte Karte oder der zweite Kaiser, die zweite Monarchie, die der Perser darstellend, mit silberner Brust und silbernen Armen; dann die vierte Karte oder der dritte Kaiser, das Reich der Griechen repräsentirend, Bauch und Lenden von Erz, und endlich die fünfte Karte oder

der vierte Kaiser, das damalige römische Reich bedeutend, nach Daniel mit eisernen Zähnen und ehernen Schenkeln und Füßen. Wie die Reiche auf der Erde eins nach dem andern an Macht und Geltung abgenommen und wie auch Gold, Silber, Erz und Eisen an Werth abnehmen, so auch die vier Kaiser im Karnöffelspiele im Stechen einer nach dem andern. In der fünften Karte oder dem letzten Kaiser fand man damals den letzten eben regierenden Kaiser, weil er eben auch Karl der Fünfte hieß. Im Spiele nannte man diese Karte auch „das erwählte Taus". Ihm standen zunächst in der sechsten Karte der Papst und in der siebenten der Teufel. Die sechste Karte hieß, wie man glaubt, deshalb der Papst, weil das Spiel zur Zeit Alexander VI in Gebrauch gekommen sei oder doch seine politische Bedeutung erhalten habe. Sie galt mehr als die Kaiser und stach diese folglich auch, sowie überhaupt alle andern Karten, nur mit Ausnahme des Karnöffels; eine sichtbare Anspielung auf die Allgewalt des Papstes. Nur der Karnöffel stand noch über ihm, weil er, der Papst, stets in den Händen und im Einflusse der Cardinäle, „wol auch mitunter von ihnen vergiftet und zum Schalk geworden war". Die siebente Karte, der Teufel, war eine Freikarte; die böse Sieben galt daher als „teufelsfrei" und konnte weder von den Kaisern, noch

vom Papste oder vom Karnöffel gestochen werden; nur in gewissen Fällen scheint ihn dieser gestochen zu haben. Die Acht, Neun und Zehn im Karnöffel-Spiele repräsentirten die Drei dem Kaiser untergeordneten weltlichen Stände, die Zehn den Adel, die Neun den Bürger- und die Acht den Bauernstand; nur diese drei Karten konnte der letzte Kaiser stechen, denn so weit war seine (Karl V) Macht und Geltung gemindert, daß er nur diese drei geringsten Kartenblätter noch unter sich hatte. Außerdem figurirten im Spiele noch Könige und Obermänner oder Reisige, die vom ersten Kaiser gestochen wurden, vom vierten (oder der fünften Karte) aber nicht; wohl aber konnten sie ihn stechen. Wie es scheint, repräsentirten diese Könige und Obermänner zum Theil auch die Türken und andere Heiden, die dem römischen Reiche seit Menschengedenken schon manches Stück Land abgestochen hatten. Endlich spielte im Karnöffel-Spiele auch noch der „faule Fritz" mit. Er stach die Zehn, Neun und Acht. Seine Deutung fand er in den „faulfräßigen Mönchen", die sich von Habe und Gut des Adels, Bürgers und Bauern ernährten, oder in den Domherren, die der Könige, Fürsten und Herren Güter verzehrten und verpraßten. Dies sind jedoch im Ganzen nur die bedeutungsvollsten Karten, die im Spiele die Hauptrollen hatten, denn über-

haupt wurde es mit 48 besonders dazu verfertigten sogenannten Karnöffelkarten gespielt [1]).

Aus diesem Kartenspiele beweist nun der Teufel dem Papste, der von der Bibel durchaus nichts hören will, daß sie Beide Gesellen seien. Die Sechs und Sieben, Papst und Teufel, ständen auch hier nebeneinander; der Papst aber stehe ihm voran, weil er

1) Das Meiste, was hier über das Karnöffelspiel gesagt ist, habe ich aus den mir zur Hand seienden Pasquillen selbst entnommen. Die alte Abhandlung von Spangenberg wider die sieben Böse ins Teufels Karnöffelspiel, Eisleben 1562, habe ich nicht erhalten können. Adelung im Wörterbuche u. d. W. leitet den Namen des Spiels von dem niederdeutschen Worte Karniffeln, Karnüffeln oder Karnöffeln ab, welches so viel als durchprügeln, stark schlagen oder stoßen bedeute. Diese Herleitung möchte jedoch sehr zweifelhaft sein, denn wahrscheinlich kommt dieses niederdeutsche Wort eben erst von dem Namen des Spieles her, und so möchte die in einem Pasquill selbst gegebene Ableitung von dem in der Volkssprache üblichen Ausdruck Karnöffel für Cardinal wol die richtigere sein. Scherz, Glossar. German. s. h. v., hat über das Spiel eine Stelle, worin es heißt: „Jetzt so hat man Spiel, heißet der Karniffelspiel, karniffelius, da sind alle Dinge verkehrt; die Drei stechen einen Obern, die Vier den Untern; sechs stechen einen König, und so schlägt man um, jetzt so ist ein Laie Kaiser, darnach so wird ein anderer Laie Kaiser, wie es das Glück gibt."

noch weit ärger sei als der Satan. Diese Grobheit nimmt Jener etwas übel und will nicht begreifen, wie er ärger sein könne als der Teufel selbst; worauf ihm dieser auch hierüber einen so bündigen Beweis liefert, daß es der Papst zugeben muß, jedoch bittet, es ja nicht dem Kaiser und dem römischen Könige zu sagen, weil diese ihm sonst abtrünnig werden würden. Einen andern Beweis, daß sie beide Gesellen seien, nimmt der Teufel daraus her, daß im Karnöffel-Spiele immer ein Kartenblatt das andere steche; nur von ihnen Beiden, Teufel und Papst als Gesellen, steche Keiner den Andern. Aber wie kommt's denn, fragt endlich der Papst, daß ich Alles stechen kann, ohne den Karnöffel, und daß du selbst kein Blatt stichst? Und der Teufel antwortet: Warum hat der Schmidt die Zange? Wenn ich selbst alle Bosheit ausrichten wollte, so bedürfte ich deiner und deiner Plattenträger nicht!

Das Gespräch kommt darauf auf den „Erzketzer Martin Luther" und auf dessen (wie der Papst es nennt) Schandbüchlein: „Warnung D. Martini Luther an seine lieben Deutschen. Wittenberg 1531." Der Papst ist in größten Sorgen, dieses Büchlein, das ihm bereits so ungeheueren Schaden gebracht, möchte jetzt wieder neu aufgelegt werden. Zwar habe ich, sagt er, und meine Cardinäle, Bischöfe, Aebte, Domherren und Geistlichen durch ganz Deutschland

dasselbe aufkaufen und verbrennen lassen, sodaß ich hoffe, es solle nicht ein einziges Exemplar mehr vorhanden sein. Allein wenn noch eins wäre und die beiden erzketzerischen Fürsten von Sachsen und Hessen es inne würden, so weiß ich, sie lassen es zu Tausenden drucken, denn sie haben eine Druckerei im Lager. Potz Mönch, ruft da der Teufel aus, potz Nonnentröster, o guter Kerl, spare ja kein Geld, lasse durch ganz Deutschland forschen, wo noch eins vorhanden wäre, daß es aufgekauft und verbrannt würde, denn Luther hat darin dir und deinem Anhange alle eure Schalkheit, Bösewichtstücke, Mord, Diebstahl und unerhörte sodomitische Greuel aufgedeckt, und dieweil du mein guter Geselle bist, wollte ich dir die übermäßige Schande nicht gönnen, denn man hat's vor funfzehn Jahren nicht geachtet, sondern für ein loses Geschwätz nur obenhin gelesen ohne alles Nachdenken. Jetzt aber würde man sehen, daß es im Grunde eine wahrhafte Prophezeiung wäre. — Das bringt den Papst noch mehr in Sorgen; er kommt daher am Schlusse des Gespräches noch einmal auf dieses für ihn so verderbliche Büchlein zurück, fort und fort jammernd, daß, wenn es jetzt noch mehr bekannt werde, ihm dann auch der letzte Rest von Reputation zu Grunde gehen müsse. Leider sei das Büchlein auch so spottwohlfeil, es koste höchstens drei Kreuzer, und bei einer neuen Auflage, wenn eine Vorrede dazu

komme, etwa einen Batzen; es wäre besser, wenn ein Exemplar drei bis vier Kronen koste, so könnten's doch die armen Tropfe nicht bezahlen und es käme nicht unter das Volk. Endlich bringt der Teufel das Gespräch noch auf die arglistige Betrügerei, mit der der Papst den Kaiser wegen Vertilgung der lutherischen Ketzerei hintergehe. Selbst dem Teufel ist es zu arg, wie der Papst den Kaiser belügt und betrügt; er ruft endlich aus: Ach du frommer, o du armer und elender Kaiser; sollst du so diebisch und verrätherisch durch das heillose, geschmierte Ottergezücht betrogen werden, daß du wider Gott im Himmel fechten willst? O kehre um, Karl, kehre um, du bist betrogen. O Karl, Karl, wenn du wüßtest, was ich weiß! — Der Papst, in schrecklichster Angst, der Teufel werde ihn dem Kaiser verrathen, will jetzt entlaufen; denn nachdem ihn dieser immer tiefer bis zu seines Gleichen herabgewürdigt, und der Papst Alles, was Sünde, Greuel und Laster heißt, auf sich genommen hat, kann ihn der Teufel selbst nicht mehr achten und spielt ihm mit seiner satanischen Laune immer ärger mit. Da ruft er dem Papste, als dieser ihm entlaufen will, noch die Worte nach: Wart! wart! ich will dir zu guter Nacht noch einen Reim mitgeben, den merk' auch im Latein und sprich: Du seist bei mir zur Schule gewesen:

Das ewig brennend höllische Feuer,
O tu mala bestia!
Glimm dir an deinem End' zu Steuer,
Tibi soli, o papa!
Amen! Solches geschehe dir noch heuer,
Cum sociis tuis, Paula!"[1])

Endlich bindet sich Pasquill in seinen satyrischen Ergüssen mitunter weder an die poetische, noch an die dialogische Form, sondern straft und züchtigt die Gebrechen und Mängel seiner Zeit in einzelnen Sätzen mit witzigspöttischer Laune. Wir erwähnen aus dieser Gattung eines in Deutschland damals sehr bekannten Pasquills, welches die römische Trinität oder Trias Romana hieß und zugleich auch auf den damaligen sittlichen und religiösen Zustand Roms einen inter-

1) Andere Spottlieder auf den Papst und die römische Geistlichkeit noch weiter anzuführen, möchte überflüssig sein. Es gibt deren noch eine große Zahl. Wer Lust hat, eins der bessern noch näher kennen zu lernen, mag bei Soltau in der erwähnten Sammlung S. 268 lesen: „Ein neues Lied vom Antichrist zu Rom und seinen Aposteln" u. s. w. vom J. 1523; andere findet man bei Wolff in der angeführten Sammlung S. 64 u. f. Unter den prosaischen Spottschriften möchte hier vorzüglich zu erwähnen sein des satyrischen Gesprächs: „Die kranke und sterbende Messe", bei Strobel, Neue Beiträge zur Literatur des 16. Jahrh. Bd. I. St. 2. S. 25 ff.

essanten Blick gewährt. Wir erlauben uns nur einige Sätze daraus auszuwählen: [1])

Drei Dinge halten Rom in Würde: Heiligthümer, Papst und Ablaß.

Drei Dinge bringt man gewöhnlich von Rom: Böse Gewissen, böse Magen, leere Seckel.

Drei Dinge findet man zu Rom in allen Gassen: Heilige Stätte, zerbrochene Säulen und liederliche Dirnen.

Drei Dinge sind zu Rom im Brauche: Fleischliche Lust, köstliche Kleider und Verachtung.

Drei Dinge sind wohlgekleidet zu Rom: Pfaffen, Maulesel und Huren.

Drei Dinge hat Rom vor aller Welt voraus: Alte Gebäude, den Papst und Geiz.

Drei Dinge sieht man selten zu Rom: Altes Geld, den Papst und Demuth.

Drei Dinge sind groß zu Rom: Herren, Schälke und Steine.

Drei Dinge zieren Rom: Krumme Gassen, alte Fenster und keine Ordnung.

Drei Dinge glaubt man zu Rom nicht: Unsterblichkeit der Seele, Auferstehung der Todten und die Hölle mit dem Teufel.

---

1) Das Pasquill steht deutsch in der Sammlung Pasquillorum Tomi duo p. 271.

Drei Dinge haßt man zu Rom: Patronatsrecht, freie Wahl und daß die Deutschen noch einen Pfennig haben.

Drei Dinge sind Rom leid: Der Fürsten Einigkeit, des Volkes rechter Verstand und Erkenntniß ihrer Büberei.

Drei Räuber über alle Räuber sind zu Rom: Pergament, Wachs und Blei.

Drei Dinge hält man für wahr zu Rom: Der Römer Heiligkeit, der Welschen Weisheit und der Deutschen Dummheit.

Drei Waaren gibt es, womit man zu Rom handelt: Christus, geistliche Lehen und Weiber.

Drei Dinge will Jedermann zu Rom haben: Kurze Messen, gute Münze und bon tempo.

Drei haben dieses geschrieben: Ernst, Noth und Wahrheit.

Eine andere Gattung von Pasquillen und Spottschriften betraf, wie wir bereits früher bemerkten,

c. die Concilien, besonders das zu Mantua.

Die Concilien in Spott- und Schmähliedern zu besingen und den auf ihnen waltenden Geist mit der Geißel der Satyre zu züchtigen, war schon im gläubigeren Mittelalter nicht ungewöhnlich. So haben wir jüngst ein solches Lied kennen gelernt, welches

das Concilium zu Kostnitz zum Gegenstande hat [1]). Zur Zeit der Reformation regte vorzüglich das Concilium zu Mantua den Widerwillen und die Erbitterung der Protestanten durch die Tendenz, die der Papst dabei im Auge hatte, in nicht geringem Grade an. Der Papst Clemens VII war inmitten der Verhandlungen über die Berufung einer Kirchenversammlung, auf der die wichtigsten Streitpunkte zwischen den Katholiken und Protestanten in Berathung gezogen werden sollten, gestorben. Sein Nachfolger Paul III, der den päpstlichen Stuhl im J. 1534 bestieg, schien anfangs die Anordnung eines Conciliums allerdings mit vielem Ernste zu betreiben, weshalb er auch die von seinem Vorgänger den Protestanten gestellten Bedingungen, weil an ihnen damals Alles gescheitert war, ohne Weiteres aufgab. Er legte gar keine Bedingungen vor und verlangte blos, daß die Protestanten das Concilium beschicken sollten, damit dieses selbst über seine Form, Anordnung u. s. w. das Nöthige feststellen möge. Er sandte deshalb im Herbste des J. 1535 als Legaten den Bischof von Capo d'Istria, Peter Paul Vergerius, nach Deutschland. Allein die Protestanten hatten hinreichende Gründe, sich einem Concilium, welches zu Mantua gehalten werden sollte und auf welchem der Papst gewissermaßen doch im=

---

1) Bei Soltau a. a. O. S. 85.

mer als Richter auftreten wollte, entgegenzustellen. Man war protestantischer Seits auch bald allgemein darüber einig, daß es dem Papste und der römischen Curie mit irgend einem reellen Zwecke, sofern er auf einem Concilium zur Ausgleichung oder auch nur zur Annäherung der feindlichen Religionsparteien gefördert werden könne, durchaus gar kein Ernst sei. Luther selbst erklärte dem päpstlichen Legaten, als dieser im November des Jahres 1535 nach Wittenberg kam und, sich mit Jenem in ein Gespräch einließ, nach seiner gewöhnlichen Weise frei heraus: „Es ist nicht euer Ernst, daß ihr ein Concilium halten wollet; es ist nur euer Spott; und wenn ihr gleich ein Concilium hieltet, so würdet ihr doch von nichts handeln, denn von Kappen, Platten, Essen, Trinken und dergleichen anderm Narrenwerk und um anderer unnützer und unnöthiger Dinge halben, da wir vorher wohl wissen und deß gewiß sind, daß sie nichts sind. Aber von dem Glauben und der Rechtfertigung und andern nützlichen und wichtigen Sachen, wie die Gläubigen möchten in einträchtigem Geist und Glauben stehen, da gedenket ihr nicht Eines zu handeln, denn es wäre nicht für euch u. s. w.“ [1]) Diese Ansicht Luther's

1) Menzel, Geschichte der Deutschen, Bd. II. S. 73. 74. Planck, Geschichte des protest. Lehrbegriffs, Bd. III. Th. 1. S. 272.

aber ward bald ziemlich bei allen Protestanten allgemein. Man erfuhr überdies, daß der Kaiser es eigentlich gewesen sei, der den Papst zur Einwilligung in ein solches Concilium gezwungen habe, indem er ihm habe sagen lassen: „Seine Majestät wolle endlich durchaus ein gemein Concilium gehalten haben; wolle Seine Heiligkeit keins bewilligen, so wolle er selbst ein National-Concilium in Deutschland halten lassen mit solchen Sporen, die dem Papste und vielleicht auch Andern unleidlich seien." [1])

Auf diese dringende Foderung des Kaisers ward nun durch eine Bulle des Papstes vom 2. Juni 1536 das Concilium zu Mantua förmlich angekündigt. Es sollte nach ihr im Mai des Jahres 1537 eröffnet und, wie man hoffte, sowol vom Kaiser als den Königen von Frankreich und England persönlich besucht werden. Man versprach sich sonach eine ebenso zahlreiche als glänzende Versammlung, „auf daß durch solches Concilium Das verordnet werde, was zu Gottes Lobe, zur Reformation und Besserung der Sitten, zur Erhöhung der Kirche, zur Ausrottung der Ketzerei, zur Eintracht und Wohlfahrt der Gläubigen

---

1) Schreiben des Christoph Fürer zu Nürnberg an den Herzog Albrecht von Preußen, dat. Nürnberg am Mont. nach Lätare 1536, im geheimen Archiv zu Königsberg.

und zur Bewerkstelligung eines allgemeinen Heereszuges wider die Ungläubigen förderlich und dienlich sei." Einige Monate später erließ der Papst eine zweite Bulle zur Reformation der Stadt Rom und des päpstlichen Hofes, da es nöthig sei, die Hauptstadt der Christenheit, die Meisterin der Lehre, der Sitten und der Zucht, von jeglichem Misbrauche und Fehler zu befreien und zuvor die Reinigung des eigenen Hauses zu bewirken, ehe an die Reinigung eines andern die Hand angelegt werden könne. Es ward eine Commission von neun Cardinälen niedergesetzt und von derselben binnen Jahresfrist ein gutachtlicher Bericht an den Papst erstattet, welcher mit großer Offenheit die eingerissenen Schäden aufdeckte und freimüthige Vorschläge zu deren Besserung machte. Diese Reformationsbulle erhielt jedoch für Deutschland dadurch eine besondere Wichtigkeit, daß darin bei Erwähnung des ausgeschriebenen Conciliums ausdrücklich als Zweck desselben gänzliche Ausrottung der lutherischen Ketzerei angegeben war [1]). Diese Erklärung

1) Menzel a. a. O. S. 81—84. Raumer, Geschichte Europas Bd. I. S. 470. 478. Ueber die Reformation Roms und des römischen Hofes ist vorzüglich auch hinzuweisen auf das ironische Lied vom Jahr 1538 bei Strobel: Neue Beiträge u. s. w. Bd. III. St. 2. S. 193.

schreckte natürlich die schmalkaldischen Bundesverwandten von jeder Theilnahme am Concilium gänzlich ab. Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen unterließen nicht, die Absicht des Papstes bei seinem Concilium überall bekannt zu machen; sie schrieben z. B. dem Herzog Albrecht von Preußen: „Wir haben bedacht und zu Herzen genommen, wie die päpstliche römische Kirche bei unsern Zeiten geschickt, was der Papst für Ketzerei auszureuten untersteht und zu welcher Besserung seine und seiner Kirchen Reformation, auch zu was Ruhe der verheißene Friede, so die nach seinem und der päpstlichen Kirchen Willen beschlossen und ausgerichtet werden sollten, dienen würde, nämlich zur Vertilgung des heiligen Wortes und christlicher Ceremonien, zu Aufrichtung und Erhöhung päpstlichen Namens und wie er, der Papst, selbst ausschreibt, zu gänzlicher Ausreutung aller Derer, so das Wort Gottes und christliche Ceremonien lieben, predigen und verkündigen lassen und dem gemäß zu leben begehren, also wiederum alle Sachen in alten päpstlichen Stand zu bringen und solchen Frieden, wodurch das papistische Wesen wiederum aufgerichtet, bleiben und gehandhabt werden möge, zu machen [1]).“

1) Originalschreiben des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen an den Herzog von Preußen,

Diesen Stand der Dinge nun faßt eine satyrische Schrift auf, die damals unter dem Titel herauskam: „Ein Frage des gantzen heiligen Ordens der Kartenspieler vom Karnöffel an das Concilium zu Mantua 1537", ohne Angabe des Druckortes. Der ungenannte Verfasser geht von der Annahme aus, daß (wie es auch wirklich der Fall war) Alles, was eigentlich der Zweck der Verhandlungen des Conciliums sein sollte, vom Papste bereits ausgerichtet und abgethan sei. Es war also, wie der Satyriker meint, auf dem Concilium nichts mehr zu thun übrig, denn die Erklärung des Papstes hatte den Beschluß desselben schon ausgesprochen, ehe es noch zu Stande gekommen war. Um indeß nun den dort versammelten Vätern doch Stoff zu heilbringenden Berathungen zu geben und ihren Scharfsinn zu beschäftigen, legt der Satyriker dem Papste einige bedenkliche und räthselhafte Fragen über das Karnöffel-Spiel vor, um sie durch das Concilium lösen zu lassen. Es heißt:

Nachdem wir erfahren, allerheiligster Vater, daß Eurer Heiligkeit alle Sachen, das Concilium belangend, allbereits ausgerichtet haben, den römischen Hof schon reformirt, das ganze Rom fromm gemacht, alle Kirchen überall wohl bestellt und alle Ketzereien, son-

---

dat. Eisenach am heil. Christabend 1536, im geheimen Archiv zu Königsberg.

derlich die lutherische, ausgerottet, sodaß nichts mehr vorhanden zu thun ist, haben wir bedacht, damit doch Eure Heiligkeit etwas im Concilio zu thun hätte und nicht umsonst zusammenkämet, eine merkliche, fürtreffliche und hochwichtige Frage fürzutragen, da Macht angelegen ist der ganzen Welt, denn mancher große Unrath, Mord, Blut, Gewalt und Unrecht hierin wohl zu vermeiden wäre, wo man ernstlich darein sähe, als sehr wohl vonnöthen, und ist nämlich dies die Frage:

Warum doch der Karnöffel den Kaiser sticht und den Papst, da er doch nach vieler hochverständiger Leute Deutung ein schlechter Landsknecht ist und der Obermann ein Reisiger, der Kaiser ein Kaiser, der Papst ein Papst?

Weiter: Warum doch der Papst „Sees oder Sechse" heiße, und steche auch den Kaiser mit allen Reisigen und Landsknechten, ausgenommen den Karnöffel, d. i. den erwählten Landsknecht?

Weiter: Warum der Teufel teufelsfrei ist, daß ihn weder Kaiser, Papst noch Karnöffel stechen kann, so doch der Papst Gottes Statthalter, ein Herr in der Hölle ist?

Warum doch das erwählte Taus, das geringste und ärmste Stück auf der Karte, der Kaiser heiße? — Viele hatten dafür, der Papst habe ihm zu viel geraubt und gestohlen, daß er ein Bettler sein muß

und doch der Kaiser heiße, denn ein erwählet Sechs hat dreimal soviel als ein Taus. Darum es nicht Wunder ist, daß die dreifältige Krone die einfältige Krone des Kaisers hinwegsticht.

Weiter: Warum doch der faule Fritz die Zehn oder das Panier steche? — Darüber haben sich mancherlei Ketzereien und Irrthümer in der heiligen Kirche der Kartenspieler, da man die Gläser spület und die todten Beine über die Tische laufen, erhoben. Etliche meinen, der faule Fritz seien die faulfräßigen Mönche, die den reichen Bürgern und Bauern ihre Güter fressen. Die Andern sagen, es seien die unnützen, verdammten dummen Herren (Domherren), die der Könige, Fürsten und Herren Güter schändlich verzehren und verprassen.

Und sind solcher fährlicher Fragen in obgenannter heiliger Kirche der Brüder Kartenspieler sehr viele, daraus mancherlei Irrthum, Zwiespalt und großer Unrath kommt bis aufs Raufen und Schlagen, und ist kein ander Mittel hier, denn daß ein heiliges Concilium zu Mantua, weil sonst nichts zu handeln ist, die Sache mit Ernst fürnehme und drein sehe, damit solcher Irrthum geschlichtet und in gewisse Hauptartikel verfaßt werde.

Gegeben zu Rom, Ala Campana, bei dem Campflor, hinter dem Turre de nona, zwischen den andern Tabern, in die Bullae Coenae domini, hart für dem

Eclipsi des Concilii, durch den deutschen Pasquill Protheum genannt, anno 1537 indictione nulla. Anno Pontificatus Pauli IV u. s. w.

Der ganze heilige Orden
der Kartenspieler.

Ohne Zweifel hat auch dieses Datum der Schrift eine bestimmte satyrische Beziehung, die uns jedoch nicht ganz verständlich ist. Es ist uns dunkel, warum z. B. der Ort Ala Campana beim Campflor genannt ist [1]). War dieser Ort vielleicht damals in Rom ein solcher, „wo man die Gläser spület und die todten Beine über die Tische laufen", oder stand er sonst noch in üblem Rufe? Wie es gewiß eine Satyre auf des Papstes reformatorischen Plan zur Sittenverbesserung in Rom ist, daß dort „der ganze heilige Orden der Kartenspieler" seinen Wohnsitz hat, so liegt sicherlich auch in den übrigen Localbezeichnungen ein beißender Spott.

Nicht mit solchem satyrischen Salze gewürzt, aber voll von Zorn und Ingrimm über den fluchwürdigen Plan, den der Papst und seine Cardinäle auf dem Concilium zu Mantua gegen die lutherische Lehre

---

1) Campoflor war der Ort, wo die Bildsäule des Pasquill stand. — Wir haben übrigens ein Exemplar dieser alten satyrischen Schrift vom Karnöffelspiel im geh. Archiv zu Königsberg.

durchführen wollten, ist eine andere Schrift, welche in demselben Jahre 1537 unter dem Titel erschien: „Eine unterredung zwischen dem Pasquillen und dem Deutschen von dem zukünftigen Concilio zu Mantua. Psalm CXXIV: Gelobet sei der Herr, das er uns nicht gibt zum raube in ire zeene." Wir haben diese Schrift in deutscher und lateinischer Sprache in zwei alten Drucken vor uns; sie scheint ursprünglich in letzterer verfaßt und dann ins Deutsche übertragen oder vielmehr für Deutsche bearbeitet worden zu sein [1]).

Das Gespräch zwischen Pasquill und dem Deutschen geht in Rom vor. Der Letztere sieht Jenen wild und zornig hin- und herlaufen, und hört ihn voll Grimm mit sich selbst sprechen. Er ruft ihn an und fragt nach den Ursachen seines Zornes. Pasquill antwortet: Ich glaube wahrlich, daß die Leute in dieser gottlosen Stadt sammt und sonders toll und thöricht sind. Der Papst raset, die Cardinäle grillen, die Bischöfe leiden an Wahnsinn, die Mönche haben Hummeln im Kopfe, die Pfaffen haben das Gehirn verloren. In Summa, die ganze Rotte, die dem Papste folgt, ist toll, unsinnig und thöricht; wo man nur geht, durch die ganze Stadt sieht man Hum-

1) Im Lateinischen führt sie den Titel: Pasquilli de Concilio Mantuano Judicium. Querimonia Papistarum ad Legatum Pontificium in comitiis Schmalkaldianis.

meln und Taube; alle Gassen, alle Häuser, alle Winkel schwärmen voll. Der Deutsche fragt nach der Ursache dieser bitteraufgereizten Stimmung, und Pasquill erwidert: er wolle die Stadt verlassen „wegen der Unsinnigkeit des Papstes und seines Anhanges", die vielleicht noch zu ertragen wäre, wenn nicht jetzt eine neue Bosheit im Werke sei. Es thut mir oft im Herzen wehe, sagt Pasquill, daß ich leiden und zusehen soll, was sie für Büberei treiben, darum ich auch wahrlich oft genug gute Schnitzer unter sie werfe, vexire sie und strafe sie grob genug, wenn's helfen wollte. Aber was soll man thun, wo man keinem Rath oder Vermahnen folgen will? Ich sehe, daß weder Schelten noch Vermahnen etwas hilft, denn es ist ihres Schwärmens und Tobens so viel, daß man gegen dieses Unglück nicht rathen kann. Der Deutsche entgegnet: er wisse wohl, daß „Rom eine wahre Schachtgrube aller Sünden und Laster sei", aber nicht, welch ein besonderes Unglück jetzt grade von da aus bevorstehe. Er fragt daher: Was haben sie denn vor, die Mastsäue? Pasquill antwortet: Sie sehen jetzt, daß ihre Heuchelei und Gleißnerei entdeckt und an den Tag gegeben ist; sie sehen, daß man ihnen die Fastnachtslarven von der Nase geschlagen hat, womit sie bisher Land und Leute betrogen haben; sie sehen, daß ihre Tyrannei, Hoffahrt und Pracht ein Ende haben werden; sie sehen, daß die lutherische Lehre, wie sie es

nennen, das wahre Gotteswort, so weit eingerissen ist, daß sie es nicht unterdrücken können. Darum wollen sie ihr letztes Heil versuchen.

So kommt nun das Gespräch auf das Concilium zu Mantua. Pasquill eröffnet jetzt dem Deutschen, welche Absicht der Papst und seine Romanisten bei diesem Concilium hätten. Es sei ihnen ganz gleich, ob das Evangelium bleibe oder zu Grunde gehe, wenn sie nur haben, womit sie ihre Schmerbäuche füllen, fressen und saufen, ihre Wollust befriedigen können, und dabei doch vom armen, einfältigen Pöbel in Ehren gehalten würden. Auf die Frage: wie es den Papisten denn möglich sein werde, auf dem Concilium die lutherische Lehre ganz zu vertilgen? antwortet Pasquill: Die Lutherischen werden entweder auf dem Concilium erscheinen oder nicht; erscheinen sie, so werden sie unverhörter Sachen verdammt und in die Acht erklärt; bleiben sie aus, so werden die Papisten jubiliren und sich rühmen: sie hätten gewonnenes Spiel, werden sich bemühen, den löblichen, frommen Kaiser aufs Allerhärteste zu erbittern wider das arme, elende lutherische Häuflein. Der Deutsche wendet ein: Der fromme, edle Kaiser sei viel zu gnädig und gottesfürchtig, als daß er sich bereden lassen werde, unschuldiges Blut zu vergießen. Was kaiserl. Majestät Person anlangt, entgegnet Pasquill, so halte ich dafür, daß er Deutschland wohl geneigt sei, glaube auch

nicht, daß er begehre, um dieser Sache willen die Deutschen zu überziehen; aber es sind der Meuchler, der heimlichen Bösewichte, der Pfaffen und Mönche, der Herren Johanne im rothen Baretlein so viele um ihn, die werden ihm Tag und Nacht in den Ohren liegen und nicht Friede lassen, sie entrüsten ihn denn wider die armen Lutherischen. Aber ich höre, daß auch die Deutschen, wiewol sie sich Evangelische nennen, doch viele Dinge thun, die besser gelassen würden. Deshalb, wenn ich wüßte, daß sie mir's zu gut halten wollten, wenn ich ihnen zu Zeiten sagte, was ihnen übel anstände, dürfte ich wol zu ihnen ziehen? Der Deutsche antwortet: Mein lieber Pasquill! ziehe nur mit mir, ich will dir für allen Schaden gutstehen. Die Deutschen mögen sein, wie sie wollen, so haben sie doch die Wahrheit lieb. Wahr ist's, sie zechen einander gerne zu, sie schlemmen und temmen und sind guter Dinge. Aber so grob und unverständig ist doch Keiner, der sich nicht zurechtweisen ließe, wenn man ihn erinnert, daß er sich nicht nach Gebühr gehalten. — Darauf wendet sich das Gespräch auf den Papst Paul III.

Deutscher: Lieber! Sag mir doch, was ist der Papst für ein Kerl? Ich halte dafür, er sei ein ziemlich frommer Mann; dieweil er Rom nicht reformiren kann, thut er wohl, daß er die Deutschen registriren will, damit er doch etwas zu schaffen habe.

Pasquill: Er ist, wie alle Päpste von Anbeginn gewesen sind; darum hat er auch nichts Gutes im Sinne. Er wird eine öffentliche Schrift ausgehen lassen, darin wird er eine Reformation an der römischen Kirche verheißen. Aber er wird es nicht mit Ernst meinen, sondern dem Kaiser einen Fuchsschwanz verkaufen, daß es ein Ansehen habe, als habe er eine bessere Sache, denn die Lutherischen.

Deutscher: Wahrlich, du malest mir in dem heiligen Vater einen wahren Taugenichts.

Pasquill: Das wirst du erst sagen, wenn du hörest, wie er zuerst zum Cardinalshut gekommen und dann wie er Papst geworden ist. Man sagt, er habe eine sehr schöne Schwester gehabt, da Julius der Zweite Papst gewesen ist. Diese hat Julius heftig lieb gehabt, und da er nicht gewußt, wie er sie sollte zu sich bringen, um seine Unkeuschheit mit ihr zu treiben, hat er diesen jetzigen Papst Paul vermocht, seine Schwester ihm zuzuführen. Dafür hat er ihn zum Cardinal gemacht. Also sagt man, und die Italiener sagen es selbst [1]).

---

1) Auf die erwähnte skandalöse Geschichte deutet auch Sastrow Bd. I. S. 358 hin, und erzählt sie S. 366 specieller, aber nicht von Julius II, sondern von Alexander VI. Er sagt ebenfalls, daß der Papst Paul III viel durch Pasquille in Rom selbst zu leiden gehabt

Deutscher: So wäre er besser zum Hurenwirth, als zum Papst! Wer wollte denn einem solchen verzweifelten Bösewichte glauben und auf solchem vermeinten Concilium erscheinen, der mit solchen schalen Fratzen umgeht, in dem keine Treue und kein Glaube zu hoffen ist! Wie ist es möglich, zu glauben, daß solche Leute etwas der christlichen Kirche zu gut thun werden, die in solchen greulichen Sünden und Lastern stecken bis an die Ohren, so gar verstockt und verblendet, daß sie selbst nicht wissen, was sie vor Unsinnigkeit und Bosheit thun sollen?

Endlich bringt Pasquill die Rede auf den Convent der evangelischen Bundesverwandten zu Schmalkalden, denen der Papst seine Reformationsschrift durch einen Legaten zusenden werde, und auf die Frage des Deutschen: wer dieser Legat denn sein solle? antwortet er: Es ist einer, der heißt Bischof von Aqui (Paul Vorstius)[1], ein nasser Vogel, hat einen langen, rothen

---

habe; S. 370 theilt er den Inhalt eines Anschlagzettels am Pasquino mit. Pasquille auf Paul III in der Sammlung Pasquillorum Tomi duo p. 20 sq. Eines Pasquills auf den Papst wegen des Conciliums zu Mantua erwähnt auch die Histoire des Papes. T. IV. p. 498—499.

1) Menzel, Geschichte der Deutschen, Bd. II. S. 88. In der Sammlung: Pasquillorum Tomi duo p. 29

Judasbart, ein sehr guter Schlucker und Zechbruder. Ich habe selbst gesehen, daß er ein ganz Stübchen Bier auf einen Soff ausgezogen hat. Er sagt, er hab's in Deutschland gelernt, dieweil er in des Papstes Legation umhergezogen ist. Sonst hat er auch viele andere Tugenden an sich im Fuchsschwänzen, Lügen und Trügen. Finanzen kann er wie ein Meister. — So überzeugt denn Pasquill seinen Deutschen, daß es dem Papste und seinen Cardinälen keineswegs rechter Ernst mit dem Concilium sei, und der Deutsche ruft aus:

Gehen mit Betrug um
Und vexiren Populum!

Ja, ja! erwidert Pasquill, Romanisten bleiben Romanisten; da wird nichts Anders daraus. Es mag ein Concil werden oder nicht, so lassen sie von ihrer Schalkheit und Büberei nicht ab; da ist Alles verloren. Und nun macht sich Pasquill auf, um mit dem Deutschen nach Deutschland zu ziehen. Doch dieser will sich zur Reise erst stärken und ladet den Pasquill ein: Laß uns zuvor in das nächste Wirthshaus gehen, da hat man gut Bier, da will ich dir

---

steht auf den erwähnten Bischof von Aqui das Pasquill:

Quotidie immodico cum sis madefactus Jaccho,
Quam male nomen aquae Praesul Aquensis habes?

eine oder zwei Kannen zum Besten geben, denn willst du bei den Deutschen sein, so mußt du auch zechen lernen.

Dies mag hinreichen, um den Geist einiger Pasquille zu bezeichnen, die uns über das in Deutschland so berüchtigte Concilium in Mantua zur Hand waren. Es spricht sich, wie wir gesehen haben, zumal aus dem letztern, ein Urtheil über Paul III aus, welches bitterer nicht sein kann. Wenn uns daher gesagt wird: es sei selten ein Papst in Rom so beliebt gewesen, wie er es war, so ist dies wenigstens nicht die Stimme des römischen Pasquills, die oft so zornig und erbittert über ihn laut wird.

Eine große Zahl von Pasquillen, Spottliedern und Schmähschriften betrafen, wie wir schon früher bemerkten:

d. das augsburgische Interim.

Es gibt, wie die meisten Leser bereits wissen mögen, in der Reformationsgeschichte der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein sogenanntes dreifaches Interim, ein regensburgisches, ein augsburgisches und ein leipziger Interim. Die beiden erstern waren Schriften, welche auf Befehl des Kaisers Karl des Fünften auf den Reichstagen zu Regensburg im J. 1541 und zu Augsburg im J. 1548 zu dem Zwecke entworfen wurden, um die Katholiken und Protestanten in ihrer

religiösen Meinungsverschiedenheit einander näher zu bringen. Das leipziger Interim, mit dem es überhaupt eine andere Bewandtniß hat, können wir hier völlig unberührt lassen; auch das regensburgische hat hier für uns nur insofern Interesse, als es der Vorläufer des augsburgischen war, welches für uns in jeder Beziehung das wichtigste ist. Der Kaiser wünschte nämlich im J. 1548 bei dem fortwährenden Kampfe beider Religionsparteien im deutschen Reiche eine Anordnung der Religionsangelegenheiten herbeizuführen, welche wenigstens vorläufig eine Vereinigung und Verständigung der einander gegenüberstehenden religiösen Meinungen und Ansichten einleiten und vorbereiten sollte, bis der ganze Streit durch ein Concilium gänzlich ausgeglichen werden könne. Zu diesem Zwecke hatte er eine Schrift verfassen lassen, die unter dem Titel: „Der römisch-kaiserlichen Majestät Erklärung, wie es der Religion halben im heil. Reich bis zu Austrag des gemeinen Concilii gehalten werden soll", von ihm den Reichsständen auf dem Reichstage zu Augsburg vorgelegt, von Einigen schweigend, von Andern mit lautem Beifall angenommen, und so am 15. Mai 1548 publicirt und als Gesetz bekannt gemacht wurde. Die Verfasser dieser Schrift waren drei vom Kaiser selbst dazu auserwählte Theologen, deren Lebensverhältnisse wir mit einigen Worten be-

rühren müssen, weil späterhin auf sie mehrfach Bezug genommen werden wird.

Der Eine war der Hofprediger des Kurfürsten Joachim II von Brandenburg, Johann Agricola, zu Eisleben geboren, daher auch oft Islebius genannt. Er soll in seiner Jugend das Schneiderhandwerk erlernt, oder, wie Andere wollen, einen Schneider zum Vater gehabt haben. Auch behaupten Einige, er habe in seinen Studentenjahren sich selbst Johann Schneider genannt [1]). Bei Luther und Melanchthon stand er als fleißiger Jüngling in großer Gunst und wurde nachmals von dem Grafen von Mansfeld als Prediger und Rector der Schule nach Eisleben berufen, kam dann als Prediger nach Frankfurt a. M., erwarb sich durch seine Kanzelvorträge einen weitbekannten Namen, wohnte mehrmals wichtigen Religionsverhandlungen auf mehren Reichstagen, z. B. auch denen auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1530 bei. Seit 1536 Professor der Theologie zu Wittenberg, gerieth er in den antinomistischen Streitigkeiten mit Luther in harten Zwist [2]), und wurde im J. 1540 vom Kurfürsten Joachim von Brandenburg als Hofprediger nach Berlin berufen. Sein Lebenswandel soll durch manche Makel befleckt worden sein. Daß er

1) Wieck, das dreifache Interim S. 17.
2) Menzel a. a. O. S. 169 ff.

„ein guter eislebischer Bierbruder“ gewesen, bezeugt selbst Luther, der ihm die Bierkanne vorwirft [1]).

Der zweite Theilnehmer an der Abfassung des Interims war Julius Pflug, Bischof zu Naumburg, geboren zu Eytern. Sein Vater, Cäsar Pflug, stand im Dienste des Herzogs Georg von Sachsen. Julius studirte eine Zeit lang in Bologna und Padua und erwarb sich dort einen so großen Reichthum von Kenntnissen, daß er nach seiner Rückkehr für einen der gelehrtesten Männer in ganz Sachsen galt. Er wurde zuerst Domherr zu Mainz und Propst zu Zeiz, und im J. 1541 vom Capitel zu Naumburg zum Bischof erwählt. Es kam über diese Wahl zum Streit, weil ihn als heftigem Vertheidiger des Papstthums und der katholischen Kirche der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen nicht bestätigen wollte, dagegen Nikolaus von Amsdorf, Superintendenten zu Magdeburg, zum Bischof von Naumburg ernannte und durch Luther in das Bisthum einsetzen ließ, weshalb sich dieser rühmte, daß er einen Bischof geweiht habe, ohne allen Chresem, auch ohne Butter, Schmalz, Speck, Theer, Schmeer, Weihrauch und Kohlen. Julius Pflug aber brachte den Streit an den Kaiser,

1) Mehres über ihn bei Bieck a. a. O. S. 17—25. Planck, Geschichte des protest. Lehrbegriffs Bd. III. Th. 2. S. 431.

der ihn nicht nur zu seinem geheimen Rathe ernannte, sondern ihm später, nach der Gefangennehmung des Kurfürsten von Sachsen, auch das Bisthum Naumburg übergab.

Als dritter Mitverfasser des Interims wird genannt Michael Helding, Suffragan des Kurfürsten Sebastian von Mainz, Titular-Bischof zu Sidon, daher gewöhnlich auch Sidonius genannt, geboren zu Eßlingen und auf der Universität zu Tübingen gebildet. Er erbot sich nachmals dem Papste, nach Sidon zu gehen und dort das Evangelium auszubreiten, weshalb er zum Bischof dieser Stadt ernannt wurde. Er erkannte die Gebrechen des päpstlichen Hofes, war jedoch stets bemüht, die altkatholische Kirche gegen ihre Feinde aufrecht zu erhalten. Kaiser Karl schenkte auch ihm große Gunst und ernannte ihn zu seinem Rath. Er erhielt nachmals die bischöfliche Würde zu Merseburg. Hier soll er das Grabmal des Herzogs Rudolf von Schwaben, des Gegenkönigs Heinrich's des Vierten, der in der Schlacht an der Elster tödtlich verwundet wurde, in der Kirche haben abbrechen lassen, um einen Weinkeller darin anzulegen [1]).

Die Schrift aber, welche von diesen drei Männern, in sechsundzwanzig Artikeln verfaßt, das Interim

1) Bieck a. a. O. S. 32.

genannt wurde, erfüllte keineswegs des Kaisers Hoffnungen, und zwar um so weniger, da sie durchaus papistisch und den Katholiken viel zu günstig war; denn wenn den Protestanten auch die Priesterehe, der Kelch und einige abgeschaffte Feiertage gelassen waren, so waren doch die meisten Lehrsätze, über welche die beiden Religionsparteien bisher im Streite gelegen, entweder so unbestimmt aufgefaßt oder für die Katholiken so entschieden günstig gestellt, überhaupt herrschte der alte Papismus in der ganzen Schrift noch so stark vor, daß sogleich bei der Bekanntmachung derselben unter den Evangelischen die Meinung allgemein wurde: das Interim sei mit pfäffischer Arglist nur zu dem Plane abgefaßt, dem Katholicismus auf diesem Wege bei den Evangelischen nach und nach wieder Eingang zu verschaffen und das päpstliche Glaubensregiment von Neuem geltend zu machen. Diese Meinung wurde um somehr bald zur festen Ueberzeugung, als sich die Nachricht verbreitete: die Verfasser des Interims seien zu dieser Abfassung seines Inhaltes durch ansehnliche Geldgeschenke bestochen und durch verlockende Versprechungen gewonnen worden[1]), zumal da man dem Kaiser auch bald alle Mittel der Strenge, Drohungen und Strafen anwenden sah, um die Annahme seines Interims

1) Bieck a. a. O. S. 33.

zu erzwingen. In mehren Reichsstädten, wo die Anhänger des Kaisers und die Freunde des Interims die Oberhand gewannen, wurde die Einführung desselben mit Gewalt durchgesetzt, die widersprechenden Geistlichen von ihren Aemtern verjagt, oder doch wenigstens genöthigt, ihre Gemeinden zu verlassen und auszuwandern [1]). Die in der Ausübung der strengen Maßregeln des Kaisers nicht nachdrücklich genug verfahrenden Magistrate wurden von ihm abgesetzt und andere willfährigere Behörden ernannt. In vielen oberdeutschen Städten wurde die Annahme des Interims durch kaiserliche Soldaten erzwungen. Selbst die Fürsten, die sich widersetzten, suchte man durch alle Mittel der List und Drohung zur Annahme zu bringen. Hören wir darüber aus einem Berichte jener Zeit, wie der Kaiser deshalb mit dem gefangenen Kurfürsten von Sachsen verfahren ließ [2]).

Am vierten Juli, so schreibt ein Augenzeuge, hat Granvella (Karl's Minister) sammt dem Bischof von Arras und einem Doctor, kaiserlicher Majestät Kammerrath, mit dem gefangenen Herrn Johann von Sachsen das Mittagsmahl gehalten, und während des Essens haben diese drei kaiserlichen Kammerräthe mit dem gefangenen Fürsten mancherlei freundliche Unter-

1) Sastrow Bd. I. S. 343—346.
2) Einiges davon auch bei Sastrow Bd. I. S. 345.

redung gehabt. Nach dem Essen aber ist dem Fürsten durch den Dolmetscher von der drei Räthe wegen angezeigt worden, daß kaiserlicher Majestät ernstliche Meinung und Befehl wäre, und sie auch deswegen zu ihm gekommen seien, ihm anzuzeigen, daß er auch in das Interim, welches von allen Ständen des heil. römischen Reichs beschlossen, eingegangen und angenommen worden, einwilligen solle, wodurch er einen gnädigen Kaiser bekommen möchte u. s. w. Im Fall er aber solches nicht annehmen würde, wie sie nicht hofften, habe er zu ermessen, was hieraus folgen möchte. Auf solches hat der gefangene Fürst antworten lassen: Er habe nicht angesehen seine eigenen Lande noch Leute, weder die Gefahr seines Leibes noch Geld oder Gut, sondern dasselbe Alles hintangesetzt, damit er nur das alleinseligmachende Wort Gottes, den edeln Schatz, lauter und rein erhalten möchte; Alles habe er um des göttlichen Wortes willen verloren und sei ein armer, gefangener Fürst geworden. Sollte er zuletzt von demselben zuerst abweichen, die erkannte Wahrheit verleugnen, den Greuel des Papstthums wiederum annehmen und damit viel Tausend Menschen Aergerniß geben? Davor wolle ihn Gott, der Allmächtige, behüten! Auch habe er wol schon die meisten Tage seines Lebens hinter sich; er gedenke daher beharrlich zu bleiben und nicht das Zeitliche dem Ewigen voranzusetzen; kaiserliche Majestät möge

deshalb mit ihm als ihrem Gefangenen schaffen, was sie wolle, aber ins Interim werde er nun und nimmermehr einwilligen. Auf solche Antwort des gefangenen Fürsten schieden die drei kaiserlichen Kammeräthe in großem Zorn und Unmuth von ihm. Am folgenden Tage wurden alsbald des Fürsten Marschall und Küchenschreiber von kaiserl. Majestät wegen geboten, daß man Freitags, Sonnabends und an den Fastentagen dem Hofgesinde des Gefangenen keine Fleischspeise geben solle, bei Leibesstrafe. Am 6. Juli ist Alphonsus de Vives, Magister de Campo mit der ganzen spanischen Wache in des Gefangenen Herberge gekommen, hat keinen Fremden eingelassen und dem Hofgesinde des Fürsten alle Büchsen und Spieße weggenommen; der erstern sind nicht über siebzehn gewesen. Am Abend desselben Tages mußte der oberste Meister de Campo des Gefangenen Hofprediger, mit Namen Christoph Hofmann, auf Befehl kaiserl. Majestät gebieten, die Herberge und die Stadt von Stund an bei Leibesstrafe zu meiden; doch auf besondere Bitte ist ihm erlaubt worden, noch zwei Tage in der Stadt zu verweilen, und dennoch mußte er des andern Tags früh auf einen neuen Befehl aus der Stadt ziehen. Am 7. Juli hat man angeordnet, daß kein Fremder mehr zu dem Gefangenen forthin zugelassen werden solle; auch hat des Gefangenen Marschall dem kaiserl. Obersten alles Gesinde des

daß an vielen Orten die Prädicanten und Pfarrherren, die solches Interim mit gutem Gewissen nicht annehmen können, entweichen. Es ist, Gott Lob, noch nichts an mich gelangt; ehe ich es aber annehmen würde, es wollte mich denn mein Herr und Gott fallen lassen, eher wollte ich mit Gottes Hülfe und Gnade Alles darum leiden. Ich hoffe aber, wenn ich gleich in diesen Landen des Glaubens halber nicht sicher wäre, ich würde vielleicht mit Gott an andern Orten noch zu leben finden, denn das Evangelium geht mit Gewalt in England auf und ganz Niederland steht, wie man sagt, heimlich in großer Hoffnung, das Licht des Evangeliums werde auch dort einstmals scheinen [1]).

So quälte und drängte Kaiser Karl die deutschen Fürsten, die ihre Ueberzeugung seinem Zwangworte nicht unterwerfen wollten; so klagten sie über seine Glaubenstyrannei, die er durch sein Interim im ganzen Reiche geltend machen wollte. Gott sei es geklagt, schreibt der edle Graf Poppo von Henneberg, indem er vom Interim spricht, daß die Wahrheit bei uns Deutschen unterliegen soll, und ist ganz erbärmlich, daß sich solche große Häupter also gröblich verblenden

---

1) Originalschreiben des Pfalzgrafen vom Rhein an den Herzog von Preußen, dat. Heidelberg am Tage Innocentium 1548; im geheimen Archiv zu Königsberg.

lassen [1]). Tief erschüttert von Karl's Machtwort, sagt der edle Graf Albrecht von Mansfeld: Aus solchem Interim ist wohl des Kaisers ganzes Gemüth zu erkennen, denn im Grunde findet man nichts Anderes darin (man mag's auch leugnen, wie man will), als daß damit die Ausrottung des göttlichen Wortes gemeint ist, also, daß der Kaiser an dem Gehorsam, der ihm zusteht, sich nicht begnügt, sondern sich untersteht, das göttliche Wort zu vertilgen und über Seelen und Gewissen zu regieren. Da aber Niemand solche teufelische Lehre mit gutem Gewissen annehmen kann, sondern ein Jeder bei der Seligkeit dagegen nicht zu schweigen verpflichtet und schuldig ist, und die geängstigten und betrübten Christen mit Darstreckung Leibes, Gutes und Blutes zu entsetzen, billig willig sein sollte, demnach so thue ich auch solches und ersuche Eure fürstliche Gnade für meine Person zum Dienstlichsten von wegen der armen Christenheit zum Höchsten und um Gottes willen, wollet die große Gotteslästerung und beabsichtigte Unterdrückung des göttlichen Wortes beherzigen, damit was menschlich und möglich ist, bei diesem großen Werke gethan werde, denn da will weder Kaiser, noch Freund, son-

1) Originalschreiben des Grafen Poppo von Henneberg an den Herzog von Preußen, dat. Münden am Montag nach Kiliani 1548; im geheimen Archiv zu Königsberg.

dern allein bei der Seligkeit Gott und seinem göttlichen Worte zu folgen, Andere dazu zu bringen und nach höchstem Vermögen dabei zu schützen und zu handhaben, angesehen sein [1]).

Die Stimme des edeln Grafen von Mansfeld war aber die Stimme aller Derer in ganz Deutschland, die mit Treue und inniger Wärme an der gereinigten Lehre und hellen Erkenntniß festhielten. Im Norden Deutschlands, in den sächsischen Städten, in Braunschweig, Goslar, Hildesheim und vielen andern wurde sie überall laut vernommen. Magdeburg erklärte sich aufs Nachdrücklichste gegen die kaiserliche Glaubensnorm [2]). Dem neuen Kurfürsten Moritz von Sachsen, der auf einem Landtage zu Meißen dem Interim Eingang in seinen Landen verschaffen wollte, stellte sich die Landschaft mit der offenen Erklärung entgegen: Weil Gott mehr zu gehorchen ist als den Menschen, so werden wir beim reinen göttlichen Worte fest beharren und bleiben und das Interim mitnich-

1) Originalschreiben des Grafen Albrecht von Mansfeld an den Herzog von Preußen, dat. am 31. Juli 1548; im geheimen Archiv zu Königsberg.

2) In der Schrift: Der von Magdeburg Entschuldigung, Bit und gemeine christliche erinnerunge. Gedruckt zu Magdeburg durch Michael Lotther. Anno 1549, in der sehr starke Stellen gegen das Interim vorkommen.

ten annehmen. Werden wir aber bemerken, daß Eure kurfürstliche Gnaden selbst vom göttlichen Worte abweichen würde, so werden wir Euch Eid und Pflicht aufsagen und Euch nicht mehr für unsern Herrn erkennen. — Nicht so laut und kühn durfte sich die Stimme des Ingrimms und Zorns im südlichen Deutschland vernehmen lassen, wo Karl's spanische Soldaten Alles mehr in Zügel und Zaum hielten, wo die Städte durch des Kaisers Drohungen und Strafen geschreckt waren und sein herrisches Regiment schon festern Fuß gefaßt hatte [1]). Nur in vertrau-

1) Um nur Ein Beispiel vom Verfahren des Kaisers in den Reichsstädten anzuführen, so heißt es in einem Zeitungsbericht aus jener Zeit über Augsburg: Als der Rath von Augsburg im Gespräch mit seinen Bürgern gewesen, was sie des Interims halber vor Antwort geben wollten, so sind des Kaisers welsches Volk, das er im Lande zu Wirtemberg uud sonst der Ende liegen gehabt, unversehens nach Augsburg kommen. Des Kaisers Leute binnen Augsburg haben sich auch fertig gemacht, und sind Reuter und Knechte in Eile auf den Weinmarkt unversehens beisammen kommen und hat der Kaiser Denen von Augsburg anzeigen lassen: er wolle das Interim gehalten haben, das und kein anderes. Würden sie solches nicht willigen, so sollten sie mit Weib und Kind nicht sicher sein, und sie also mit solcher Drohung und Macht das Interim zu bewilligen gedrungen. Aus solchem Ernst, so gegen Die von

lichen Mittheilungen, aus dem einsamen Kämmerlein eines geängstigten Geistlichen kommt zuweilen ein Wort der bittersten Klage über den traurigen Zustand der Dinge hervor. Hören wir nur eine dieser Klagstimmen aus dem Munde Veit Dietrich's, des berühmten Theologen aus Nürnberg. Er schreibt in seinem tiefen Schmerze: Lieber wollte ich Leib und Leben zehnmal verlieren, als daß ich den Jammer an meinem Vaterlande habe hören und sehen müssen, daß ein ehrbarer Rath (in Nürnberg) die Ersten gewesen sind, welche von Gottes Wort und der reinen Bekenntniß christlicher Lehre so liederlich auf die Lüge gefallen und damit zu merklichem Schaden und Aergerniß Ursache gegeben haben [1]), wie man siehet, daß jetzund im ganzen Oberdeutschland keine Reichsstadt mehr ist, die Gottes Wort und rechten christlichen Gottesdienst rein hätte. Würtemberg hat auf einem Tage zweiundfunfzig Pfarrherren geurlaubt, weil sie

---

Augsburg geübt, sollen etliche von den andern Städten, als Ulm, Regensburg und andere kleine Städte das Interim auch gewilligt haben.

1) Ueber die Annahme des Interims von Seiten des Raths von Nürnberg und über Veit Dietrich, Pfarrer zu St. Sebald zu Nürnberg, in Beziehung auf diese Verhältnisse siehe Christ. Hirsch, Geschichte des Interims zu Nürnberg, Leipzig 1750.

in das Interim nicht haben willigen wollen; also hoffet der gute alte Herr bei Land und Leuten zu bleiben, aber die Hoffnung zu Gott ist sehr klein. Die Bischöfe aber sind ganz besessen und lassen in ihrem Traum, daß sie das Vieh in den alten Stall zwingen könnten, zu ihren Synoden die übrigen lutherischen Pfaffen citiren, welche schier nirgends mehr Schutz haben. Der alte, arme Kurfürst und Bischof zu Köln soll das Interim bewilligen oder das Stift Köln meiden. Aber ich kann des Jammers nicht all gedenken, der sich mit dem gottlosen Interim zuträgt. Es sollte sich doch Niemand langes Leben wünschen bei diesem unsäglichen Jammer [1]).

Wir mußten uns durch diese Mittheilungen in die Stimmung zu versetzen suchen, welche damals in einem großen Theile Deutschlands die geängstigten und geschreckten Gemüther in dem Glaubenszwange bedrückte und bekümmerte. Diese Zwangsgewalt des Kaisers aber, seine Strafen und drohenden Edicte, „das Jubiliren und Triumphiren der Pfaffen" wie zu Augsburg, so in andern Städten, wenn die Bürgerschaft und der Rath durch Schreckmittel der kaiserlichen Gewalt so weit gedrungen und getrieben waren, daß sie

1) Originalschreiben Veit Dietrich's an den Herzog von Preußen, dat. Nürnberg, Montag nach Andreä 1548; im geheimen Archiv zu Königsberg.

das Interim annahmen, die herrische Härte, womit dann die Abschaffung des Fleischessens an Fasttagen, die Feier päpstlicher Fest= und Heiligentage, Privatabsolution, Messen und anderes katholisches Ceremonienwesen anbefohlen wurden, das Alles rief natürlich bald bei den Gegnern des Interims einen Kampf hervor, zu dem man alle Mittel und Waffen in Bewegung setzte, welche nur irgend zum Widerstreite dienen konnten. Es wurde bei allen Denen, die, wie Einer aus ihrer Mitte sagt, „im ganzen Interim nichts Göttliches, sondern eitel Menschenlehre, die vom Teufel erdichtet, auch klar wider das göttliche Wort und die heilige Schrift ist“, fanden, innerste Gewissenssache, nach Gaben und Kräften in diesen Kampf mit einzutreten und der Zwangs= und Waffengewalt des Kaisers die Gewalt und die Waffen des Geistes entgegenzustellen. Es erschienen daher eine große Menge von Schriften aller Art, die dazu dienen sollten, das Interim zu bekämpfen, theils es in seinem innern Charakter und Gehalt zu schildern, seine Tendenz und den Widerspruch aufzudecken, wodurch es die neue gereinigte Glaubenslehre völlig wieder aufhebe und an ihre Stelle das alte papistische Unwesen in der Kirche wiederherzustellen suche, theils der herrischen Gewalthaberschaft des Kaisers in Glaubenssachen entgegenzuarbeiten, theils besonders das Volk über das Verwerfliche, Arglistige und Nichts=

nutzige dieser intermistischen Glaubensregeln aufzuklären [1]).

Diesen Zweck hatten nun auch eine Menge von Pasquillen, Spottliedern und Schmähschriften, die in den Jahren 1548 und 1549 besonders in süddeutschen Städten erschienen und in fliegenden Blättern durch Druck und Schrift in ganz Deutschland bis an seine äußersten Grenzen verbreitet wurden. Wir wollen zur Charakterisirung des in ihnen obwaltenden eigenthümlichen Geistes nur aus einigen uns eine Mittheilung erlauben. Eins von den Pasquillen, die den innern Gehalt des Interims mit am besten zum Gegenstande der Satyre machten, erschien unter dem Titel: „Ein klein Unterricht des Interims Einhalt, durch den Pastoren in Lübeck, Valentinus Korte." Da es zugleich, obwol nur in Kürze angedeutet, die wesentlichsten Punkte berührt, auf die es bei dem Interimsstreite zwischen den Katholiken und den Evangelischen vorzüglich ankam, so mag hier seine Mittheilung einen Platz finden [2]).

---

1) Man findet eine große Zahl dieser Schriften zusammengestellt bei Bieck a. a. O. S. 123 u. f.

2) Ich habe dieses Pasquill aufs Interim in einem fliegenden Blatte, wahrscheinlich im Jahre 1549 geschrieben, vor mir. Es scheint noch nirgend gedruckt zu sein.

Mir Lucifer ist ein Kind geboren
Von meiner Frauen Päpstin auserkoren;
Zu dieser Geburt sind mir zu Hülfe kommen
Meine geistlichen Diener, die treuen und frommen
Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, des Papsts Officianten,
Thumherrn, Mönche, Pfaffen von allen Kanten
Zu meinem Kinde, Interim genannt,
Das soll balde in allen Landen werden bekannt,
Den Befehl von meiner Frau Päpstin auszutragen.
Nu hört, was mein Kind Interim thut sagen:
„Unter der Zeit" auf Deutsch bin ich genannt,
Von meinem Vater Lucifer ausgesandt,
Daß ich allen Ständen soll sagen an,
Was meine Mutter, Frau Päpstin, von ihnen will han.
Zum ersten insgemein hören zwu Messen,
Vor Frau Päpstin zu bitten nit vergessen,
Dazu glauben an Chresem und Salz,
Daß ihr's wohl gehe in ihrer Pfalz,
Die Fasttage halten nach meiner Mutter Kirchen,
Dawider sich nit lassen hören wie die Storchen,
Etlich' Feiertage mit halten zu
Und daß auch niemand dawider thu,
Der Heiligen Anrufen soll auch dabei seyn,
Und das zu halten bei Straf und Pein.
Das Abendmahl Christi unter einer und zweier Gestalt
Zu halten, blas' ich aus meinem Munde heiß und kalt.
Die Pfaffen mögen nehmen etliche Weibe,
Bis meine Mutter berathschlagt, ob es so bleibe.
Die Gerechtigkeit durch Christum gebe ich nach;
Gemeldte Artickel gehören auch ins Gelag.
Ob sich jemand dawider wollt lassen dürsten,
So will meine Mutter zu Hülf rufen Herrn und Fürsten,

Durch mich Interim der Mutter Kirche werde erhalten
Und das gemeine Volk nicht wieder erkalten
Und ihr Haufe mocht werden groß und viel,
Darnach zu halten ein Concilium in kurzem Ziel
Und darnach letztlich zu berathschlagen,
Wie man Christum mit den Gläubigen möcht verjagen,
All Ding setzen nach meiner Mutter Kirchen wieder ein,
Das will meiner Mutter endlich Meinung seyn. —
Ob nun der gemeine Mann
Mein Kind Interim nit will nehmen an,
Laß ich meine Pfaffen dafür sorgen
Und sollten sie noch darüber erwurgen,
Das kann mir aber nit schaden,
Wo ich mit solcher Last nit werde beladen.

Wie in diesem Pasquill, so wurde auch in vielen andern das Interim als ein Kind Lucifers oder als eine Ausgeburt des Teufels geschildert. Wie wir bereits in einem andern Pasquille den Teufel und den Papst als Gesellen aufgeführt fanden, die gleiche Gesinnung, gleiches Streben und gleiches Wirken zu einer gewissen Kameradschaft vereinigten, so tritt in diesen Spottliedern der Papst als Frau oder als Frau Päpstin und Lucifer als ihr Mann auf, welche Beide das Teufelskind Interim erzeugen. Diese Satyre geht z. B. auch durch ein anderes Spottlied hindurch, welches unter dem Titel bekannt wurde: „Lucifers Klage, daß sein Kind Interim nit genesen mag." Als Verfasser wird am Schlusse Hans Gnista, Prediger in

Gothland, genannt, doch ist unentschieden, ob dieser Name nicht fingirt ist. Es hat manche interessante Stellen; indeß wollen wir uns nur mit Aushebung einiger wenigen begnügen. Es beginnt also:

Ich armer Teufel muß beklagen,
Daß mir bei allen meinen Tagen
Kein größer Spott zu Hand ist kommen,
Denn den mir jetzt mein' treue Frommen
Zu Augsburg haben zugericht,
Damit all meine Sach entwicht
Gemacht, daß mir nie übler ging
Sint ich Christum zum Feind empfing.

Lucifer erwähnt nun, wie viel ihm Luther seit dreißig Jahren zu schaffen gemacht, da dieser es gewagt habe, die Macht zu vernichten, die er, der Teufel, „seinem getreuen Gespons", dem Papste, zusammengebracht gehabt. Da Luther nun gestorben sei, so habe er geglaubt, seine Sache werde nun gut gehen, und einige Jahre sei es auch gut gegangen, denn der Papst habe große Herren zu Krieg, Lug und Trug angehetzt, und dieser Krieg habe die vortreffliche Folge gehabt, daß darin mancher fromme Christ zu Grunde gegangen, getödtet, vertrieben, gehangen oder in Armuth gebracht worden und so sein, des Teufels, Reich wieder mehr in Schwang gekommen wäre. Da hätten ihm aber seine eigenen Knechte mit dem von ihnen berathenen Plane, das wahre

christliche Wort Gottes wieder zu untergraben, einen höchst dummen Streich gespielt. Von diesen seinen Teufelsknechten, die sich dazu hätten gebrauchen lassen, wolle er nur drei nennen, nämlich die Verfasser des Interims:

Einer, ein Bau'r (Agricola), von Eisleben,
Dem ward an seine Hand gegeben
Ein Pflug, der auch ein Bischof ward,
Ein Kind gar ganz verderbter Art;
Vor dem Pflug ging in einem Joch
Von Mainz der Weihbischof [1]), und zog
Den Pflug und Bauer übers Feld;
Da pflügten sie, es trug ihn'n Geld,
Und säeten ein'n seltsam Samen,
Daraus ein' Frucht entsprang, mit Namen
Interim, sollt' seyn gut Latein,
Und ward ein feines Kindlein rein.
Allein ein Fehl hat es an sich,
Daß es mein' Tück ganz öffentlich
Hat kund gemacht dem g'meinen Mann,
Daß jedermann nun sehen kann,
Wie mein' getreuen Diener alle
Nichts anders thun, denn daß falle
Und gefället werde Christi Wort.

Nun geht Lucifer auf den Namen seines Kindes Interim über. Es muß bemerkt werden, daß man

1) Michael Helding oder Michael Sidonius war Weihbischof zu Mainz. Sastrow Bd. II. S. 800.

mit dieser Benennung allerlei spöttische Spielereien trieb, die alle darauf hinzielten, ihr eine dem Lug und Trug des Teufels entsprechende Bedeutung unterzulegen. Einige deuteten Interim durch: „hat den Schalk hinter ihm“ [1]); Andere brachten durch Versetzung der Buchstaben mentiri (lügen) heraus; wieder Andere leiteten es vom Zeitwort interimo (ich tödte) ab oder nannten es interitum (Untergang, Vernichtung) [2]). In Magdeburg wurden Hunde und Katzen mit dem Namen Interim belegt. Man schlug Interims-Thaler mit der Umschrift einer Seits: Interim, hebe dich weg von mir Satan, und anderer Seits: Diess ist mein lieber Sohn, an dem ich

---

1) Der Volkswitz:

Hütet Euch vor dem Interim,
Es hat den Schalk hinter ihm,

ging damals von Mund zu Mund. Menzel, Geschichte der Deutschen. Bd. III. S. 259.

2) Bieck, S. 47; auch die Pasquille und Spottlieder selbst sind voll von solchen Deuteleien des Namens Interim. Bei Sastrow, Bd. II. S. 337, finden wir einen Pasquillus, betitelt: Interim quae pars? Adverbium. Quid est adverbium? Est verbum Satanae conjunctum cum verbo dei ad decipiendas animas et stabiliendam Idolatriam Antichristi et confirmandam Tyrannidem etc.

Wohlgefallen habe[1]). So trieb man mit dem Worte allerlei Spott und Hohn. Unser Pasquill faßt diese Deutungen so zusammen:

Eins Theils, die nennen's Hinter=ihm,
Eins Theils, die deuten's auch also,
Daß ich des Deutens nit werde froh,
Denn sie sagen: ich geh zu Grund
Mit meinem Herrn und der mich fund.
Auch sagen etzliche: es ertödte
All', die ihm trauen in der Nöthe.
Wiewohl die Namen all sind wahr,
(Welchs ich doch wohl nit sagen dar),
So wollt ich dennoch, daß mein' Knecht'
Die Sach baß hätten bracht zu Recht,
Damit nit jedermann könnt sehen,
Warum vergangne Krieg geschehen.

Endlich wird auch der Gedanke ausgeführt, daß mit der Aufstellung des Interims selbst dem Papste kein sonderlicher Gefalle geschehen sei, wie denn auch bekanntlich der Papst und überhaupt der römische Hof mit der vom Kaiser veranlaßten Abfassung dieser Glaubensschrift nichts weniger als zufrieden war.

Mein' liebe traute Frau zu Rom
Dadurch auch kommt zu Spott und Scham.
Da wird erst Jammer werden d'raus,
Daß mir mein schönes Römisch Haus

1) Bieck, S. 91. 131. Plank a. a. O. S. 449.

Ganz gähe zu Boden, das fast vor
Im Fall reckt Hand und Füß empor
Und wenn dasselbig mir entfällt,
Hab ich schon meine Sach gestellt,
Zu rächen mich an meinen Bauern,
Die mit ihren unfleißig'n Lauern
Das Interim han aufgebaut,
Die müssen's bezahlen mit der Haut.

— — — — — —

Sondern ich will noch Blut auf Erden
Unschuldig thun vergießen machen
Und also füllen meinen Rachen,
Dazu mir denn mein' Frau Päpstin
Mit allem ihren Hofgesinn
Von Herzen gerne helfen wird,
Bis sie mit mir bezahlet wird.

Die eben angeführten Deutungen des Wortes Interim geben uns Anlaß, noch einer andern zu erwähnen, die sogar Gegenstand zu einer satyrischen Komödie oder vielmehr Tragödie in jener Zeit wurde, welche ein Augsburger abfaßte. Wir haben folgende Nachricht über den Inhalt der zwei ersten Acte.

Die Cardinäle zu Rom sitzen traurig da, darüber sehr bekümmert, daß Seine päpstliche Heiligkeit ihres ganzen prächtigen Ornats, ja selbst ihrer Kleider von D. Luther so völlig beraubt ist, daß sie nicht einmal ihre pudenda mehr bedecken kann, sondern zu Schmach und Schande des römischen Stuhles in puris naturalibus den Augen der Welt preisgestellt ist. Sie

berathen sich daher, ob man nicht ein Kleid machen und dem Papste anlegen könne, damit er nicht so schamlos einherzugehen nöthig habe. Da wird für rathsam befunden, Herrn Julius Pflug, Bischof zu Naumburg und den Weihbischof von Mainz, den Einen durch einen Cardinalshut, den Andern durch etliche Tausend Kronen herbeyzulocken, Beide verschmitzte und scharfsinnige Herren, die gewiß ein gutes Muster zu einem Unterkleide zur Bedeckung der Scham des Papstes ausspeculiren würden, und dann auch den geldgierigen Johann Eisleben (Agricola) zu gewinnen, der, eines Schneiders Sohn, ja auch wol die Kunst verstehen werde, das von jenen Beiden entworfene Muster fein artig und subtil zusammenzunähen. Es werden also flugs einige päpstliche Boten an die genannten Herren nach Deutschland gesandt und sie erhalten von ihnen auch die Zusage, das Geschäft übernehmen zu wollen. Nach einiger Zeit bringen die beiden Ersten das verlangte Muster fertig zum Vorschein; es wird dem Eisleben überreicht, mit genauer Vorschrift, wie er es aus allerlei Farben kunstreich zusammensetzen solle. Während dieser aber sitzt und arbeitet, tritt ein Spanier ein und fragt: Meisterchen, was macht ihr da? Eisleben antwortet: Ich nähe ein Unterhemd. Der Spanier, blos den Ton des Wortes hörend, ohne die Sprache zu verstehen, erwidert: Ach Lieber, ihr macht ein Interim? —

Weiter hatte der Augsburger, wahrscheinlich mit Absicht, seine Spottkomödie nicht fortgesetzt [1]).

Noch interessanter behandelt finden wir denselben Gegenstand in einem Spottgedicht über das Interim, welches wir, ohne Angabe des Verfassers und des Ortes, wo es erschien, in einem fliegenden Blatte vor uns haben. Voran geht ein Spottlied auf Johann Agricola oder Eisleben; es satyrisirt über diesen seinen Namen und beginnt also:

Der Teufel wollt' sein'n Knechten allen
Lohnen, die ihm seyn zu Gefallen
Gen Augsburg kommen zur Geburt,
Die Interim genennet wurd',
Und fing an von Johann Eisleben,
That ihm nach seinem Namen geben
Ein Herz, das kalt war wie ein Eis
In Gottesfurcht, das doch mit Fleiß
Dieß irdisch Thun fest zu sich zwünge,
Auf daß, wo ihm etwa gelinge,
Daß er mit seinem Interim
Bekehren thät das ganz' Papstthum,
Daß man ihm die Ehr' thät zueigen
Und mit Fingern auf ihn zeigen
Und sagen: Schaut, das ist der Mann,
Der das Papstthum bekehren kann! u. s. w.

---

1) Sastrow, Bd. II. S. 301, sagt am Schlusse: „Also ist das Interim Zudeckelse des Papsts Schande und Kapkagele des Concilii Haupts.“

Die ganze Tendenz des Spottliedes geht darauf hin, zu zeigen, wie das Interim entstanden sei und wie sein rechter Name sein solle. Es gehört unstreitig zu den besten Spottgedichten aus dieser Zeit und beginnt mit Tezel's unverschämtem Ablaßhandel in Sachsen, besingt dann Luther's heldenmäßigen Gegenkampf zur Vertilgung des gottlosen Unwesens und geht hierauf über auf die verschiedenen Mittel und Wege, die der Papst aufgeboten habe, um seinen Lügentand aufrecht zu erhalten; wie er z. B. „den werthen, theuren Kaiser Karl" mit in seine Sache gezogen, dieser zur Erhaltung der alten Kirche mehre Reichstage gehalten und zuletzt selbst einen schweren Krieg deshalb begonnen. Dieser indeß habe ebenfalls nicht zum erwünschten Ziele geführt, ebensowenig das Concilium zu Trident. So kommt nun das Gedicht auch auf das regensburger Interim:

Da ward ich altes Buch gesucht,
Etwann zu Regensburg versucht,
Herfürgezogen auf den Plan,
Sollt jetzt Einigkeit richten an.
Dieweil aber ich war bekannt
Zuvor durchs ganze deutsche Land,
Wollt' man mich nicht derselben Maaß
Darstellen, als ich etwann was,
Damit mich nicht die Größ' ohnmächtig
Und alt Herkommen macht' verdächtig.
Derhalb man that nach Leuten sehen,
Klingende Lauten sollt' ich jehen,

Die mich behieben und beschnitten,
Gleich als ein neu Werk aus mir schnitten.
Da funden sich viel Schmeichler her,
Viel Schmarotzer und andere mehr
Vom grossen Epicurus-Haufen [1]),
Die all' zu fressen und zu saufen
Nahmen und holfen mir fortan
Mehr denn ein Kaiser je gewann.
Dieweil ihrer aber viel von Denen
Nicht wohl mochten ein'n Buchstaben kennen,
Als die mit allen ihren Haufen
Nichts konnten denn Fressen und Saufen,
Heucheln, Schmarotzen, Federklauben,
Die jungen Mägdlein unter die Hauben
Bringen und was dergleichen mehr,
Da funde man ohn' alles Gefähr
Drei Mann unter den werthen Gästen,
Die zur Sach' dienten am besten.

Darauf schildert der Spottdichter die bereits genannten drei Verfasser des augsburger Interims allerdings mit sehr grellen Farben. Das Interim fährt dann selbst fort:

---

1) Darauf bezieht sich auch D. Martini Lutheri Sarcasmus in Epicurum, oder sein Spottlied wider den Epicur:
Vitam quae faciunt suis beatam
Porcis, haec Epicurus ille tradit.
Der Säue seliges Leben
Thut Epicurus an Tag geben u. s. w.

In Summa so wurd' ich behauen,
Daß mir noch vor Angst thut grauen,
Denn Alles, was an mir gut war,
Dasselb' haben's genommen gar
Und wo ich etwa war geflickt,
Da han sie mich gänzlich zerstückt
Und meinen guten Ruhm und Nam,
Den ich zu Regensburg überkam
Mit Angst und Noth viel frommer Leut,
Den han sie mir in kleiner Zeit
Also zerstänkert und verhumpelt,
Indem sie mich so han zerstumpelt.
Doch ließ der Kaiser ihm (sich) gefallen
Mein' elend' Gestalt für andern Allen,
Und wollt', daß mich schlechts jedermann
Für seinen Gott sollt nehmen an,
Sich richten nach mein'm G'heiß und Wort,
Niemand mir widersprechen fort,
Bei Verlierung all seiner Gnad,
Leibs und Lebens und was man hat.

Der Dichter kommt dann auf die verschiedenen Namen des Interims, „das Buch der Reformation, Hinterim", und die übrigen Versetzungen und Ableitungen, von denen früher schon gesprochen ist. Wir übergehen sie, um (bei der großen Länge, die das ganze Gedicht hat) nur die schon angedeutete Stelle anzuführen, die mit zu den kräftigsten gehört:

So ist doch noch ein neuer Nam,
Der mir mit Wahrheit recht aufkam,

Und daß ich euch denselben sag:
Papst's Unterhemd heiß ich ohn' Klag,
Denn als der Papst durch Gottes Wort
Ist aufgedeckt an allem Ort,
Daß man ihn endlich recht erkennt,
Mit Wahrheit ihn den Ant'christ nennt,
Der sich mit Gewalt an Gottes Statt
In seiner Kirch gesetzet hat,
Unter dem Schein der Geistlichkeit
Gezwungen weltlich' Obrigkeit,
Daß sie ihm mußt' gehorsam seyn

— — — — — —

Und ist nun offenbar am Tag,
Daß man sie auch recht nennen mag
Die arge Babylonische Hure,
Von der zuvor geweissaget wure
Durch Johann's Christi Jünger frumm
Und was man mehr in der Summ
Der Schrift find't von dem Widerchrist,
Dasselb im Papstthum geschehen ist;
Weil nun solchs durchs Wort Gottes entdeckt
Ist, wird des Papsts Hauf erschreckt,
Denn jedermann itzt sehen mag
Ihr gräulich Thun, und ist am Tag
Ihr Gestank und Französischer Leib,
Mit welchem sie groß Schalkheit treib,
Weil man ihr' Gräuel noch nicht sehen
Konnt', nun man's aber thut ausspähen,
Daß sie so gräulich ist verwundt,
Im Teufelsleben ganz ungesund,
In Abgötterei ganz verderbet,
In Heuchelei und Geiz gesterbet,

Da fället ab, wer sie erkennt.
Weil aber Karl hochgenennt
Der Kaiser sie noch nicht kennt wohl,
Weiß er nicht, wie er helfen soll,
Daß solcher argen Huren Leib
Wär' zugedeckt, damit verbleib,
Daß man's nicht mehr für räudig halt',
Sondern daß sie ehr' Jung und Alt;
Da hat er mich zu solchen Sachen
Den Papst zu decken lassen machen,
Und wurd' mein Gewand erstlich gekauft,
Nach Bettlers Art zusamm'n gerauft
Eins Theils aus Petro von Lamparten,
Eins Theils aus päpstlich Brief und Karten,
Eins Theils wurd' mit Gold ausgestickt,
Mit Gottes Wort zusamm'n geflickt.
Sollt erstlich worden seyn ein Rock
Mit Aermeln lang, damit die Dock,
Zu Rom sich um und um möcht decken,
So that Gott selbst den Meister schrecken,
Daß er an mir verzweifelt schier

— — — — — —

Nun daß er dennoch seinen Fleiß
An dem Papst auf das Best beweis,
Bin ich aus dem Rock in der Fremd
Gemacht zu einem Unterhemd.

Aber, fügt der Spottdichter am Schlusse noch hinzu, das verpfuschte Unterhemd decke den garstigen Leib doch noch nicht ganz zu; es lasse noch Hals und Kopf frei, um sehen zu lassen, wie durchaus

räudig Alles noch sei; es habe keine Aermel und man gewahre somit immer noch die geizigen und diebischen Arme und Hände; vorne an der Brust sei es offen, damit man auch ferner wahrnehmen könne, wie es dem Papste ums Herz sei und „welche Falschheit und Täuscherei" er in sich trage; überhaupt, sagt das Unterhemd von sich selbst:

Ich bin zerrissen und zerhackt,
Mit stinkender Salbe durchgossen,
Welche nun alle Ort durchflossen
Hat und selber durchfrisset mich,
Daß ich mich schwerlich selbst versich,
Daß mich der Papst soll ziehen an,
Weil so ein'n schändlich Geruch ich han,
Wiewohl er hat den Schnupfen hart
Und übel gesichet zu der Fahrt,
Daß ihn denn möcht letzlich bewegen,
Daß er zum Schmuck mich thät anlegen.

Diese letztere Stelle bezieht sich offenbar wieder auf die Unzufriedenheit, die sich selbst vom römischen Hofe aus über das vom Kaiser verfügte Interim kund gegeben hatte. Am Schlusse des Gedichtes setzt sich das Interim selbst sein eigenes Epitaphium.

Es fehlte ferner auch nicht an solchen Spottliedern, die das Interim in plastischen Bildern schildern und auf diese Weise in bittern und beißenden Sarkasmen das Wesen und die Tendenz desselben dem

gemeinen Volke zu deutlicherem Verständnisse vor Augen stellen, denn auch damals wußte man, daß der gemeine Mann sehen und schauen muß, nicht blos wenn er glauben, sondern auch wenn er verstehen soll. Ein solches Spottlied sandte im J. 1548 der bereits erwähnte Theolog Veit Dietrich aus Nürnberg an Melanchthon [1]). Es stellt das Interim als ein Ungeheuer vor mit dem Kopfe eines Engels (der in Engelsgestalt das Gift des Papstes verstecken soll), dem des Papstes und einer Anzahl Türkenköpfe, ferner mit einer Adlerkralle und einem Krötenfuß, einem Teufelsmaule und einem Skorpionenschwanze, denen allen ihre besondere Bedeutung in Beziehung auf das Interim beigelegt wird. Indeß hat das Ganze wenig schmackhaften Gehalt; selbst die Form ist so unbeholfen, daß wir uns der weitern Mittheilung überheben. Gleichfalls zur Belehrung des Volkes über Das, was es eigentlich unter dem Interim zu verstehen habe und was darin zu finden sei, sollte ein anderes Lied über das Interim dienen, welches im J. 1549 unter dem Titel erschien: „Ein kurz christlich Bedenken und Bekenntniß aufs Interim, gesangsweise gestellt im Tone: Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn u. s. w.

---

1) Daß Beide über das Interim correspondirten, ist aus Sastrow, Bd. I. S. 305, bekannt.

durch A. K." [1]) Es ist in seiner ganzen Tendenz durchaus didaktisch, hat aber nebenbei sehr starke Stellen gegen den Papst, das sinn- und gedankenlose katholische Ceremonienwesen und den katholischen Dogmatismus überhaupt. Es geht die einzelnen Lehren, Satzungen und kirchlichen Gebräuche von der Justification, von der Liebe und den guten Werken, von

1) Der Herzog Albrecht bekam dieses Lied von Kaspar Aquila, Pfarrer zu Schmalkalden, zugesandt und dieser hatte es von der Gräfin Elisabeth von Henneberg, gebornen Markgräfin von Brandenburg, erhalten. Es heißt darüber in einem Briefe Aquila's an die Gräfin: So danke ich auch E. F. G. viel hunderttausendmal der zugesandten Bücher, als erstlich des Hessischen Adels christliche Verantwortung an kaiserl. Majestät gethan; zweitens des christlichen Bedenkens aufs Interim, im Ton: Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn rc. Ist ein sehr gut edel Gesang. Drittens für den recht schönen lustigen Dialogum (der des losen Schariot Eisleben und Judas Viceli List und Schalkheit so meisterlich aufdecket, daß es Wunder ist), den M. Antonius Corvinus Superattendens hat überaus wohl gezimmert, daß er billig sollt in Druck ausgehen, daß alle Welt wüßte ihre List und arge Büberei zu erkennen u. s. w. Und soll E. F. G. M. Antonio Corvino fleißig Dank sagen, daß er sich also übet wider die Lästerbuben, die Interimsschreiber. Lasset ihn ja nicht feiern, sondern immerzu etwas schreiben wider diese Gottesschänder und Verfolger rc.

der Kirche und ihrer Gewalt, von wahren Kirchendienern, vom obersten Bischofe und andern Bischöfen, von den Sacramenten, der Taufe, der Firmung, der Buße, der Beichte und Absolution, von der Genugthuung, vom Sacrament des Altars, von der Oelung, der Priesterweihe, vom Ehestande, Opfer der Messe, Gedächtniß und Anrufen der Heiligen in der Messe, von der Communion und von den Ceremonien überhaupt der Reihe nach durch [1]) und zeigt in Kurzem das Unchristliche und Unbiblische, was die katholische Kirche über alle diese Punkte lehre und das Interim zu glauben gebiete. Das Lied schließt mit den Versen:

Der uns dieß Lied gesungen hat
Aus vieler frommer Leute Rath,
Meint's gut mit deutschem Lande.
Das Interim er hassen thut,
Zum Wort ist geneigt sein Herz und Muth,
Ist feind der Päpstler Schande [2]).

---

1) Also fast ganz dieselbe Ordnung der einzelnen Lehren und Dogmen befolgend, wie „der Prediger der Jungen Herrn Johanns Friederichen Herzogen zu Sachsen Söhnen christliches Bedenken auf das Interim", welches bei Bieck S. 102 ff. zu finden ist; dieselbe Ordnung, wie sie das Interim selbst in seinen einzelnen Lehren hat.

2) Dieses im Ganzen nicht uninteressante, aber sehr ernst gehaltene Lied kennen wir blos aus fliegenden Blättern,

Wenn die meisten Pasquille und Spottlieder über das Interim, wie die bisher erwähnten, ihre beißendsten Sarkasmen und bittersten Spöttereien gegen den Papst und den Klerus ergossen, den Kaiser dagegen, den Urheber des Interims, als vom Papste getäuscht und verleitet, immer nur sehr gelind und schonend berührten, so gab es doch auch Solche, die den Kaiser als Vater des Interims mit dem vollsten Maße ihres Zornes und Spottes überschütteten, und gewiß mit allem Recht. Dahin gehört unter Andern ein kleines Lied unter dem Titel: „Geistloses Bedenken aufs Interim", welches mit den Versen beginnt:

Christus ist gen Himmel gestiegen,
Hat sich gar seines Reichs verzigen,
Drum will der Kaiser auf die Bahn,
Des Reichs sich selbest nehmen an,
Giebt hiemit sein'm Geschlürf die Regeln,
Damit man mög' gen Himmel segeln.

Gleichfalls gegen den Kaiser gerichtet ist ein anderes inhaltreicheres Spott- und Schmähgedicht aus dem J. 1549, mit dem Reimtitel: „Kurzer Bericht aufs Interim, Ganz schlecht aus einfältigem Sinn. Wer's liest, der nehm dießmal vor gut, Verbessert

---

in denen es vor uns liegt. Wahrscheinlich ist es noch ungedruckt. In den vorliegenden Abschriften ist es dem Herzog von Preußen zugeeignet.

er's, mir Gefallen thut." Wir haben dieses Lied auf einem fliegenden Blatte, ohne den Verfasser oder den Ort seiner Entstehung zu kennen; jedoch verräth sein Inhalt einen sehr gebildeten, selbst kenntnißreichen Mann, sodaß wir, durch einige Stellen in Veit Dietrich's Briefen aus Nürnberg veranlaßt, vermuthen möchten, er sei der Verfasser dieses Liedes. Es hat einen gewissen universalhistorischen Charakter, denn es liegt ihm im Ganzen der Gedanke unter: es gehe mit der Welt immer mehr zum Schlechtern fort, die Menschheit lasse sich durch die Weltgeschichte in nichts belehren und warnen. Mit diesem Gedanken leitet das Gedicht sogleich ein:

Uns zeigt die Schrift ganz hell und klar,
Von wunderlichen Dingen zwar,
Welch' sich vom Anfang dieser Welt
Verlaufen han gar mannigfält
Bei Heiden, Juden, Christenleut
Begeben sich bei uns noch heut,
Zeigen gewißlich Gottes Zorn,
Ist aber leider all verlor'n
Auf dieser Erd bei Menschenkind,
Die all verstockt, ganz schnöd und blind
Nehmen kein' Straf, noch Warnung an,
Bis endlich all' zu Trümmer gan.
Denn Welt ist Welt, untreu und arg,
Mit Hinterlist, verschmitzt und stark,
Giebt nichts auf Gottes Dräuen mehr,
Sucht anders nichts, denn Geld und Ehr.

Der Dichter berührt darauf in Kurzem die „Strafgerichte, Wunder und Zeichen", durch welche Gott in der Geschichte der Juden, in Athen, Rom, in den Kreuzzügen u. s. w. habe züchtigen, belehren und bessern wollen, aber immer ohne Erfolg. Der verstockte Sinn Pharao's beherrsche noch bis auf den heutigen Tag der Menschen Herz; das beweise auch das neueste große Wunderzeichen, denn zu Augsburg

Ein Mann, Carolus der Fünft' genannt,
Erlöset ist von schwerem Band,
Mit dem er schwanger gangen ist
Itzt zwanzig Jahr, eine lange Frist,
Der hat geboren ein grausam Thier,
Des Conterfei du siehst allhier,
Das mit Vernunft und auch Natur
Zugegenläuft sein' gestreckte Schnur,
Derhalb er auch zur selben Zeit
Geschwinde Angst und Fahr erleid,
Und hätt' der Frucht schwerlich genesen,
Wenn nicht daselbst bei ihm gewesen
Drei Wehmütter, alt und hocherfahren,
Thaten kein' Müh, noch Fleiß ersparen,
Auf daß die Frucht ganz unversehrt
Geboren würd' auf diese Erd,
Ohn' alle Runzel, hübsch und fein.
Nun horcht, wer die Alten seyn.
Julius Pflug, der lose Sophist,
Ist keck und stolz auf seinem Mist;
Bischof von Mainz, dünkt sich auch klug;
Johann Eisleb, der Mameluck,

Und heißt das Kind Herr Interim,
Verderb und Gift nach meinem Sinn,
Den Kur- und Fürsten wohlbekannt,
Sammt Städten viel im Oberland,
Die Gevattern dazu worden seyn,
Mit Eid verknüpfet allgemein,
Das Kind zu halten nach der Lehr u. s. w.

Es folgt darauf eine scharfe Straflehre, die der Dichter Denen gibt, welche die Religion zum Deckmantel ihrer Lüste und Leidenschaften, ihrer Verirrungen und Missethaten gebrauchten, wie dies besonders bei den Fürsten jener Zeit der Fall sei. Dann schildert er die Gestalt des vom Kaiser geborenen Ungeheuers.

Es hat das Kind drei Angesicht,
Auf seltsam Rüstung zugericht:
Das erst' ein's Engels Klarheit zeigt,
Mit Demuth sich zu Allen neigt,
Welche aufnehmen sein'n hellen Schein.
Das mittel ist ein König fein,
Geschmückt mit dreifaltiger Kron'
In großer Pracht, herrlich und schön.
Das dritt' gleicht sich schnödem Tyrann,
Dem niemand wohl entfliehen kann.
Nun ist der Hals dreifaltig auch,
Geflochten stark bis an den Bauch;
Daran hangen zwo Zitzen lang,
Welche aufnehmen mit hohem Dank
Zwei junge Thier' und saugen stark
Des Drachen Milch, Gift, Blut und Mark.

Der Leib ist schuppicht, voller Fleck,
    Wirft von sich Feuer und faulen Dreck.
Es hat das Thier zween Flügel auch
    Von sich gesperrt, spitzig und rauch,
Sein Schwanz knorrig, gelb, schwarz und roth,
    Ein'n tödtlich Widerhaken hot,
Begreift damit die Sternen klar.
    Die Füß sind auch ganz ungleich zwar,
Der erste hat eines Griffels Art,
    Hält stark und fest zu aller Fahrt,
Der andre ist ein Krötenfuß,
    Dabei Gift und Gall bleiben muß.
Also ist kürzlich sein' Gestalt
    Durch schlechte Wort' recht abgemalt.

Im Folgenden gibt nun der Dichter die Deutung. Das Ganze, sagt er, sei der Antichrist, der Papst in Gestalt eines Ungeheuers, das sich den Statthalter Gottes auf Erden nenne. Um zu zeigen, wie der Spottdichter die Deutung der einzelnen Theile seines Ungeheuers behandelt, wollen wir hier nur noch seine Schilderung des Engelsgesichts (denn in allen drei Gesichtern repräsentirt sich das verschiedenartige Wesen des Papstes) ausheben:

Der Engel deutet groß Heuchelei,
    Damit er denkt sein' Bosheit frei,
Stellt sich einfaltig, als es scheint,
    Ist doch der Wahrheit erblich Feind,
Gleißt schön von Pracht und Reverenz,
    Der Welt Verderb und Pestilenz,

Schwatzt viel von Fasten, auch Andacht,
    Ihm (sich) säuberst fette Tage schafft.
Verkauft Fuchsschwänz, kurz, lang und breit,
    Das Volk um's Geld und Hab geseit.
Derhalb er Judas-Beutel schlecht
    An seinem Halse führet recht,
Dazu ein'n langen Rosenkranz,
    Hat fleißig Acht auf seine Schanz,
Nachdem die Welt thörigt und blind
    Ihm folget sammt der Menschen Kind.
So führt er sie auf losen Sand,
    Giebt ihn'n für's Geld ein'n großen Quant,
Schafft Platten, Kappen, holzen Schuh,
    Nächtlich Geschrei im Chor ohn' Ruh,
Reich Opfer bei der Todten Pein,
    Geweihte Rosen, Oel und Wein,
Annaten und Vigilien,
    Groß Ablaß sammt dem Requiem,
Geschmückt' Altär', auch wächsene Licht,
    Monstranzen, heimlich Ohren-Bicht,
Kirchen, Kapell, groß' Klöster reich,
    Weihwasser, Salz, das Kraut zugleich,
Palmen und Kelch, das Osterfeuer,
    Geschmierte Kreuz' an hoher Mäuer,
Bringt alles Geld und ist fast theuer,
    Die Hölle sammt dem Fegefeuer;
Hat auch dabei seine Creaturen,
    Tragen rothe Hüte mit langen Schnuren,
Ein Theil lang Haar, ein Theil beschoren,
    Han Kleider als gemeine Thoren,
Von Schwarz, Grün, Weiß, auch Himmelblau,
    Schäckigt und bunt, roth, gelb und grau,

Werden wie Dieb' gebunden auch,
 Han dicke Hälse und fetten Bauch,
Müssen nicht reden, sind ganz stumm,
 Beugen den Schalk grad und krumm.
Dazu hat er auch Jägerhund
 Mit Krämerei zu aller Stund,
Verkaufen Messen, Eigenwerk,
 Auf daß sich mehr' sein Reich und stärk',
Ein Theil schlemmen und gehen in Saus,
 Halten glatt' Pferde und Huren aus.
Er hat auch eigene Henkersknecht',
 Das Krumm' bewegen sie gerad und schlecht,
Als Cortisan, diebisch' Fiskal,
 Procurator, Official,
Fürwahr ein seltsam Hofgesind,
 Desgleichen man bei Pluto nicht find't,
Zu locken hieher auf dieser Erd
 Die Menschen auf seinen Vogelheerd.

Doch wir brechen ab, Mehres aus den vor uns liegenden Spottliedern über das Interim mitzutheilen, indem wir glauben, durch das bereits Gesagte und Mitgetheilte den innern Charakter und Gehalt dieser Art von Spottgedichten hinlänglich bezeichnet zu haben. Um so weniger auch halten wir es für nöthig, hier noch weiter auf die bereits gedruckten Gedichte dieses Inhalts einzugehen, da sie überdies Jedem, der sie genauer kennen lernen will, leichter zugänglich sind, als die vorerst nur noch in fliegenden Blättern vor-

handenen [1]). Manche von ihnen wären wohl werth gewesen, in die in unserer Zeit erschienenen Sammlungen deutscher historischer Volkslieder aufgenommen zu werden, denn es ist befremdend, daß sich darin kein einziges Lied über das Interim vorfindet.

II. Der Kaiser und sein Streben wider die deutsche Freiheit.

Es gibt in der neuern Geschichte unstreitig wenige Menschen, die wie Karl der Fünfte in der Mit- und Nachwelt ein so durchaus verschiedenes Urtheil über ihr Wollen und Wirken erfahren haben. Ueber Karl's Thaten und Unternehmungen kann kein Streit obwalten, wohl aber über das eigentliche Endziel, also über Karl's inneres Streben und Wollen, über den von ihm vielleicht nie mit voller Offenheit und Wahrhaftigkeit ausgesprochenen geheimen Plan, auf welchen hin Alles berechnet sein konnte, „denn, wie der Mensch verständig, so will er verstehen; darum ist er nicht zufrieden mit den Erscheinungen, die sich auf der Bühne des Lebens bewegen, sondern er will auch den

---

1) Mehre derselben, auch lateinische, findet man in Chr. Hirsch Geschichte des Interims zu Nürnberg, S. 22 ff. Darunter ist eins mit dem Titel: Dieß ist die heilige Frau S. Interim mit ihrer Auslegung; auch eins von Osiander.

Mechanismus sehen, der sich unter ihr verbirgt und diese Erscheinungen in Bewegung setzte;" und das eben ist es, worüber schon Karl's Mitwelt, seine eigenen Zeitgenossen, im Urtheile auseinandergingen. Also hat man ihn schon in seiner Zeit gerühmt und geschmäht, angeklagt und vertheidigt, verdammt und gerechtfertigt, gehuldigt und gesegnet und verwünscht und verflucht. Wie aber war es anders zu erwarten in dem wilden Parteienkampfe und in der argen religiöskirchlichen Zerrissenheit, in welcher Deutschland in seinen Fürsten und Völkern, besonders seit dem Jahre 1546, dastand. Karl selbst hatte unendlich viel gethan und Jahre lang sich abgemüht, um jenen Parteienkampf zu beschwichtigen und die kirchliche Antagonie im Reiche irgendwie zu sühnen. Daß er dabei durchaus redliche Absichten im Auge hatte, läßt sich kaum bezweifeln. Das haben auch viele seiner Zeitgenossen anerkannt, selbst solche, die keineswegs seine Glaubensansicht theilten; denn überhaupt weichen vor dem genannten Jahre die Meinungen der Zeitgenossen über Karl's Wollen und Streben und über das letzte Ziel seiner Plane noch nicht so scharf voneinander ab. Viele hofften sogar damals noch, er werde sich der Banden, die ihn in kirchlicher Hinsicht gefesselt hielten, endlich noch entschlagen und es werde ihm vielleicht doch noch gelingen, durch die Macht der Wahrheit und geistiger Freiheit eine Versöhnung der Meinungen

der Zeit herbeizuführen. Noch im J. 1541 sagt von ihm ein sehr gebildeter Mann auf der Seite der Evangelischen: Der Kaiser ist wahrlich ein frommer Kaiser, der je alle Sache gerne gut sähe; allein es ist das das Aergste, daß seine kaiserliche Majestät mit so viel Bischöfen, Mönchen und Pfaffen gehütet wird, die alle keine größere Sorge tragen, als seine Majestät werde der rechten Wahrheit einträchtig. Der allmächtige Gott wolle ihm seine Erkenntniß mittheilen und ihn gnädiglich erleuchten; ich hätte keine Sorge, wenn seine Majestät nur selbst also viel vom rechten Glauben gehört und gelesen, seine Majestät würde anders in des Evangeliums Sache handeln [1]). Und so urtheilten damals Viele, selbst unter den Evangelischen.

Diese bessere Meinung aber unter den Evangelischen von Karl's religiöser Gesinnung und die Hoffnung auf Duldsamkeit in Beziehung auf kirchliche Verhältnisse schlug seit dem Jahre 1546 fast gänzlich um, denn es geschahen von ihm selbst seit dieser Zeit Schritte, die nothwendig zu der Ansicht führen mußten: der Kaiser habe kein anderes Ziel vor Augen, als zuerst die Ausrottung der neuen Lehre Luther's,

1) Schreiben des Leo Schürstab an den Herzog von Preußen, dat. Nürnberg 28. Febr. 1541; im geheimen Archiv zu Königsberg.

die Vernichtung der neuen Denk- und Lehrfreiheit und dann die Unterdrückung der deutschen Nationalfreiheit und den Aufbau einer herrischen Zwingherrschaft. Mochte man ihn immerhin hier und da damit noch entschuldigen: er sei nur Werkzeug des Papstes [1]), durch pfäffisches Einreden der ihn umgebenden Bischöfe und Geistlichen verleitet und verführt, seine Waffen seien nur in Bewegung für das Interesse des päpstlichen Hofes, seine innere Stimme einer bessern Ueberzeugung könne nicht laut werden vor dem Hülfgeschrei der alten Kirche, in deren Schoos er geboren und gebildet und zu deren Schirmvogt er von Gott bestellt worden sei: Vielen blieb sein inneres Wesen immer wenigstens ein zweideutiges, Vielen galt er als ein in den Händen der Kleriker gefangener Heuchler und Scheinträger, und bei vielen Andern fiel das Urtheil über ihn noch ungleich härter aus. Der größte Theil der Evangelischen war bald überzeugt, daß des Kaisers ganzes Streben nur auf Unterdrückung der reinen evangelischen Lehre und auf Zertretung der Freiheit des deutschen Volkes hinziele. Und die Stimmen wurden bald auch laut darüber. Sie erklärten ihn gradezu für den Unterdrücker ihrer Religion und gemeiner deutscher Freiheit. Der Kurfürst Johann

1) Vergl. das Gespräch Pasquill's bei Sastrow Bd. II. S. 75.

Friedrich von Sachsen erklärt dem Herzog Albrecht von Preußen in mehren Schreiben: Der Kaiser gebe als Scheingrund seines Krieges den Ungehorsam etlicher deutscher Fürsten an; mitnichten, unter dem Scheine solches vermeinten Ungehorsams suche er nichts Anderes als Ausrottung der wahren Religion, Trennung und Ueberwältigung der evangelischen Confessionsverwandten und Unterdrückung wohlhergebrachter Libertät und Freiheit deutscher Nation [1]). Derselbe Fürst schrieb an Justus Jonas in Halle: Damit ihr auch desto gewisser sein möget, daß der Feind (der Kaiser) seinen Krieg und Empörung auf Anhalten des Papstes wider Diejenigen, so Gottes Wort bekennen und haben, angefangen, dieselbigen nicht allein auszurotten und in die vorige unchristliche Abgötterei und Misbräuche zu bringen, sondern dem Reiche deutscher Nation seine wohlhergebrachte Libertät und Freiheit zu nehmen und in eine ewige Dienstbarkeit zu führen, so überschicken wir euch hiebei etliche Artikel aus dem Bündnisse, so zwischen dem Papste und Kaiser aufgerichtet, solches klärlichen daraus zu ver-

---

1) So in drei Schreiben des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen an den Herzog von Preußen, dat. Weimar 8. Juli, Meiningen 21. Juli und Fulda 17. December 1546; im geheimen Archiv zu Königsberg.

nehmen [1]). In jenem merkwürdigen Absagebrief des Kurfürsten und des Landgrafen Philipp von Hessen an den Kaiser im Lager vor Ingolstadt erklärten ihm Beide offen und frei: Weil ihr denn hiebevor mit Unbestand und Ungrund ausgegossen (ausgesprengt), daß ihr Willens wäret, uns Ungehorsams halben, dessen wir nicht beschuldiget noch überwunden, zu strafen, aber darunter anders nicht dann die Verdrückung und Austilgung Gottesworts und unserer wahren christlichen Religion gemeint und sich solches nicht nur aus des Papsts und euern Schriften und Handlungen, auch aus euerer eigenen Leute, so zu uns gefangen werden, Bekenntnissen klärlich und unverneinlich befindet, so erscheinen wir jetzt allhier vor euerem Lager u. s. w. [2])

---

1) Schreiben des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen an Justus Jonas in Halle, dat. Im Feldlager vor Ingolstadt am 3. Sept. 1546; im geheimen Archiv zu Königsberg.

2) Absagebrief der beiden genannten Fürsten vom 2. Sept. 1546. Bei Sastrow Bd. II. S. 62 steht er nur fragmentarisch. Vergl. Raumer, Geschichte Europas Bd. I. S. 535, auch die Verwahrungsschrift der augsburgischen Confessionsverwandten vom 11. August 1546 bei Hortleder Bd. III. C. 24. S. 412, und die Rechtfertigungsschrift des Kurfürsten von Sachsen und Landgrafen von Hessen, ebendaselbst Bd. III. C. 30. S. 443

Befestigt wurde diese allgemeine öffentliche Meinung über Karl's Streben unter den Evangelischen durch die Inquisitionsgerichte, welche von ihm in den Niederlanden vorzüglich seit dem Jahre 1546 in rege Wirksamkeit gesetzt wurden und in Verbindung mit seinen früheren grausam blutigen Strafen an den Bürgern von Gent, Düren und andern Städten ihm den Namen des Metzgers von Holland zuzogen. Fliegende Blätter in Druck und Schrift, von Hand zu Hand verbreitet, trugen auch hier wesentlich dazu bei, dieser Meinung von dem einen Ende Deutschlands bis zum andern Eingang und Geltung zu verschaffen. Man sprach allenthalben von dem Joche spanischer Sklaverei, welches Karl dem deutschen Vaterlande aufdrängen wolle; man hielt dem deutschen Volke des Kaisers tyrannisches Verfahren in den Niederlanden als Beispiel vor, wie er auch an ihm handeln werde, wenn es ihm gelungen sei, die mächtigsten deutschen Fürsten in die Sklavenketten seines Gehorsams zu schmieden.[1]). Das Heftigste, was vielleicht je über

1) Eine der interessantesten Flugschriften über das Inquisitionsverfahren in den Niederlanden ist die unter dem Titel: Von der unchristlichen, tyrannischen Inquisition, den Glauben belangend, geschrieben aus Niederland, gedruckt zu Wittenberg." Vergl. auch was darüber der Pasquillus Novus der Husseer bei Strobel, Neue Beiträge u. s. w. Bd. IV. St. 2. S. 175 sagt.

den Kaiser Karl in dieser Hinsicht geschrieben ist, enthält eine Flugschrift unter dem Titel: „Ein kurzer Bericht und Inhalt der neuen Mandata, so von Kaiser Karl in diesem Jahre 1546 den letzten Juni unter seinem Namen und Siegel zu Brüssel gegeben, zu Löwen gedruckt, im Juli und im August in den Niederlanden publicirt worden.“ Da heißt es unter andern: Man wird mit diesen ebengenannten und auch den Mandaten, so in diesem und vergangenen Jahren an den frommen und gottesfürchtigen christlichen Bischof und Kurfürsten zu Cöln der Religion halber ausgegangen, genugsam überzeugt, was sein, des Kaisers, Glaube sei und was er für einen Glauben oder Evangelium handhaben und in die Leute mit Gewalt zwingen will. Wie mögen denn Die so verblendet und unverschämt sein, die noch sprechen: Der Kaiser wolle wider den Glauben nicht, wollen also seine Tyrannei und Blutvergießen mit Lügen und öffentlicher Unwahrheit schmücken, so doch das Widerspiel unwidersprechlich wahr und klar am Tage ist, wie die helle Sonne, daß der Kaiser, Papst und König die wahre christliche Religion ausrotten, auch ganz Deutschland an seiner Libertät unter ihr Joch und Servitüt, auch zum papistischen, teufelischen Irrthum und Aberglauben zu bringen, endliches Fürhabens und entschlossen sind, wie sie denn das mit der That allbereits ins Werk gebracht, viel christliches unschuldiges Bluts in

ihren Landen sowol, als auch an vielen Orten mehr des Glaubens halber bis zu dieser Zeit erbärmlich vergossen und noch täglich vergießen, erwürgen und umbringen, auch mit Mord, Rauben und Brennen Deutschland jämmerlich verderben und viel arme Leute machen, da sie doch Juden, Heiden und Mohren um zeitliches Gewinnes willen, unangesehen was sie glauben, in ihren Landen leiden können. So erkennt nun ein Jeder, der witzig ist, wer diesen Krieg angefangen, wer die Christen verfolgt und die Länder austheilt, ob nicht der wienerische Antichrist und die Hure von Babylon mit ihrem Kaiser, König und derselben Anhang solches thun, und wie Viele, die das Evangelium vor viel Jahren angenommen, jetzt unter falschem Schein dem Kaiser und der babylonischen Hure dienen, den Mantel nach dem Winde kehren. Nun fahren sie zu und werden treulos, wollen unserm Herrn Gott Fuchsschwänze und Bullen verkaufen, hofiren und heucheln dem Kaiser um ihres eigenen Nutzes willen und anderer zeitlicher Freude halber, wollen zuvor sehen, wo das Glück hinaus will, halten den Teufel auch zum Freunde, zünden ihm zwei Kerzen an, ob sie unserm Herrn Gott nicht zu Theil würden, daß sie dennoch einen gewissen Herrn oder Herberge hätten. Was für spanische List und Praktik der Kaiser bei den höchsten Potentaten der Christenheit gebraucht, damit er dieselben auf seine Seite

wider die armen, frommen Deutschen bewegen möge, ist zu lang zu erzählen, und was auch im Reiche hin und her durch seine jüdischen Chorpfaffen und Mameluckén für Meuterei und Aufruhr gestiftet, ist öffentlich am Tage an den frommen, christlichen, friedliebenden Kurfürsten von Köln und Sachsen und andern mehr. Der Kaiser wird mit sehenden Augen blind, kann nicht sehen noch erkennen, wer den vorigen Kaisern und ihm Gutes oder Uebels gethan, oder worauf das Imperium und seine Macht steht und fundirt ist, und die Päpste allwege viele fromme Kaiser betrogen und ihnen alle Verrätherei erzeigt und ihm selbst der vorige und jetzige Papst alle Bubenstücke bewiesen hat. Noch läßt er sich ferner verführen und betrügen, fährt immer fort, eilt zu seinem Ende und Verderben, will sein eigen Herz erstechen und im Blute ersäufen und die stärksten Glieder seines Leibes zermalmen; gedenkt nicht, daß ihm darnach das Haupt wehe thut und der Leib ohne Herz und Glieder nichts nutz sein wird. Alsdann wird er sehen, wie treulos ihn der heilige Vater gemeint. Es befindet sich öffentlich aus ihren Handlungen, daß Kaiser Karl und König Ferdinand sammt allen ihren Gehülfen und Anhang nicht mehr für Christen, sondern für dieselben Verfolger und Tyrannen, dem Nero und Pharao gleich, mit denen sie auch gleiche Belohnung empfangen werden, und ihre Helfer und Diener für öffentliche Mamelucken

und verleugnete Christen, die um Geldes willen Gott vom Himmel hülfen abstürmen, zu achten und zu halten seien, wo sie nicht abstehen und dem Kaiser und König dienen und zu solcher gottlosen Tyrannei ferner hülfen. In Summa ist des Papstes, Kaisers, Königes und ihres Anhanges gottloses Tyrannenvornehmen so offenbar und klar am Tage, daß Niemand der Unwissenheit, es sei unter was Titel oder Schein es vorgegeben werden mag, sich ferner entschuldigen kann [1]).

So sprach sich die Stimmung und die öffentliche Meinung über des Kaisers Streben wider die deutsche Freiheit bereits im J. 1546 aus. Es galt natürlich, in den der Freiheit des Reiches drohenden Gefahren bei den Evangelischen die Meinung von des Kaisers grundverderblichen Planen auch unter dem Volke zu verbreiten, denn nur in der Volksmacht und in der Erhebung und erfrischenden Belebung des deutschen Volkes für seine Nationalfreiheit war den Bestrebungen des gewaltigen Machthabers ein mächtiger Wehrdamm entgegenzustellen. Es wurden die verschiedenartigsten Mittel aufgeboten, gegen den Kaiser den Volkshaß und in diesem Volkshasse die gesammte Volkskraft der evangelischen Länder auf- und anzu-

1) Die Schrift befindet sich in einem alten Druck im geheimen Archiv zu Königsberg.

regen. Da behaupteten Viele: Kaiser und Papst schickten Leute aus, um in protestantischen Ländern die Häuser anzuzünden und die Brunnen zu vergiften [1]). Es verbreitete sich die Nachricht durch ganz Deutschland: Der Kaiser habe zwölf Verräther und Meuchelmörder durch eine Summe von neuntausend Gulden dazu gewonnen gehabt, den edlen Ritter Sebastian Schärtlin, den Anführer der städtischen Mannschaft in Süddeutschland, ermorden zu lassen, die Schandthat sei auch ausgeführt, der Ritter jedoch noch glücklich gerettet worden, die Meuchelmörder aber hätten vor ihrer Hinrichtung wirklich auf den Kaiser bekannt und zugleich auch, daß ihnen ebenfalls der Auftrag gegeben gewesen sei, eine gleiche That am Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen zu vollführen [2]). Es liefen ferner in Deutschland eine Menge von Prophezeiungen umher, die dazu dienten, das Volk auf die große Wichtigkeit der obwaltenden Zeitzustände aufmerksam zu machen. Eine solche sollte Luther selbst wenige Tage vor seinem Hinscheiden über Halle und Leipzig ausgesprochen, dem erstern Erhaltung und Rettung, dem andern großes Unglück und seinen endlichen Untergang vorausverkündigt haben.

---

1) Raumer, Geschichte Europas, Bd. I. S. 535.

2) Nachricht aus dem evangel. Kriegslager am 1. Octob. 1546; im geheimen Archiv zu Königsberg.

Eine andere „wahrhaftige Prognostication über Deutschland und das Haus zu Sachsen", in einer Bibliothek des Barfüßer-Klosters zu Nürnberg aufgefunden und vom Magister Veit Dietrich an Philipp Melanchthon gesandt, sollte schon im Jahre 1300 geschehen sein und mit dem Jahre 1546 die Zeit ihrer Erfüllung beginnen. Da hieß es von Luther und seiner Lehre: Sein Wort wird weit ausgebreitet werden; an ihm hangen aber gar Wenige, die beständig bleiben vor Furcht der falschen Potentaten, so zu der Zeit regieren. O wehe dir, Deutschland nach seinem Tode, und wehe den Menschen, die nicht beständig beharren bis an das Ende. Wehe dir, Deutschland, nachdem du dich in dir selbst vertrauest, die du vorhin frei warest, wirst aber darin nicht verharren, denn die schwarzen Adler beide werden von einem hohen Berge stürzen und sterben, und dann wird sich das Haus zu Sachsen zieren mit den Federn der verstorbenen Adler und wird Gog und Magog gedämpfet werden. In einem andern prophetischen Worte, angeblich schon im Jahre 1327 zu Erfurt von einem alten ehrbaren Manne gesprochen, war voraus verkündigt: Wenn man zählen wird 1546—1548, wird sich erheben ein groß mächtig Ding in diesen Landen; das wird Kraft und Gewalt von sich selber über alle Dinge haben und wird so stark sein, daß es keine Gewalt erleiden mag, denn es ist und wird wider

alle Gewalt sein, und wer mit Gewalt wird gegen dasselbe handeln, der versehe sich, er muß auch Gewalt leiden [1]). Zu dieser Zeit wird ein kindischer Kaiser sein und eine leichtfertige Obrigkeit von Geistlichen und Weltlichen; aber von wegen der Geistlichen in diesen Landen werden sie sein wider diese Gewalt. Aber dieselbige Gewalt darf wohl den Kaiser um sein Kaiserthum bringen [2]).

Und nicht genug! Selbst die Natur mußte die Banden ihrer Gesetze durchbrechen und der Himmel seine ewige Ordnung. Man erzählte im Volke allenthalben von Wundern und schrecklichen Zeichen am Himmel und auf der Erde, in der Luft und in den Gewässern, „die alle wahrhaftig den großen Zorn Gottes wider die Gottlosen verkündigen und uns zur Buße und Bekehrung zu Gott ermahnen". Hier regnete es Feuer und Schwefel, dort verwandelte sich ein ganzer See in Blut, hier fielen Steinregen vom Himmel, dort sah man am Firmamente zwei große Heere, die widereinander kämpften und die Erde mit Blut färbten, bald gewahrte man an den Wolken ein mächtig großes Kreuz schweben, bald eine starke Hand auf

---

1) Es wird hinzugefügt: „Das heilige Evangelium in Sachsen wird entspringen."

2) Abschriften dieser Prophezeiungen zahlreich im geheimen Archiv zu Königsberg.

die Erde heruntergreifen. Im Jahr als das Interim die evangelische Welt schreckte, erblickte man an vielen Orten Deutschlands die Sonne in drei Gestalten, die eine, die natürliche Sonne in der Mitte, das wahre Evangelium, blieb am Himmel, die beiden andern, die unnatürlichen, die zwei höchsten Potentaten der Erde, verloren ihren Schein, und man wußte nicht, wohin sie gekommen. Die Nachrichten und Beschreibungen dieser Wundererscheinungen aber wurden überall im Volke durch Druck, Schrift und Bildnisse weit und breit bekannt [1]).

Also bot man alle möglichen Mittel auf, um das Volk wider des Kaisers Streben gegen die bürgerliche und kirchliche Freiheit anzuregen und aufzureizen. Wie aber in den kirchlichen und religiösen Angelegenheiten der Zeit, so wurden auch über die politischen Verhältnisse, in die der Kaiser damals so gewaltig eingriff, eine Menge von Flugschriften, Pasquille, Spott- und Schmähgedichte, Kriegslieder und allerlei fliegende Blätter unter dem Volke verbreitet und mit einer Lust und Begierde gelesen, wovon wir jetzt in unserer übersättigten Zeit kaum eine Ahnung haben können. Sie wurden auf öffentlichen Plätzen,

---

1) Auch davon viele Exemplare im geheimen Archiv zu Königsberg, damals aus Deutschland dahin gesandt, ein Beweis, welche Wichtigkeit sie für die Zeit hatten.

in Gassen, in Wirths= und Schenkhäusern gesungen und überhaupt Gemeingut des Volkes [1]). Um ihren Charakter und Gehalt etwas näher kennen zu lernen, wollen wir nur einige von denen in Erinnerung bringen, die damals am weitesten Verbreitung fanden und mit zu den besten gezählt wurden, also auch auf die öffentliche Meinung und auf die Stimmung des Volkes den bedeutendsten Einfluß hatten [2]).

Eins der interessantesten dieser Zeitgedichte gegen Kaiser Karl ist das schon früher erwähnte von Johann Schradin von Reutlingen, unter dem Titel: „Gründliche ursach der jetz schwebenden Kriegsleuff und wie sich darinn zu halten sei. Darzu ain klag des teutschen lands", gedruckt im J. 1546. Zur Wahl der Form, in welcher dieses Gedicht vor uns liegt, gab ohne Zweifel ein Ereigniß Anlaß, welches wir hier um so mehr zuvor mittheilen müssen, weil in ihm

1) Vergl. das Antwortschreiben des römischen Königs Ferdinand an den Magistrat von Prag vom 20. Februar 1547 bei Hortleder Bd. III. C. 83. S. 789.

2) Auf das heftige Pasquill über Karl's Gefräßigkeit und Unersättlichkeit (natürlich im politischen Sinn) bei Sastrow Bd. II. S. 78 darf hier blos hingewiesen werden, da es Jeder leicht selbst lesen kann. Es schildert mit am stärksten des Kaisers nie befriedigte Herrschsucht.

offenbar die erste Spur der allbekannten Sage liegt, daß der alte Hohenhaufe, Kaiser Friedrich Barbarossa, im Kyffhäuser am Harzgebirge an einem steinernen Tische sitzend seine ewige Ruhestatt habe [1]).

Es war an einem Sonntage, am 14. Februar des J. 1546, als sich plötzlich unter den nahen Umwohnern des Kyffhäusers, auf dessen alten wüsten Schloßruinen man schon seit mehren Tagen bis in

1) Gottschalk, Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands, Bd. II. S. 237, scheint freilich die Entstehung der Sage in eine ältere Zeit zu versetzen. Er sagt: „Wie der gute Friedrich dazu gekommen ist, hier (auf dem Kyffhäuser) noch spuken zu müssen, vermag ich nicht ganz zu enträthseln. Möglich ist es aber, daß sein in Italien erfolgter Tod (—?!), den man damals in Deutschland nicht sogleich und nicht genau erfuhr, Veranlassung zu der Sage gab, er sei nicht eigentlich todt und wandele unsichtbar noch umher. (Aber auch möglich und sehr wahrscheinlich, daß sich Gottschalk in allem Dem sehr irrt!) Es fanden sich auch nach seinem Tode wirklich mehrere Gauner ein, welche sich für ihn ausgaben, aber wenig Glück machten. Der Letzte (?) von ihnen trat im Jahre 1546 auf." Darauf wird Einiges von dem obenerzählten Ereignisse mitgetheilt. Ein Beweis aber, daß die Sage von Friedrich's Wiedererscheinen älter sei, wird nicht gegeben und dem Verfasser dieser Abhandlung ist auch keiner bekannt.

die Nacht hinein ein kleines Feuer hatte lodern gesehen, die Sage verbreitete: Kaiser Friedrich, der Rothbart, sei von den Todten auferstanden und wandele auf dem Berge unter den Trümmern der alten Burg umher. Zwei Tage darauf begaben sich aus der Nachbarschaft über dreihundert Menschen, darunter auch der dortige Landvogt von Brüneck, der Prediger und Kanzler von Sondershausen und der Bürgermeister und Rath von Frankenhausen auf den Berg hinauf und fanden dort einen wunderlich gekleideten Mann. Sein ganzes Aeußere machte auf die Anwesenden einen seltsamen Eindruck: sein Gesicht bleich, sein Haupthaar grau und weiß, wie das eines Menschen, der lange Zeit in einem Kerker geschmachtet hat; den Kopf mit dem wildverwirrten Haar deckte etwas, was man mit einem Taubenneste vergleichen konnte. Am Kinn zog sich ein langer schwarzer Bart herab. Der Kopf war so hager und dürr, daß Manche meinten, er müsse ganz hohl sein. Gekleidet sah man ihn mit einem seltsamen weißen Mantel und ledernen Hosen; neben ihm fand man nichts weiter von Geräthen als zwei Töpfe, in deren einem Feuer, im andern etwas Weizen war, dabei einige seltsame Waffen. Auf die Frage Einiger: wer er sei und warum er hier herumwandle? gab er die Antwort: Ich bin Kaiser Friedrich und deshalb hier erschienen, daß ich wieder Friede auf die Welt bringen will, denn die Fürsten, so jetzo

regieren, werden's nicht ausmachen. — Man meinte, der Fremdling sei vielleicht ein Wiedertäufer, den Geistesverwirrung in die Irre getrieben habe. Es wurden ihm daher fünf Glaubensartikel vorgelegt, mit der Auffoderung, auf diese nach seinem Gewissen zu antworten. Es geschah und zwar auf eine so passende Weise, daß alle Anwesenden sich wunderten; besonders gefiel ihnen, was er über die Trinität sagte. Als ihm darauf der Landvogt die kaiserlichen Rechte vorhielt und darüber befragte, gab er seine Antworten in lateinischer Sprache und wiederholte von Neuem: er sei Kaiser Friedrich; der Kyffhäuser Berg habe etwa 550 Jahre gestanden, er habe dann 150 Jahre regiert und 400 Jahre im Berge gelegen [1]); jetzt habe Gott ihn wieder auferweckt, um die kaiserlichen Rechte wieder ins Leben und zur Geltung zu bringen. So sprach der Mann noch manches Wunderbare und dabei meist in solcher Haltung und Fassung, daß Alle, die ihn hörten, erstaunten. Endlich fragte ihn der Landvogt

1) Wie diese Zahlenangaben zu verstehen sind, ist nicht klar. Soll das Ganze so viel heißen: Die Burg auf dem Kyffhäuser habe etwa 550 Jahre gestanden, dann habe er und sein Stamm der Hohenstaufen 150 Jahre regiert, und seit 400 Jahren liege er im Berge? Auch das trifft nicht zu. Wahrscheinlich sind die Zahlen verschrieben.

auch: ob er mehr als eine Sprache verstehe? Worauf er antwortete: Gott hat zweiundsiebzig Sprachen gegeben; fragt mich nach einer von diesen, so werdet ihr ja wol hören, ob ich sie verstehe oder nicht. So wurde noch Mehres mit ihm gesprochen. Als ihm darauf der Landvogt erklärte, er müsse mit ihm nach Frankenhausen hinabgehen, zeigte er sich sogleich auch bereit dazu; da man ihm jedoch die Hände binden wollte, bat er, ihn damit zu verschonen, man möge ihn anständig wie einen Kaiser und nicht wie einen Schalk führen. Indeß legte man ihm doch eine Art von Halfter an und brachte ihn so nach Frankenhausen. Als Graf Günther von Schwarzburg von dem Menschen hörte, ließ er ihn nach Sondershausen führen. Es wurde eine Untersuchung über ihn angeordnet und man wollte bald ermittelt haben: Der Sonderling sei in Langensalza geboren [1]), seines Handwerks ein Schneider, dessen Gehirn etwas zerrüttet sei. Um ihn den Augen des Volkes zu entziehen, ließ ihn der Graf an einen einsamen Verwahrungsort bringen und da bis an seinen Tod unterhalten.

Aus diesem Ereignisse ging offenbar die Sage von des Kaisers Friedrich Barbarossa Aufenthalt im Kyff-

1) Nach einem andern Berichte war er mit mehren andern Wiedertäufern nach Langensalza gekommen und hatte sich da dritthalb Jahre vom Schneiderhandwerk genährt.

häuser hervor, denn im gemeinen Volke, wo man den Erfolg der angeordneten Untersuchung über die Herkunft und Persönlichkeit des Sonderlings wenig oder nicht erfuhr, hielt der Glaube fest, der seltsame Mensch, den viele Hunderte gesehen, sei wirklich der alte Kaiser. Die Sache machte in ganz Deutschland außerordentliches Aufsehen. Selbst Luther, den man um seine Meinung darüber befragte, soll gesagt haben: „Ich weiß nicht, was ich davon halten soll; der Teufel hat vormals mehr den Leuten eine Nase gemacht." Die Nachricht von Friedrich's Wiedererscheinen in der jammervoll gedrückten Zeit verbreitete sich bald tief ins südliche Deutschland hinein und im Norden bis an die Ufer der Ostsee. Fürsten und Gelehrte interessirten sich für die sonderbare Erscheinung [1]), und im

1) Diesem Interesse verdanken wir auch die genauen Berichte über die Sache. Der Herzog Albrecht von Preußen nämlich erhielt zuerst Nachricht über das Ereigniß durch Hieron. Schürstab aus Nürnberg, der ihm schrieb: Mitto vestrae Excellentiae historiam de Cesare Friderico, qui in monte, quem Kifheuser appellant, resurrexit XVII. Februarii, a cive Sangerhusensi, qui his rebus interfuit, huc ad nos scriptam. Der Brief ist datirt: Islebiae 1546 XVIII. Februar., unterschrieben von Laurentius Coldiz, Cantator Islebiae, und an Andreas Osiander gerichtet. Er enthält einen Theil der obigen Erzählung. Der Herzog wandte sich

Volke erhielt sich nun die Sage, daß Kaiser Friedrich

---

nun aber, um nähere Nachrichten zu erhalten, an den kurfürstlich-sächsischen Kämmerer Hans von Ponikau mit einem Schreiben vom 24. März 1546, worin es heißt: Es gehen allhier zu Lande viel seltsame Reden, wie Kaiser Friedrich der Andere (?) sich draussen an etlichen Orten sehen lassen und beweisen solle. Dieweil denn nun der liebe Gott unsern Apostel und Evangelisten Doctor Martinum Luther selig (des wir ein christliches Mitleiden tragen) hinweggenommen, so wäre nicht neu, ob sich solche Teufelei erzeuget, Ursach, daß zu den Zeiten, da der liebe St. Augustin auch in Gott entschlafen, sich mit den Juden gleichermaßen irrthümliche Verführung zugetragen, da ein neuer Moses, welches der Teufel selbst gewesen, auferstanden und mit Wunderwerken, daß er's sein sollte, bekräftigen wollen, die Juden durchs Meer führen wollen und sie dennoch ertränkt. Nun will man hier sagen, daß etliche Prädicanten und andere gelehrte Leute, die Wahrheit, was hieran sei oder nicht, zu erkündigen, denselben Kaiser besuchen sollen, da man neben dem vermeldet, daß er einen hohlen Kopf, darin kein Gebein oder anderes, haben solle. Dieweil man nun gewiß ist und göttliche Schrift mit bringt, daß die Verstorbenen vor dem jüngsten Tage nicht auferstehen oder wiederkommen sollen, ingleichen es unbegreiflich und wider die Natur ist, daß Jemand in die 300 Jahr, über das es zu diesen Zeiten ein ungewöhnliches Alter, ohne menschliche Unterhaltung, als Essen und Trinken, sich erhalten möge, aus dem und anderem wohl zu spüren und abzunehmen, was es

immer noch im Kyffhäuser hause und zuweilen auch auf dem Berge noch umhergehe [1]).

Um so passender wählte Schradin von Reutlingen diese Sage noch in ihrer ersten Frische als Anlaß zu dem bereits erwähnten Gedicht. Der Dichter fingirt einen Traum. Im Berge verirrt, sieht er schwere Nebel über die hohen und rauhen Gebirge aufsteigen; er wandert Berg auf Berg ab und kommt endlich ermüdet an einen Bach, wo er unter einem grünenden Maulbeerbaum sich niederläßt. Da gewahrt er vier alte edle Helden und Fürsten heranschreiten, zwei von ihnen in Kleidern, Haar und Bart nach heidnischer Art, zwei andere in der Weise der spätern Zeit fürstlich gekleidet. Von Furcht ergriffen, erhebt er sich bei ihrem Herannahen und bezeugt ihnen seine Ehrerbietung. Der älteste Heide begrüßt ihn, läßt ihn sich nebst ihm auf einen bemoosten Felsen setzen und gibt

---

für ein Kaiser sein möge, so bitte er (der Herzog) um nähere Nachricht darüber. Hans von Ponikau meldet ihm darauf: er habe sich auf Befehl seines Herrn, des Kurfürsten von Sachsen, an den Grafen Günther von Schwarzburg selbst gewandt und von diesem einen wahrhaften Bericht über das Ereigniß erhalten. Diesen sandte er dem Herzog und aus ihm ist die obige Mittheilung entnommen.

1) Wie wir aus einer spätern Nachricht aus dem J. 1546 erfahren.

sich ihm kund als König Ehrenvest oder Ariovist, der aus der alten Römerzeit gekommen sei, um zu sehen, wie es dem deutschen Vaterlande ergehe. Er macht ihn dann auch mit den übrigen Begleitern bekannt, zuerst mit dem zweiten Fürsten, Herzog Hermann, sonst Arminius genannt, „dem ritterlichen, frommen Sachsen"; als den dritten nennt er Kaiser Friedrich den Ersten oder Rothbart, und als den vierten den edeln, tapfern Ritter Georg von Frundsberg, der jüngst erst in Schwaben gestorben sei. Der Dichter antwortet: er kenne sie wohl, diese fürstlichen Helden, denn die Geschichte sei ihres Ruhmes voll;

Aber von unserm Vaterland,
Wie es darum so übel stand,
Kann ich leider nit alles sagen,
Es ist zu weinen und zu klagen.
Doch so steht es also darum,
Daß ich es fasse in ein' Summ':
Das Glück und Ehr und die Freiheit
Die stat (steht) in der höchsten Gefahr.

Auf die Frage Ariovist's: wie das gekommen sei und wer sie um ihre Freiheit bringe? wird geantwortet:

— — — Den wir mit höchster Ehr
Haben gekrönt, vertrauet sehr,
Dem wir mit unserm Geld und Gut,
Ja auch mit unserm Leib und Blut

Haben gethan Hülf und Beistand,
Der wollt' jetzt unser Vaterland
Gern mit Gewalt unter sich bringen,
Uns von der alten Freiheit dringen,
Die er sollt' schirmen auf das Best'.

Ariovist fragt: was ihn denn dazu bewege? Der Dichter antwortet:

— — — Hochmuth und falsche Lehr'
Haben sein Herz verblendet sehr.
Der Papst zu Rom verführet ihn,
Daß er hat so ein'n bösen Sinn,
Der hilft und hetzt mit Gut und Geld,
Ach Gott, du Schöpfer aller Welt.

Der Dichter bittet nun die Fürsten um Rath, was zu thun sei, um von der Wälschen Joch befreit zu werden. Dies gibt dem Ariovist Anlaß zu einer Schilderung der listigen, untreuen und verschmitzten Römer, wie er sie schon zur Zeit des Julius Cäsar kennen gelernt. Er gibt den Rath, Gut und Blut daran zu setzen, um Deutschlands Freiheit gegen die falschen Wälschen zu vertheidigen und zu retten. Arminius stimmt dem ebenfalls bei. Der Dichter aber entgegnet: Deutschland sei in seinem Regiment jetzt ganz anders gestaltet als zu ihrer Zeit; da gebe es jetzt reiche Fürsten, freie Reichsstädte, Grafen u. s. w. Sieben Kurfürsten wählten ein Oberhaupt, den Kaiser, dem sie gewisse Artikel stellten, die er zu halten schwören müsse:

Niemand von seiner Freiheit treiben,
Beschirmen deutsche Reich und Land.
Aber jetzund, das ist eine Schand,
Hat uns der Papst heimlich verholen
Den Kaiser durch Practick gestohlen
Und ihn gebracht auf sein' Partei,
Sein männlich Herz verkehrt dabei,
Daß er mit Gewalt fürnimmt zu bringen
Und alles deutsche Land zu zwingen
Zu Gehorsam des wälschen Pfaffen.
Dasselbig' giebt uns jetzt zu schaffen,
Daß wir dem sollen widerstreben,
Dem wir han Kron' und Scepter geben.

Erzürnten Gemüthes über diese Tyrannei, fällt Herzog Arminius in die Rede ein:

Wie kann der euer Haupte seyn,
Der sich sondert von eurem Leib,
Daß er euch von der Freiheit treib,
Handelt wider sein Amt und Stand,
Verderbet selbst das Vaterland,
Zwingt euch unter fremd' Tyrannei?
Meinst du, daß es ein Aufruhr sei,
So man nit alles übersicht,
Das jeder unbillig anricht?
Denn er ist nit euer Halsherr!
Auch weil er wider Treu und Ehr'
Dem römischen Pfaffen zu Gefallen
Solch Gewalt treibt mit euch allen,
So ist er nun des Papsts Amtmann
Und geht euch Deutsche nit mehr an.

Ihr sollt ihm auch nit fragen nach;
Ehr ich von ihm litt solche Schmach,
Die er an euch unbillig legt,
Ehr müßt' das deutsche Land erregt,
Sein' Ehr' und Freiheit zu beschirmen
Mit Kriegen, Fechten, Schlagen, Stürmen,
Auf seyn bei Tag und auch bei Nacht,
Wie ich auch that der Römer Macht.

Arminius erzählt nun, wie er das Eindringen der Römer nach Deutschland und ihren Uebermuth an Quintilius Varus bestraft habe, sodaß Kaiser Augustus Tag und Nacht den Kopf vor Leid an die Wand gestoßen. Darauf tritt Kaiser Friedrich Barbarossa sogleich mit den zornigen Worten auf:

Nun sey es Gott vom Himmel geklagt,
Daß der mördische Pfaff zu Rom
Hält noch den Kaiser bei dem Zom,
Dem er gönnt weder Ehr' noch Gut,
Stellt ihn' allen nach Leib und Blut.
Mich dünket, wann sie sehen an,
Wie mir hat than der schändlich Mann
Und bracht mich um das Leben mein,
Sie sollen gnug gewarnet seyn,
Daß sie ihm trauten nimmermehr.

Ariovist erklärt: er wisse gar nicht, wovon die Andern eigentlich sprächen und was es mit dem Papste für eine Bewandtniß habe; man möge ihm doch sagen: was für ein schädliches Thier es sei, welches man

Papst nenne und ob man seine Gewalt und Tyrannei nicht brechen und von ihm frei werden könne? Kaiser Friedrich erfüllt die Bitte, erzählt die Entstehung der christlichen Kirche, wie dann auch der Papst aufgekommen und zu solcher Macht gelangt sei, daß er Kaiser ein- und abgesetzt, die ganze Christenheit regiert, wie er die Kaiser behandelt habe und wie es ihm selbst durch den Papst ergangen sei. Nach ihm nimmt Georg von Frundsberg das Wort und schildert den Papst und dessen Hof, wie er ihn selbst in Italien kennen gelernt habe.

Seitdem hat er die Bosheit sein
Getrieben öffentlich und frei.
Ich schweig geistlicher Simonei,
Verkauffung aller Sacrament,
Sein antichristlich Regiment;
Sondern ich meld nun an dem Ort
Meineid, Verrätherei und Mord,
Fressen, Sauffen, Hurerei, Vergift,
Groß Blutvergießen, das er stift,
Verderbt Land, Leut, Weib, Mann und Kind,
Sollt ich, die Sodomitisch sind,
Der Wälschen Hochzeit grausam Schand
Erzählen, ihr würdet alle sammt
Ein'n Gräuel han, erschrecken drob,
Solches ich alles gesehen hab,
Da ich im wälschen Land Krieg führet,
Ich weiß wohl, wie der Papst regieret.

In Summa sag ich wahrlich das:
Er ist das rechte Lasterfaß,
Gottes Feind und des Teufels Knecht,
Verachtet göttlich und menschlich Recht,
In Summa, kein' Sünd so verdammt
Ist, die er nit treibt unverschamt.

Auf die Frage des Kaisers Friedrich: was denn wol die Schuld sei, daß Kaiser und Papst dem deutschen Vaterlande so feindlich gesinnt seien? antwortet Georg von Frundsberg: die Ursache sei einzig Martin Luther, der des Papstes giftige Lehre und sein ganzes Unwesen an den Tag gelegt habe. Endlich (denn wir müssen hier manches Einzelne übergehen) fällt der Dichter selbst wieder in die Rede ein, indem er die Fürsten um ihren Rath bittet, wie denn das deutsche Vaterland aus seiner Noth zu retten sei. Kaiser Friedrich erwidert: er habe ja bereits Ariovist's und des Arminius Rath vernommen:

Sie rathen unserm Vaterland,
Das dünket auch mich mit Verstand,
Daß es der beste Rath mög seyn,
Daß sich Deutschland schick also drein,
Dieweil der Kaiser von euch allen
Ist zu dem wälschen Papst gefallen,
So seyd ihr auch von ihm ganz frei,
Daß keiner ihm verpflichtet sey,
Und widerstreitet ihm mit Recht,
Denn er ist jetzt ein Pfaffenknecht,

Handelt wider sein Amt und Pflicht;
Darum so sündiget ihr nicht,
So ihr mit starkem Volk und Heer
Euch schicket zu der Gegenwehr,
Weil diese Regel billig ist,
Die im Latein braucht der Jurist:
Qui fregerit tibit fidem,
Frangatur fides eidem.
Niemand zu halten ist verpflicht
Dem, der ihm haltet Glauben nicht.
So er euch nimmt euere Freiheit,
Verliert er auch seine Oberkeit.
— — — — — —
Wenn er verfolget Christi Lehr',
Und will des Teufels Lehr verfechten,
So bleiben wir bei unsern Rechten
Und bringen schlecht die Antwort ein:
Man muß Gott mehr gehorsam seyn,
Denn den Menschen, man thut hiemit
Gänzlich wider den Kaiser nit,
Der in dem Fall kein Kaiser ist.
Darum so mag ein jeder Christ
In diesem Fall, so er beruft
Und man sein in dem Krieg behuft,
Auf seyn, mit gutem Gewissen fechten,
Nach Gottes Wort und allen Rechten.

Am Schlusse will auch Georg von Frundsberg für sein Vaterland noch einmal das Wort nehmen; allein ein wildes Ungewitter weckt den Dichter aus seinem Traume; sein Geist versinkt in ein Gebet an

Gott um Hülfe und Erbarmung für sein bedrängtes Vaterland.

Diesem von innigster Vaterlandsliebe durchdrungenen Liede schließt sich eine „Lamentation oder Klage des deutschen Landes" an, die ohne Zweifel ebenfalls von Johann Schradin von Reutlingen gedichtet ist. Wir übergehen sie aber, und ebenso ein anderes Klaglied, mit dem Titel: „Klage des Teutschen Lands gegen Carolo V dem Kaiser, des unbillichen Bekriegens, darin angezeigt, wie sollichs wider alle Billigkeit und Recht beschehe. Anno 1546", welches gleichfalls Johann Schradin zum Verfasser hat. Es ist zwar noch mehr auf historische Fundamente gebaut, indem die klagende „Germania, eine adelige Fraue fein", vor dem Kaiser erscheint und in Beispielen aus der Geschichte der deutschen Kaiser ihm zu beweisen sucht, wie gottlos immer schon die Päpste an den Kaisern gehandelt und wie sehr er (Karl) selbst durch den Papst verblendet und verführt sei u. s. w.; es herrscht in ihm aber im Ganzen derselbe Geist und die nämliche poetische Richtung wie in dem bereits erwähnten Liede.

Es weht uns jedoch aus diesen und ähnlichen andern Liedern aus jener Zeit ein überaus wohlthuendes, von echter, warmer Vaterlandsliebe tief durchdrungenes Gefühl entgegen, welches auch für unsere Zeit noch hochbeachtungswerth ist. Es glühte noch ein heiliger Eifer für die Aufrechthaltung und Ret-

tung der alten deutschen Volks- und Reichsfreiheit. Mag die Form, in der er sich ausspricht, hier und da wol etwas rauh und unserm Geschmack nicht immer ansprechend erscheinen; sie gehört ihrer Zeit an und war, wie Luther's Redeweise, für jene Zeit gewiß wohl geeignet; mag also die Schale oft für uns unlieblich und hart sein, der innere Kern ist ein echtdeutsches Herz, voll Inbrunst, Hingebung und innigster Anhänglichkeit für deutsches Volk und Vaterland, voll Zorn und Haß gegen die Unterdrücker seiner Freiheit und die Lästerer und Vertilger seines ruhmreichen Namens. So alt auch diese Lieder schon sind, wie wohlthätig könnte durch ihren Geist auch unsere Jugend für Volk und Vaterland erfrischt, erhoben und erwärmt werden! Schon darum verdient Johann Schradin's Name der Vergessenheit entrissen zu werden; der Deutsche muß ihn hoch halten, denn in seiner echtdeutschen vaterländischen Gesinnung, in seiner glühenden Liebe für Freiheit und Vaterland ist er vielleicht von Keinem seiner Zeit übertroffen worden.

Von gleichem Zorn durchdrungen gegen die Unterdrücker der alten vaterländischen Freiheit finden wir den Dichter eines andern alten Liedes, welches in den Jahren 1546 bis 1548 unter dem Titel erschien: „Ursprung und Ursach diser Auffrur Teutscher Nation." Der Verfasser ist uns unbekannt; es heißt aber: „Dieß Lied soll man singen in Bruder-Veiten-Ton";

es war also für den Volksgesang bestimmt. Die ihm voranstehenden Holzschnitte deuten von selbst schon an, daß sein Inhalt gegen Kaiser und Papst gerichtet ist. Wir übergehen indeß die heftigen Zornergüsse in Beziehung auf den Letztern, denn sie heben eben nichts Neues hervor. Wir beschränken uns nur auf Einiges, was über Kaiser Karl gesagt ist. Ihn schildert das Lied ganz klar als „den Metzger von Holland.“ Es heißt:

Deutschland, du mußt an den Reihen,
Schickst du dich nit anders darzu.
Läßt du dich von ander zweien,
Dir geschieht fürwahr wie der Kuh,
Die nimmer Milch will geben;
Pulver, Korn, Geld, Broband,
Das kostet sie ihr Leben,
Als dem Metzger an die Hand.

Wie lang läßt du dich bethören,
Du deutsche Nation?
Willst du das Wälsch nit lehren,
Plus Ultra [1]) zu verstohn?

---

1) Das Symbolum Karl's Plus ultra brachte ihm in den Pasquillen und Spottliedern manchen Schlag. So heißt es z. B. in dem erwähnten Pasquill über seine Ländergier und Herrschlust bei Sastrow:

Was es bringt auf den Rücken?
Ein' wahre Monarchei;
Einen nach dem andern bücken,
Nur alle Knecht und niemand frei!

Die Fabel merket alle,
Wie die geschrieben stat:
Ein Metzger in einem Stalle
Vierhundert Schafe hat.
Sie wurden all betrogen,
Mit klugen Worten bethört,
Alle Zusag war erlogen,
Bis er sie allsammt mord't.

Sie glaubten seinem Pfeifen,
Wann also stund der Bescheid:
Nach den Widdern wollt er greifen,
Den andern allen thun kein Leid.
Der Metzger war von Flandern.
Also lautet unser Mähr.
Erwürgt eins nach dem andern,
Bis der Stall schier ward leer.

Der Spott Reu that kommen.
Ein Schaf zum andern sprach,
Also hab ichs vernommen:
Wir hatten ein' gute Sach.

Plura cupit, quo plura suum congessit in alvum.
Restringit Caroli copia nulla famem.
Ultra, plus ultra! clamat, nec sufficit uni,
Quod multis poterat regibus esse satis.

Keins wollt das andere kennen,
Weil unser war ein' große Schaar.
Wir hand uns lassen trennen,
Nun frißt er uns alle gar.

In den übrigen Theilen des Liedes warnt der Dichter vor Uneinigkeit, Spaltung und Zwietracht im deutschen Vaterlande, ermahnt zur Aufrechthaltung der Freiheit nach dem Beispiele der Römer, zur Bewahrung deutscher männlicher Tugend und zu sorgsamer Aufmerksamkeit auf die listigen Praktiken der Nachbarn, denn mit Falschheit und Lug suche man Alles zu bedecken:

Die golden Bull' ist zerspalten,
Das nehmt gar eben Acht;
G'lübd und Eid nicht mehr halten,
Hat sie kraftlos gemacht.
Deutsch' Nation zu berauben,
Hält man nirgend für.
Will man's nicht erlauben,
Nimmt Urlaub hinter der Thür.

Doch wir begnügen uns, hier nur auf einige dieser Lieder gegen den Kaiser aufmerksam gemacht zu haben. Es gab ihrer, sowie auch deren, welche Karl's ruhmvollen und weitgefeierten Namen erhoben, damals eine große Zahl. Sie lebten meist gesangsweise im Munde des Volkes oder der Landsknecht sang sie

im Lager und auf dem Marsche; z. B. das Kaiserlied: Kein Gewalt auf dieser Erd bleibt fest u. s. w. oder das Kriegslied gegen Karl:

Es geht ein Butzemann im Reich herum,
Didum, Didum,
Bidi, Bidi, Bum!
Der Kaiser schlägt die Trumm
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Sabeln und mit Spiesen!
Didum, Didum, Didum! [1])

Von manchen dieser Lieder haben wir auch die Melodien noch, nach denen sie gesungen wurden, z. B. von dem „im Dänemarker- oder Schweizer-Ton" gesungenen Lied der Landsknechte:

Ach Karle, großmächtiger Mann!
Wie hast ein Spiel gefangen an
Ohn' Noth in Deutschen Landen.
Wollt Gott, du hätt'st es baß bedacht,
Dich solchs nicht unterstanden. [2])

---

1) In Wolff's Sammlung histor. Volkslieder. S. 185.

2) Bei Hortleder Bd. III. C. 25. S. 424, auch bei Wolff a. a. O. S. 188. Strobel, Neue Beiträge u. s. w. Bd. I. St. I. S. 197, zählt mehre Lieder gegen Kaiser Karl aus der Zeit des schmalkaldischen Krieges auf, die zum Theil bei Hortleder stehen,

Neben solchen Liedern und Gedichten liefen im Volke damals in fliegenden Blättern auch eine Menge von prosaischen Schmähschriften gegen den Kaiser umher, welche gleiche Tendenz hatten. Wir wollen aus der Zahl dieser Flugschriften hier nur einer erwähnen, die im Jahre 1546 ohne Namen des Verfassers und des Druckortes unter dem Titel erschien: „Ein kurtzer bericht des Pfaffen=Kriegs, den Kaiser Carl der fünft wider Teutsche Nation und das Vaterland geführt hat: im M. D. XLVI jare. Aussem Latin verteutscht." Sie ist gewiß eine der allerheftigsten und zeichnet sich vor vielen andern durch die innige Liebe zum Vaterlande aus, die sich in ihr ausspricht. So stolz es aber der Verfasser von den Deutschen rühmt, daß sie von alter Zeit her sich gegen ihre Feinde so vorsichtig und unerschrocken gezeigt, also, daß sie in solchen Tugenden wohl keinem Volke leicht weichen würden, so schmerzlich ist es ihm, sagen zu müssen, „wie unchristlich, wie betrüglich und treulos mit der göttlichen Wahrheit und mit den Liebhabern des heiligen Reiches deutscher Nation bisher gehandelt worden sei." Dies wird nun weiter auseinandergesetzt, indem zuerst

---

zum Theil in obiger Abhandlung berührt sind. S. auch Soltau a. a. O. S. 360. Eine ansehnliche Sammlung von Pasquillen auf Karl in der Sammlung: Pasquillorum Tomi duo p. 18 sq.

der Tücke und Falschheit, womit die römischen Bischöfe und Päpstler das deutsche Volk zu überlisten und ihren Götzendienst und ihre Gleißnerei aufrecht zu erhalten gesucht, erwähnt wird, dann wie mit ihnen Kaiser Karl auf den Reichstagen zu Speier, Augsburg u. s. w. bemüht gewesen, theils die Päpstler bei Ehren zu erhalten, theils die deutschen Fürsten zu unterdrücken. Während des Reichstags zu Regensburg aber habe der Kaiser erst recht ernst seinen Plan zur Beknechtung Deutschlands geschmiedet, indem er inmitten der Reichsberathungen Kriegstruppen gesammelt, sich gerüstet und auf besorgliche Anfragen über seine Absichten immer ausweichend geantwortet habe. Endlich aber, nachdem er sich stark genug gemacht, „siehe, da fährt Karl, der spanische König, unerörtert aller hangenden Reichshandlung zu, vergißt seines Namens und Amtes ganz und gar und schreibt wider Ehre und Glauben ohne alle Verursachung an etliche Fürsten und Städte: Er wolle etliche Ungehorsame und Widerspenstige strafen, aber der Religion und Städte bei seinen kaiserlichen Ehren und Würden verschonen [1]). O, ein scharfes Wort! O, ein unkaiserliches Ding! Hält man auch also Eid, Brief und Siegel mit eigener Hand unterschrieben und im

1) Vergl. Pfister, Geschichte der Deutschen Bd. IV. S. 190—191.

Eingange der Regierung gegeben? Ist das das Reich und Vaterland beschirmt? Weißt du nicht, daß du bei Eidespflichten verbunden bist, keinen Fürsten, keine Stadt noch Stand des Reichs ohne genugsame Erkenntniß der Sache (die auch ordentlich und nicht anders, denn mit der Kurfürsten des Reiches Bewilligung und Urtheil geschehen soll) zu strafen, zu befehden oder zu bekriegen? Wie vergleicht sich nun diese deine That mit dem Allen? Ich bitte dich, zeige mir jetzt Jemand aus allen Historien und Geschichten einen solchen, ja, ich sage, einen solchen Kaiser oder König, der in Deutschland je etwas Solches begangen oder sich unterfangen dürfen. Was sage ich aber? Sehen wir leider nicht, daß dieser Pharao mit seines Gleichen seine Kräfte und Rathschläge alle nicht allein wider Christum, sondern auch wider die Freiheit Deutschlands gerichtet und tödtlich geschworen hat? Denn wer ist so unverständig, der nicht erkennte, daß diese Heiden all ihr Vermögen und Gedanken dahin gestellt, daß, wo die theuern Fürsten, Herr Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, und Herr Philipp, Landgraf zu Hessen, erlegt würden, sie verhoffen, mit den übrigen Ständen bald ein Ende zu machen? Ich sterbe, wo nicht das der einzige Zweck ist, den die verderblichsten Verfolger der Wahrheit einig zu treffen allen Fleiß ankehren." — Der Verfasser spricht dann weiter von der Rüstung der beiden genannten

Fürsten zur Vertheidigung des wahren Glaubens und der deutschen Freiheit. Da heißt es von ihrem Zuge nach Baiern, um dort den Kaiser aufzusuchen: „Als nun des Reichs Heer durch Baiern zog, mit dem Feinde, welches Orts er betreten würde, zu schlagen, ist der Kaiser bei Ingolstadt mit spanischem und wälschem Kriegsvolke, auch mit Graben und Schanzen dermaßen umgeben und befestigt gefunden worden, daß man ihn bis an den dritten Tag mit etlichen Tausend Karthaunen und andern Büchsenschüssen zur Schlacht nicht herausreizen noch bewegen mögen, sondern er hat gleich einem Königlein in den Höhlen gelauscht. Wohlan! Du grausamer Spaniart oder Fläming! Hast du dir dann je vorgenommen, die Unschuldigen zu drücken und zu plagen oder sie zu bestrafen und wärest so freudig gewest, als du dich gemacht, so solltest du damals deine Kühnheit gezeigt und mit denen, die du vermessentlich Ungehorsams beschuldigest, geschlagen haben. Ja, alsdann, sage ich, wäre es Zeit gewest, da dir des Reiches Kriegsmann vor deiner Schanz und Graben stund und dich zum Streit auffoderte, zu dem du aber nicht allein nicht hervortreten, sondern auch ihn nicht hast ansehen dürfen."

Wir theilen diese Worte nur als eine auch für uns noch laut gewordene Stimme jener Zeit mit; sie mögen als Zeugniß einer von Haß und Zorn durch=

glühten Parteilichkeit gegen den Kaiser erscheinen, denn wie man klar sieht, stand der Verfasser der Schrift als einer von Karl's erbittersten Gegnern da. Aber es entquollen diese Worte einer Seele, die von der lebendigsten Ueberzeugung durchdrungen war: Karl's ganzes Sinnen und Trachten gehe nur auf die Vernichtung der deutschen Freiheit und auf völlige Unterdrückung und Beknechtung des deutschen Volkes aus. Es ist eine heiße Glut der innigsten Vaterlandsliebe, ein wahrer Feuereifer für Deutschlands Freiheit, die auch aus dieser Schrift ausströmen. Mag wol auch immerhin das wilde Toben eines solchen Feuers, wie wir es oft in jener Zeit vernehmen, nicht Jeden gleich behaglich ansprechen, aber wer möchte nicht wünschen, daß manche kühle und kalte Seele unserer Zeit von seiner heilbringenden Wärme durchweht und durchdrungen werde! Mögen Sitten und Bräuche auch in Rede und Schrift in andern Zeiten immer wol auch andere sein, ein deutsches Herz spricht für sein Volk und Vaterland für ewige Zeiten und immerdar.

a. Die Fürsten und die verschiedenen Stände des Reiches als des Kaisers Anhang.

Wenn Pasquill dem Papste, dem Klerus und dem Kaiser so manches wahre, oft auch bittere und

beißende Worte sagt, so läßt sich erwarten, daß auch den Fürsten und Ständen, die auf des Kaisers Seite standen und zugleich mit ihm den alten Glauben verfochten, manche ernste Ermahnung oder auch mancher treffende Schlag seines satyrischen Witzes von ihm zu Theil wurde. Mitunter übte Pasquill auch gegen sie nur seine schlichteste Amtspflicht, ihnen die offene Wahrheit zu sagen. So haben wir ein Pasquill aus dem Jahre 1542, also aus einer Zeit, in welcher die bittere Stimmung gegen den Kaiser und seinen Anhang unter den Protestanten noch nicht so allgemein angeregt war. Es trägt daher auch im Vergleich mit spätern noch einen sehr milden Charakter. Es tritt in ihm der deutsche Pasquill vom römischen Reiche zuerst selbst mit der biblischen Ermahnung auf: Ich bin eine rufende Stimme in der Wüste; richtet den Weg des Herrn! Dann spricht er für alle Stände des Reiches, vom Kaiser und den Fürsten an bis auf die einzelnen Städte, irgend ein bezügliches Motto aus der Bibel aus. Wir wollen zur Bezeichnung des Ganzen nur einige Beispiele auswählen.

Römischer Kaiser.

Ein jedes Reich, so es selbst mit sich uneins wird, das wird wüste. Ich bin nicht gekommen, Friede zu senden, sondern das Schwert.

Römisches Reich.

Sie haben Mäuler und reden nicht, Ohren und hören nicht, Augen und sehen nicht, Nasen und riechen nicht; sie haben Hände und greifen nicht, Füße und wandern nicht.

Römische Reichsstände.

Steck ein das Schwert an seinen Ort, denn wer das Schwert mit nimmt, der soll durchs Schwert umkommen.

Reichsfürsten.

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, die die Motten und der Rost fressen und die Diebe nachgraben und stehlen.

Das ganze Deutschland.

Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet; aber nun ist solches vor deinen Augen verborgen, denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde um dich und deine Kinder werden eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten drängen und werden dich schleifen und keinen Stein auf den andern lassen, darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit, darin du bist heimgesucht worden.

Das Concilium zu Trident.

Thut das Thor auf, daß hereingehe das gerechte Volk, das den Glauben bewahrt; du erhälst steten

Frieden nach gewisser Zusage, denn man verläßt sich auf dich.

Das Kammergericht.

Auf Mosis Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer; Alles, was sie auch sagen, daß ihr halten sollt, das haltet und thut, aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun.

Markgraf Georg.

So nimm nun deinen Zeug, Köcher und Bogen und gehe auf das Feld und fahe mir ein Wildpret und mache mir ein Essen, wie ichs gerne hab und bringe mir's herein, daß ich esse.

Markgraf zu Baden.

Er fällt oft in Feuer und oft in Wasser.

Herzog von Würtemberg.

Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.

Herzog Heinrich von Braunschweig der Jüngere.

Es gehet mir so übel, daß ich bin eine große Schmach geworden meinen Nachbarn und ein Schrekken meinen Verwandten, und die mich sehen auf der Gasse; die fliehen von mir; mein ist vergessen im Herzen, wie eines Todten. Ich bin worden wie ein zerbrochen Gefäß, denn Viele schelten mich übel. Je-

dermann von mir scheucht. Sie rathschlagen mit einander über mich und denken mir das Leben zu nehmen.

Die Eidgenossen.

Der Hochmuth deines Herzens hat dich erhebt, dieweil du in den Felsenklüften wohnest in deinen hohen Schlössern und sprichst in deinem Herzen: wer will mich herunterstoßen?

Der Bischof von Bremen.

Wir sind unsern Nachbarn eine Schmach geworden und ein Spott und Hohn, die um uns sind.

Nürnberg.

Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?

Regensburg.

Wahrlich, du bist auch deren Einer, denn du bist ein Galiläer.

Wien.

Wenn du etwas deinem Nächsten verkaufest oder ihm abkaufest, soll Keiner seine Brüder vervortheilen. Du sollst an deinem Bruder nicht wuchern weder mit Geld noch mit Speise, noch mit allem, damit man wuchern kann.

Pasquill beschließend.

So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir denn nicht? [1])

---

1) Ein sehr ähnliches Pasquill aus dem J. 1535, welches

Schon aus diesen letzten Worten Pasquills geht deutlich hervor, daß in jedem einem Fürsten, einer Stadt u. s. w. zuertheilten Spruche irgend eine Wahrheit gesagt ist, die auf deren Charakter oder Zeitverhältnisse hinweist oder damit in irgend welcher Beziehung steht. Darin hat diese Art von Pasquillen (denn es gab von solchem und ähnlichem Charakter damals mehre) eine Aehnlichkeit mit einem witzigen Vergnügungsspiele, welches in jener Zeit an fürstlichen Höfen üblich war und dessen wir früher schon bei einer andern Gelegenheit erwähnt haben. [1])

Mit weit schärferem und beißenderem Tadel spricht über die Fürsten jener Zeit ein Lied, welches wir unter dem Titel: „Vermahnung an die freien und Reichsstädte deutscher Nation" aus einem fliegenden Blatte kennen. Es will die Städte Deutschlands auf die Gefahr aufmerksam machen, die ihnen von der Herrschlust und Habgier eines Theils der Fürsten drohe und sie zugleich ermahnen und erinnern an die Noth-

---

sich aber mehr auf den Papst, die Cardinäle und die italienischen Fürsten bezieht und ebenfalls mit den Worten endigt: Si veritatem dico vobis, quare non creditis mihi? steht in der Sammlung: Pasquillorum Tomi duo p. 325.

1) Raumer, Histor. Taschenbuch 6r Jahrg. 1835. S. 269—272.

wendigkeit einer festen Eintracht und Verbindung mit dem deutschen Adel, welchem gleichfalls Unterdrückung und Beknechtung durch die Fürsten bevorstehe. Es beginnt daher sogleich mit der Ermahnung:

Ihr frommen Städt', nun halt't in Acht
Des gemeinen deutschen Adels Macht,
Zieht den zu euch, vertraut ihm wohl;
Ich sterb, wo euch's gereuen soll.
Ihr seht, daß ihr mit ihm zugleich
Beschwert durch die Tyrannen reich,
Die itzt all andere Ständ' verdruckt,
Allein sich hand (haben) herfür gedruckt.

Der Dichter erklärt nun zuerst, daß er unter diesen Tyrannen nicht die frommen Fürsten meine, d. h. da er selbst ein Anhänger Luther's ist, nicht die evangelischen, sondern die bösen, nämlich die katholischen, also den Anhang des Kaisers unter den Fürsten, denn von diesen dürfe man wol sagen:

Den armen Adel fressen sie
Und suchen täglich Weg' und Rath,
Daß je der Freiheit blieb kein Statt.
Ein'n Theil sie hand bezwungen schon,
Den andern jetzo fahen on (an),
So nun sie alle ihr Regiment
Zu gemeiner Beschwerung haben gewendt
Und ist allein ihr Muth und Sinn,
Zu nehmen deutsche Freiheit hin.

Darauf folgt eine charakteristische Schilderung der Habsucht, Wortbrüchigkeit und Schlemmerei der Fürsten, als der Quelle ihres gottlosen Verfahrens:

Hat etwas dann ein Edelmann,
Das stoßt ein's Fürsten Herrschaft an
Und ist gelegen seinem Land,
Bald wird ihm Fordrung zugesandt.
Auch halten's Brief und Siegel kein,
Ihr Ja ist gleich und auch ihr Nein.
Kein Glaub', kein' Treu ist bei ihn'n mehr,
Sie achten weder Gott noch Ehr,
Allein auf ihren Nutz sie gan,
Keins Ernsts sich sonst nit nehmen an.
Denn wo man ernstlich' Sach beginnt,
Als man aufs Reichs Versammlung find,
Da pflegen's nur der Prasserei
Und wohnen den Banketen bei.
Da wird verzehrt der Armen Gut,
Ob's schon den'n ist nit wohl zu Muth;
Denn was der Arm' erschwingen mag,
Wird alles verschlemmt auf diesem Tag,
Bet', Steuer, Ungeld und dergleich,
Als ob es komm' zu Nutz dem Reich [1]).
— — — — — — —
Was ist denn jetzt der Fürsten Geleit?

---

1) Daß der Dichter Wahrheit sagt, ersieht man auch aus Sastrow Bd. I. S. 303 an dem Beispiele des Kurfürsten von Brandenburg.

Ist's nit eine große Schinderei?
Noch haben's Zoll und Mauth dabei;
Und wer vor ihn'n beschirmt will seyn,
Muß sonderlich auch brocken ein.
Solch Ding han weder Maaß noch Ziel,
Sie machen der Beschwer zu viel.

Darauf schildert der Dichter insbesondere mit sehr grellen Farben die tyrannische Habsucht und Raubgier eines dieser Fürsten, der bereits den Adel seines Landes ganz unterdrückt und ausgezehrt habe und nun dasselbe auch an den Städten üben wolle. Wie dieser Fürst aber in seinem Lande Alles aussauge, so versuchten solches mehre. Freilich dürfe man über dieses gottlose Unwesen der Fürsten nicht mehr frei reden; deshalb verböten sie auch in ihren Landen Luther's Lehre, weil sie keine Wahrheit leiden könnten. Ein solches Verfahren der Fürsten, wie sie es jetzt mit ihren Völkern trieben, sei unerhört.

Drum fürchten wir die Türken nit,
Denn sie uns täglich wohnen mit,
Ja, sag ich, solch unbillig Ding,
Die unsre Fürsten achten gering,
Kein Türk, kein Heid uns legte auf.
Gott nie verwegener' Menschen schuf,
Als sind in diesem Regiment.
Drum muß es werden bald zertrennt,
Deß ist uns allen große Noth,
Daß es ist wider Ehr und Gott,

Entgegen aller Ehrbarkeit.
Drum, fromme Städt', macht euch bereit,
Und nehmt des Adels Freundschaft an,
So mag man diesen widerstahn,
Und helfet deutscher Nation
Vermeiden Schaden, Spott und Hohn,
Die uns bei Fremden aufgelegt,
Durch Sachen, die sich billig bewegt,
Und stellet euch zu Widerstand,
Sonst bleibt zu Fried kein' Stadt im Land.

Nur in einer festen und innigen Verbindung des Adels mit den Städten sei gegen diese Zwingherrschaft, wie die Fürsten sie in Deutschland erstrebten, eine Rettung zu finden.

Sonst ist kein' andere Arzenei,
Die uns macht' dieser Krankheit frei.

Darauf klagt der Dichter über die schlechte Reichsverwaltung, die jetzt herrschend geworden sei und unter der leider jeder Fürst thun dürfe, was ihm beliebe. Fordere z. B. einer einen neuen Zoll, so müsse er ihm gewährt werden. Ihre fürstliche Gewalt gebrauchten die Fürsten nur zur Befriedigung ihrer Gelüste. Recht sei gar nicht mehr zu erlangen.

Nimmt schon ein Fürst mir wider Recht,
Wem soll ich's klagen? Bin sein Knecht,
Ich wollt's denn klagen dem, der mir's nimmt,
Sonst anders kein Recht mir ziemt.

Zu Nürnberg im Regiment
Jetzt mancher Fürst prangt, sticht und rennt;
Komm ich dahin, es kost't mich genug,
Noch behalt ich nit der Sachen Fug,
Ich hab denn Gunst und bring Geschenk;
Da braucht man der Juristen Ränk',
Den'n legen die Fürsten auf die Bürd,
Die billiger getragen würd'
Von den'n, die Fürsten sind genennt.

Gegen jede Arbeit scheu, trieben sie nur Spott mit dem Armen, wenn er ihnen ihre Noth klage; Alles suche man vor das Gericht zu bringen, weil dieses für sie einträglich sei.

Darum steht es in der Schreiber Gewalt,
Ob ich verliere oder behalt.
— — — — — —
Und ist zu sehen jämmerlich,
Daß man hat so beladen sich
Mit Buben, die alle Land' regieren
Und uns alle Oberheit verführen;
Die Ratten=Fürsten, was sie wollen,
Ja, was ihn'n geliebt, nit was sie sollen,
Da wissen's ihren Nutz und Gewinn.

So gewährt uns auch dieses Lied manchen interessanten Blick in die innern Zustände der damaligen Zeit. Solche Stimmen, wenn sie uns nach drei Jahrhunderten oft auch nur als Stimmen Einzelner übrig geblieben sind, waren damals Stimmen der

Zeit, Stimmen aus dem Volke, auf die wir mit hören und achten müssen, wenn wir die Zeit recht verstehen und würdigen wollen. Sie sind uns immer eine Vox populi. Darum rief auch damals, wie wir hörten, Pasquill seinen Lesern zu:

So ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir denn nicht?

IV.

Immanuel Kant

und

seine Stellung zur Politik

in der

letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Dargestellt

durch

F. W. Schubert.

Die gegenwärtige Zeit bietet, wenn wir ihre politische und intellectuelle Entwickelung von dem Standpunkte der letzten Jahrzehnde des verflossenen Jahrhunderts aus verfolgen, den mannichfachsten Wechsel der Ansicht dar, welche ganze Gebiete des Wissens, sowie große Reiche der Erde, hoch erheben, zur allgemeinen Herrschaft auf eine kurze Zeit bestimmen, um dann dieselben in kecker Uebersättigung oder in absichtlichem Mißverstehen in den Hintergrund zurückzuführen und wo möglich sie in gänzliche Vergessenheit versinken zu lassen. Es ist ein Zeitalter, welches neben seinen unverkennbaren großen Vorzügen geistiger Cultur, die ihm in den verschiedensten Beziehungen einen unzweifelhaft hohen Rang für immer zusichern, dennoch auf ebenso entschiedene Weise durch eine widrige Herabsetzung, oft hohnlachende Verachtung anerkannt großer Männer, wahrhaft erhabener Charaktere, durch Verspottung derselben in der Erfüllung der großartigsten Acte ihres Lebens, endlich durch die scharfsinnigste Aufspürung nach kleinlichen Schwächen oder vermeint-

lich schlechten Motiven dieser Männer sich verrufen macht.

In einem solchen Zeitalter erscheint es in der That als ein seltsamer Contrast, gleichzeitig fast in allen Ländern in haltloser Begier Sammlungen von Raritäten jeder Gattung bis zu den unbedeutendsten Autographen herab für dieselben Personen anzulegen, über deren geistiges, politisches und sittliches Leben man oft die schonungslosesten Urtheile aus dem Munde der Sammler vernimmt. Verbindet sich mit diesen Sammlungen ein wissenschaftlicher Zweck, um ein lebendigeres Bild einer bestimmten Zeit oder einer bestimmten wissenschaftlichen Richtung oder ungewöhnlicher Sitten und Gebräuche zur Charakteristik bemerkenswerther Personen und Perioden uns vorzuführen; soll die Phantasie in solchen Sammlungen täglich sich Nahrung suchen, um in gewichtvollerer Wahrheit die Erzeugnisse ihrer Schöpfungskraft zu vergegenwärtigen, so werden wir diesen Lieblingsunternehmungen der Gegenwart unsern Beifall nicht entziehen. Wir erfreuten uns an Walter Scott's mittelalterlichem Schlosse mit seinen kostbaren Schätzen für die reiche Vergangenheit der schottischen und britischen Heroen, Staatsmänner und Gelehrten, wie an den nicht minder eigenthümlichen Sammlungen unsers unergründlichen Meisters Göthe, oder auch wie an dem waffenreichen Atelier eines großen Ge-

schicht- und Schlachtenmalers, indem wir in dankbarer Erinnerung von dem Genusse uns erfüllt fühlten, den wir so ausgezeichnet genialen Bildnern von dem weisen Gebrauche ihrer Hülfsmittel schon verdankt haben und fernerhin noch verdanken könnten.

Aber nicht das Sammeln macht groß, nicht das Anschauen der Reliquien fromm, nicht die werthgehaltene Handschrift oder ihr Facsimile lehrt den großen Geist ihres Urhebers in sich aufnehmen. — Er muß aus seinem ganzen Schaffen und Wirken erfaßt, er muß in der Stellung zu seinen Zeitgenossen erkannt werden, wenn seine Lehren in unser Eigenthum übergehen, wenn sein Beispiel und sein ganzes Leben uns erheben oder warnen sollen. Sobald aber ein hervorragender Begründer neuer Lebenselemente seine ruhmvolle Laufbahn zurückgelegt hat, sobald der reine Gehalt seines geistigen Einflusses in ungetrübtem Glanze erkannt ist, und die allgemeine Verehrung seiner großartigen Lebensthätigkeit denselben ohne Rücksicht auf Das begleitet, was für den Einzelnen dadurch gewonnen wird, dann erlangt auch ein bildliches Andenken seine geeignete Stellung; jeder Zettel, den solche Meisterhand beschrieben, spricht kraftvoller zu uns, als die bloßen Worte es zu vermitteln scheinen, weil auch in diesen Schriftzügen ein Theil des von uns bereits anerkannten Schatzes liegt.

Doch einen um wie vielfach höheren Grad des

Werthes schreiben wir bei solchen welthistorischen Charakteren einer zusammenhängenden Masse von eigenhändigen Schriften zu, die theils als Entwürfe und Vorarbeiten zu den großen Werken ihres Lebens, theils als später geschriebene Zusätze zur Vervollständigung dieser Werke, theils endlich als briefliche Mittheilungen über den Erfolg derselben uns überliefert werden. Sie führen uns in die geistige Werkstätte eines solchen Meisters für einen längeren Zeitraum ein, lassen uns genau erkennen, von welchen Anfängen bei jedem neuen Werke sein Gedankenflug sich erhoben hat, wie vielfach jeder einzelne Grundstein seines Lehrgebäudes umgelegt, neu bearbeitet und geglättet ist, um die zweckmäßigste Einfügung in das Ganze zu erhalten, oder an welchen andern Nebenarbeiten bei der Durchführung eines großen Unternehmens sein Geist sich erfrischt hat; welche Anerkennung demselben schon während der Arbeit zu Theil geworden ist, aber auch welche Misdeutungen und absichtliche Verleumdungen auf ihn eingestürmt haben, ohne den edeln Wahrheitsforscher, der in reiner Begeisterung an seinem Werke unerschütterlich fortarbeitete, von der einmal ergriffenen Bahn abzuleiten.

Zu solchen Betrachtungen fühlte ich mich fast unbewußt veranlaßt und zu erstaunendem Bewundern hingerissen, als ich vor Kurzem eine solche Samm-

lung eigenhändiger Schriften [1]) des erhabenen Koryphäen unter den Philosophen neuerer Zeit, Immanuel Kant's, zur genaueren Prüfung erhielt; denn sie gewährte den wahrsten Schlüssel für das geistige Leben des hohen Forschers, indem sie aus den Zeiten seiner höchsten Glanzperiode herrührte, bis zu den letzten Jahren seines Lebens hinaufreichte, und gleichzeitig als der lebendigste Commentar die erste Entstehung und weitere Ausbildung der Werke dieser Periode seines Lebens begleitete. Diese Periode ist aber das Zeitalter der französischen Revolution und der beiden letzten Theilungen Polens. Kant's Charakter als

---

1) Sie befand sich im Nachlaß des zu Königsberg 1836 verstorbenen Banco-Cassirers Nicolovius, der in seinem früheren Geschäfte als Verlagsbuchhändler fast ausschließlich die aus den letzten zehn Jahren Kant's herrührenden Schriften verlegt hatte, und nach dem Tode desselben in den Besitz dieser Handschriften gekommen war, die zum großen Theile aus einzelnen Blättern, Zetteln, beschriebenen Brief-Couverts und Briefen bestehen. Sie sind gegenwärtig durch die geneigte Fürsorge des Curatoriums der Universität Königsberg Eigenthum der königlichen Bibliothek daselbst geworden, welche schon früher aus dem Nachlaß des Prof. der Mathematik, Gensichen, eines vertrauten Schülers von Kant, Briefe und ähnliche Scripturen Kant's erworben hatte.

Philosoph konnte bei der umfangsreichen Entwickelung seiner Systeme der speculativ-kritischen und praktischen Philosophie nicht anders, als auf das Lebhafteste von diesen großen politischen Umwälzungen getroffen werden, welche das gesammte sociale Leben nach allen Culturbeziehungen neu gestalteten, oder doch mit erzwungener Umgestaltung bedrohten. Als siebzigjähriger Greis fühlte er in sich die Verpflichtung, diese gewichtvollen und gefährlichen Erscheinungen seiner Zeit wissenschaftlich zu verarbeiten. Nachdem er sie aber in seinem Geiste überwältigt hatte und darüber zu klaren Resultaten für sich gekommen war, beschloß er, von dem hohen Standpunkte aus, den er damals als akademischer Lehrer und Schriftsteller bei einem großen Theile der Gebildeten in hingegebenem Vertrauen auf seine Einsicht einnahm, diese Gegenstände öffentlich mit sicherm Urtheile und sittlichem Ernste kritisch zu beleuchten und zu erläutern. Daher sind grade seine neuunternommenen und bis zum Druck ausgeführten Werke aus dieser Periode vorzugsweise der Begründung der politischen Wissenschaften gewidmet, wie dies die Metaphysik der Sitten, deren erster Theil, die Rechtslehre, sogleich auf die Begründung des rechtlichen Zustandes im Staate ausgeht, wie dies ferner die kleineren Schriften über den ewigen Frieden, über die Verbesserung des Menschengeschlechts u. s. w., endlich wie

es selbst einzelne Abschnitte der Anthropologie und des Streites der Facultäten erweisen.

Man erwartete überdies noch von ihm die vollständige Aufstellung eines Systems der Politik, worauf er theils selbst als öffentlicher Lehrer hingewiesen, theils auch am Ende seiner Vorrede der Rechtslehre ausdrücklich hingedeutet hatte: „Gegen das Ende des Buchs habe ich einige Abschnitte mit minderer Ausführlichkeit bearbeitet, als in Vergleichung mit den vorhergehenden erwartet werden konnte, theils, weil sie mir aus diesen leicht gefolgert werden zu können schienen, theils auch, weil die letzten (das öffentliche Recht betreffend) eben jetzt so vielen Discussionen unterworfen und dennoch so wichtig sind, daß sie den Aufschub des entscheidenden Urtheils auf einige Zeit wohl rechtfertigen können." Dies schrieb Kant im Jahre 1797, und vier Jahre später wurde er in der That von Dr. Andreas Richter brieflich aufgefodert, ihm die Erlaubniß zur Herausgabe eines Lehrbuchs der Politik nach den Grundsätzen seines Systems zu ertheilen, wenn er selbst nicht mehr daran gedächte, ein eigenes Werk darüber dem Druck zu übergeben. Zugleich hatte der bis dahin noch völlig unbekannte Schriftsteller eine Skizze seiner beabsichtigten Arbeit über die Politik hinzugefügt, die freilich keine großen Erwartungen von den Geisteskräften dieses Mannes fassen und die

späteren Nichtrealisirung seines Planes für die deutsche Literatur nicht bedauern läßt. Brief und Skizze befinden sich noch jetzt im Nachlaß und enthalten zugleich, nach Kant's Gewohnheit bei seinem literarischen und geschäftlichen Briefwechsel, den vollständigen Entwurf zu einer Antwort an Richter eingeschlossen, die unbezweifelt genau abgeschrieben an ihren Bestimmungsort abgegangen ist. Da nach derselben auch damals (1801) nach Kant's Absicht in Bezug auf ein System der Politik mindestens die Herausgabe eines Abrisses als möglich erscheinen läßt, und die Antwort selbst so charakteristisch für den liebenswürdigen Greis ausfällt gegen einen jungen ihm ganz fremden und sich ihm gradezu aufdrängenden Mann, von dem er sogar stark compromittirt zu werden befürchten durfte, so theile ich sie hier vollständig aus dem Nachlasse mit:

„Ihren sine die et consule an mich abgelassenen Brief bejahend zu beantworten, trage kein Bedenken, da er nichts weiter von mir verlangt als: daß, wenn ich nicht selber ein System der Politik herauszugeben gemeint sein sollte, Sie die Erlaubniß haben wollten, eine solche nach kritischen Grundsätzen zu bearbeiten, wovon Sie mir zugleich den Plan mitgetheilt haben. — Daß mein (77jähriges) Alter mir es nicht wohl möglich macht, es selbst zu verrichten, vornehmlich mit der Ausführlichkeit, die der mir zugestellte Abriß Ihres

vorhabenden politischen Werkes sehen läßt, beurtheilen Sie ganz richtig, wie auch das Terrain, auf welchem Sie Ihr Lehrgebäude aufzuführen gedenken.

Von Herrn Nicolovius wird dann also die Spedirung dieses Briefes nach der darin vorgeschriebenen Adresse abhängen: wobei ich bin

Ihr Diener
I. Kant."

Im vollen Bewußtsein pflichtmäßiger Erfüllung seines Lebensberufs hatte Kant einen großen Theil seiner ernsten Studien den politischen Wissenschaften gewidmet, und es war daher eine ganz natürliche Folge, daß bei der gewichtvollen Bedeutsamkeit seines geistigen Einflusses auf seine Zeitgenossen überhaupt, nicht minder bedeutsam und umfassend die Stellung dieses großen Philosophen für die politische Entwickelung seines Zeitalters erschien. Wenn Raumer und J. Weitzel in ihren schätzbaren historischen Uebersichten über die Fortbildung der politischen Wissenschaften auch bereits J. Kant seinen gebührenden Ehrenplatz angewiesen haben, so konnte dies nach dem Zwecke ihrer Arbeiten nur in einzelnen Andeutungen und in der Aufstellung einiger Hauptansichten seines Systems der Staatswissenschaften geschehen, ohne näher auf seine Stellung zu den Vorgängern in der Wissenschaft und zu der eigenthümlichen politischen Gestaltung seiner Zeit einzugehen. Es scheint aber grade

jetzt zur rechten Zeit zu kommen, in einer ausführlichen historischen Darstellung dies gegenseitige Verhältniß zu beleuchten und durch bekannte und noch völlig unbekannte Belege aus seinen Schriften und seinem Nachlasse zu erläutern. Das Interesse des Gegenstandes darf sich einer allgemeineren Theilnahme versichert halten und durch die innere Nothwendigkeit seiner historischen Behandlung seine Stelle im historischen Taschenbuche fodern.

Beginnen wir zuförderst damit, Kant's Standpunkt als akademischer Lehrer und den Grad des Vertrauens genauer zu würdigen, mit welchem ihm seine näherstehenden Zeitgenossen entgegenkamen, um daran zu erkennen, mit welcher selbständigen Kraft er denselben allmälig sich errungen, welche Hindernisse er dabei zu überwältigen hatte, aber auch zu welcher Sicherheit und Festigkeit er endlich hierin vorgeschritten war.

Bei einer allgemeinen Betrachtung des Zustandes der geistigen Cultur bei den Deutschen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, in welcher Immanuel Kant geboren wurde (22. April 1724) und seine erste Bildung empfing, erkennen wir überall einen völlig isolirten Zustand für die Entwickelung der einzelnen Wissenschaften. Wir vermissen durchaus ein Einwirken derselben auf die geselligen und bürgerlichen Verhältnisse des Lebens. Dies wird durch

die schroffe Absonderung der Stände noch in einem sehr starken Grade erhöht, da dieselbe, statt sich zu verringern, seit dem Ablauf des dreißigjährigen Krieges sich noch beträchtlich gesteigert hatte, und die geringe Vermittelung vermöge der Dichtkunst grade in dieser Periode durch die entschiedene Vorliebe für die französische bei den Fürsten und höhern Ständen verloren ging. Denn grade dieser Einfluß verstärkte zugleich den der gesammten socialen Entwickelung dieses Volkes für Mittel-Europa. Vor allen Dingen aber wurde die politische Bildung der Franzosen dadurch wie in einem festen Gepräge fortgepflanzt und durch das ununterbrochene Lesen der Memoiren genährt, sodaß sie auch unfehlbar zu gleichmäßigen Maximen des Handelns Anleitung geben mußte.

Demnächst bot sich für eine höhere Anfoderung an geistige Bildung Bayle's philosophisch-encyklopädisches Wörterbuch als allgemeinstes Hülfsmittel dar, es wurde die Lieblingsspeise aller feinen Köpfe, wie denn auch Friedrich der Große als Kronprinz und ebenso unverändert in den reiferen Jahren der Regenten-Erfahrung diesem Werke seine warme Verehrung gezollt und noch nach dem Schlusse des siebenjährigen Kriegs einen Theil seiner kostbaren Zeit geopfert hat, um selbst einen umfangreichen Auszug aus den philosophischen Artikeln dieses Wörterbuchs

anzufertigen [1]). — Die skeptische geistige Entwickelung, die auf solche Weise unter dem Einflusse Bayle's und seiner Anhänger ihren stattlichen Sitz an den Höfen der Regenten und in den Palästen der Großen aufgeschlagen hatte, befriedigte inzwischen bei der Mehrzahl ihre höheren Bedürfnisse mehr durch einen geistigen Reiz, in erhabenen Regionen des Wissens sich umgesehen zu haben und darüber in den bekannten glänzenden Redensarten Auskunft geben zu können, als daß es in ihnen den Trieb zu gründlicher Belehrung aufgeweckt oder zur Fortsetzung und weiteren Ausdehnung der einmal angeregten Untersuchungen angemahnt hätte. Die höheren Stände hielten ihre Bildung in diesen Grenzen für geschlossen, aber auch in sich für vollendet; sie fanden ihrerseits gar keine Veranlassung, auf einen geistigen Austausch mit Gelehrten sich einzulassen, die ihnen mit der Zumuthung entgegenkamen, wiederum eine neue Schule ernster Anstrengung zu machen, um eine todte Masse für sie unfruchtbaren Wissens sich anzueignen.

---

1) Vergl. Preuß, Friedrich der Große, Bd. I. S. 476 und Bd. III. S. 559. Wir werden in der ersten Stelle (aus dem J. 1752) zugleich von dem dringenden Begehren der Markgräfin von Anspach-Baireuth (der Schwester Friedrich's des Großen) nach einem solchen Auszuge unterrichtet.

Aber der deutsche Gelehrte blieb auch seinerseits in seinem Cabinete gern vergraben, und stellte sich zufrieden mit den ihm selbst genügenden Resultaten seiner Studien, wenngleich nicht selten die Anerkennung derselben bis auf ihn allein ausschließlich beschränkt blieb. Jede unmittelbare Einwirkung der Wissenschaften auf das Leben wurde vermißt, oder blieb doch kaum in geringen Spuren zu erkennen. Mußte da die Isolirung der Stände in so bestimmt ausgeprägten Verhältnissen nicht gradezu den Fortschritten einer eigenthümlichen Entwickelung der gesammten intellectuellen Cultur in Deutschland sich entgegenstellen, und um wieviel mehr mußte jede Aussicht auf eine gleichmäßige Entfaltung einer National-Literatur getrübt werden, die der französischen mit Ehren sich zur Seite zu stellen vermochte?! Kaum war es da anders möglich, als daß selbst bei den gebildeten Classen der deutschen Völker der Satz zur allgemeinen Geltung kam: „Nur für die Schule müsse gelernt werden, aber nach den Zwangsjahren des Lernens verbleibe die Gelehrsamkeit das alleinige Eigenthum einiger weniger Gelehrten." Und hätten wenigstens diese in gemeinschaftlichem Zusammenwirken auf die Ehre einer National-Literatur ernst hingearbeitet oder auch nur daran gedacht, wie sie durch das streng voneinander gesonderte Leben, durch die unnützesten Wortklaubereien und Federkriege ihrer

eigenen Sache schadeten, wie sie selbst dem Berufe ihres Lebens, statt für die allseitige Förderung ihrer Wissenschaft bereitwillig alle ihre Kräfte anzuwenden, mit trotzigem Starrsinn selbsterbaute Hindernisse sich in den Weg legten.

In Kant's Geburtslande, dem Königreiche Preußen östlich von der Weichsel, traten überdies die bezeichneten Verhältnisse vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch viel schroffer hervor als in den übrigen Ländern deutscher Zunge, mindestens was Nord- und West-Deutschland anbelangt. Unter solchen bedrückenden Umständen für eine freie geistige Entwickelung entschloß sich Immanuel Kant, sein Leben dem akademischen Lehramte zu widmen. In seinem zweiunddreißigsten Jahre trat er im Wintersemester 1755 als Privatdocent bei der philosophischen Facultät der Universität Königsberg auf. In neunjährigem bescheidenen Hauslehrerleben, mit dessen Wirksamkeit er doch selbst in Bezug auf seine Zöglinge sich wenig zufrieden zeigte, hatte er sich für diese höhere Lehrerlaufbahn würdig vorbereitet und erst dann am 12. Juni 1755 die philosophische Doctorwürde erworben und sich sogleich darauf habilitirt. Er begann mit dem Vortrage der theoretischen Philosophie, sowie der mathematischen Wissenschaften, die wol grade damals auf den deutschen Universitäten überhaupt wenig fruchtbar betrieben wurden und in

Königsberg fast ganz daniedergelegen hatten. Aber der günstige Erfolg übertraf alle seine Erwartungen, denn schon im nächstfolgenden Jahre war sein geräumiges Auditorium von Zuhörern überfüllt, und ihre dichtgedrängte Zahl konnte nach dem durchaus glaubhaften Zeugnisse Borowski's [1]), eines seiner ältesten

---

1) Ludwig Ernst Borowski, geboren den 17. Mai 1740 zu Königsberg, hatte zu Ostern 1755 die dortige Universität bezogen, aber neben seinen theologischen Studien sich auch mit vielem Eifer mit Philosophie beschäftigt. Er war also bereits Student, als Kant sein Lehramt antrat, und blieb mit demselben in genauer Verbindung bis an dessen Tod, wenn er auch nicht zu den vertrautern Freunden des Philosophen gehörte. Borowski starb in seiner Vaterstadt im höchsten Greisenalter am 10. November 1831 als Erzbischof der evangelischen Kirche, der Einzige des preußischen Staats, da weder vor ihm diese hohe Würde an einen evangelischen Geistlichen vergeben worden war, noch nach seinem Tode wieder erneuert worden ist. Die von Borowski verabfaßte Darstellung des Lebens und Charakters Kant's, Königsberg 1804, 276 S. 8., ist bereits im October 1792 niedergeschrieben, überdies von Kant selbst durchgesehen und in Kleinigkeiten berichtigt worden: aber auf des Letztern ausdrücklichen Wunsch wurde sie nicht bei seinem Leben bekannt gemacht. Sie liefert die meisten Materialien aus den früheren Lebensverhältnissen des Philosophen und ein fast ganz vollständiges

Schüler, schon damals nicht immer Aufnahme finden, wie denn später in der Zeit seiner allgemeinen Anerkennung nicht selten Zuhörer im Vorhause vor dem Auditorium seinen Vortrag aufzufassen sich bemühten.

Warum aber folgte so rasch der unerwartete Beifall auf Vorlesungen über Logik nach Meier, — über Metaphysik nach Baumeister, — über Physik nach Eberhard, — über Mathematik nach Wolf, warum zeigte sich so augenblicklich der angestrengteste Fleiß seiner Schüler in den praktischen Uebungen, ihre vertrauensvolle Anerkennung gegen den bis dahin ganz unbekannten Privatdocenten, der überdies mit Ausnahme eines einzigen Professors bei keinem der älteren Lehrer angelegentliche Unterstützung fand? — Kant's **Lehrtalent** war ebenso groß als die Genialität sei-

---

Verzeichniß seiner Schriften, jedoch ist sie sehr dürftig und oberflächlich für die Glanzperiode seines Wirkens seit 1781, und ebenso wenig gewährt sie uns ein anschauliches Bild seiner persönlichen Eigenschaften, seines Lebens im Kreise seiner Vertrauten und Schüler. Hiefür leisten **Jachmann's** und **Wasianski's** Darstellungen weit mehr, die freilich Beide nur aus einer spätern und der Zeit nach beschränkteren Lebensperiode berichten, aber nach der eignen Anschauung im täglichen Umgange mit Kant schildern. — Ueber die ersten Vorlesungen **Borowski** S. 185—86.

net Denkkraft, und unterstützt von dem hohen Ernste seines sittlichen Charakters, ergriffen von der Ueberzeugung, wie eigne Klarheit des Denkens auch nur in Andern die Fähigkeit zu denken und sich selbst kennen zu lernen hervorzurufen im Stande wäre, ging er rastlos an sein edles Werk, um in dem gelungenen Erfolge den reichen Lohn seiner Anstrengungen zu genießen. Hatte Kant auch in einigen wissenschaftlichen Fächern bei einem und dem andern Lehrer verschiedener Universitäten bereits Vorgänger seiner Lehrmethode gehabt, so bleibt ihm doch das große Verdienst, als akademischer Lehrer in allen seinen Vorlesungen beharrlich dahin gearbeitet zu haben, daß er seine Zuhörer mit ihm gemeinschaftlich arbeiten und denken lehrte. Niemals setzte er den Hauptzweck seiner Vorlesungen darein, dogmatisch in einzelnen Dictaten sein System den Zuhörern zu überliefern; vielmehr bot er überall seine Hülfe, durch Beispiele aus den verschiedenartigsten Zweigen des Wissens zum selbstthätigen Auffassen seines Vortrags hinzuziehen, und er glaubte an sich selbst gefrevelt zu haben, wenn ihm dieses selbstbewußt mislungen war.

Zur angemessensten Erfüllung dieser Aufgabe lenkte er aber eben deshalb durch die Wissenschaft stets unmittelbar auf das sociale Leben ein, und erkannte demnächst das Leben in seinen verschiedenen Anfode=

rungen als eine zweite Quelle seiner wissenschaftlichen Studien an. Dadurch wurde er nicht minder selbst wiederum veranlaßt, seinen Studien die ausgedehnteste Unterlage zu gewähren und durch eine wahrhaft umfassende Gelehrsamkeit sich in das vollkommene Verständniß der Resultate ihrer wichtigsten Untersuchungen zu setzen, um in ihrem unbeschränktesten Besitze bei jeder Anfoderung der Wissenschaft und des Lebens richtig und rechtzeitig über dieselben verfügen zu können. Daraus folgte ferner wieder von selbst sein Bedürfniß nach Geselligkeit bei der eifrigsten Arbeitstreue. Um jedoch diesem auf die entsprechendste Weise für den Beruf seines Lebens entgegenzukommen, wählte er den anziehenden und unterrichtenden Wechsel eines lebhaften Umgangs, theils mit seinen Amtsgenossen aus verschiedenen Facultäten, welche selbständig die von ihnen erwählten Fächer beherrschten, theils mit höheren Verwaltungsbeamten, Offizieren, mit ausgezeichneten Kaufleuten, Gutsbesitzern und Geschäftsmännern aller Art, theils endlich mit jungen fähigen Köpfen aus der Zahl seiner früheren Zuhörer. So vermochte er bald lernend zu empfangen, bald lehrend reichlich wiederzugeben, und dabei zugleich dem vom frühen Morgen ab stark angestrengten Geist heitere Auffrischung und neue Kräftigung zu den Untersuchungen des folgenden Tages zu gewähren.

Die große Klarheit des Vortrags, der immer wach-

sende Reichthum neuer tiefdurchdachter Ansichten und frischgewonnener Kenntnisse, ihre Anknüpfung an das alt Bekannte, die Kraft der Wahrheit, welche stets aus der innern Ueberzeugung hervorgeht, sie bewirkten zusammen ein allgemein gefühltes Bedürfniß, in Kant's Lehren und Umgang sich mit dem Wesen ernster Forschung zu befreunden. War dies zuerst auf die nächsten Umgebungen Königsbergs beschränkt, so zog es doch mittelbar bald den wohlthätigen Erfolg nach sich, daß bei dem nothwendigen innern Zusammenhange aller Wissenschaften überhaupt hier ein regerer Eifer für wissenschaftliche Beschäftigungen und ernstere Belehrung sich entfaltete. Wie unvermerkt dies auch unter den gebildeteren Classen des Landes sich einschleichen mochte, hören wir auf die Stimmen der Zeitgenossen, wie sie in brieflichen Mittheilungen und in gedruckten Schriften sich äußern, wir finden einstimmig die Anerkennung dieses allgemein angeregten geistigen Bedürfnisses, das früher entweder gar nicht gefühlt [1]) oder doch nur sehr einseitig befriedigt

1) Joh. Georg Scheffner, Mein Leben, Königsberg 1821, S. 47, und an mehren andern Stellen. Scheffner (geboren den 8. August 1736, gestorben zu Königsberg den 16. August 1826) war mit Kant genau bekannt und sein hoher Verehrer, obgleich er weder zu seinen unmittelbaren Schülern, noch zu dem engeren

worden. Aber von Königsberg aus verbreitete sich diese Einwirkung weiter nach Osten und Westen in Preußen und den zunächst benachbarten Landschaften, bis daß es sich an die gleichzeitige geistige Erhebung des nördlichen und mittlern Deutschlands anschloß, die ihre Brennpunkte in Berlin, Hamburg, Wolfenbüttel, Halle, Frankfurt a. M., Weimar und Göttingen fand.

Doch war diese geistige Anregung durch Kant bis dahin nur an das lebendige Wort gefesselt, in der Entfernung, wo eine dauerhafte Wirkung nur durch bedeutende Schriften hervorgebracht werden konnte, wußte man kaum von seinen ersten schriftstellerischen Versuchen, die als erste Ursprünge seines Systems späterhin mehr aufgesucht wurden, als sie in der Zeit ihrer ersten öffentlichen Bekanntmachung eine außergewöhnliche Beachtung gefunden hatten. Dessenungeachtet wurde der in dieser Lebensperiode ganz auf seine Lehrerwirksamkeit hingewiesene, überaus thätige und von allen Ständen hochgeachtete Docent erst in dem funfzehnten Jahre seines akademischen Lehrerlebens, nachdem er bereits das sechsund-

---

Kreise der Freunde des Philosophen gehört hatte, das Letztere wol deshalb nicht, weil Scheffner bis zum Jahre 1792 nur vorübergehend seinen Aufenthalt zu Königsberg genommen hatte.

vierzigste Jahr seines Lebens überschritten hatte, zu einer ordentlichen Professur der Logik und Metaphysik befördert (im Sommersemester 1770).

Abermals verstrichen jedoch bei schon so vorgerücktem Alter wieder eilf Jahre in der thätigsten Lehrerwirksamkeit, in welcher Kant täglich gegen vier Stunden Collegia las, bis daß er mit seinem großen Hauptwerke, der Kritik der reinen Vernunft, im Jahre 1781 hervortrat. Zwar hatten sich unterdessen seine Vorlesungen, und namentlich die populär gehaltenen über physische Geographie, philosophische Encyklopädie, Anthropologie und Pädagogik, die von ihm selbst weniger streng in den Schranken ihres wissenschaftlichen Namens eingeengt, überhaupt eine Fülle seiner ausgebreitetsten Kenntnisse entwickeln konnten, einer immer höher gesteigerten und allgemeineren Theilnahme von Beamten, Offizieren, Studirenden und Privatpersonen aus allen Ständen erfreut[1]). Mit diesem beispiellosen Beifall auf der königsberger Universität war ein ehrerbietiges Vertrauen seiner Zuhörer

1) Wir lernen ihre Namen zum Theil noch aus kleinen Zetteln in dem oben angeführten schriftlichen Nachlaß kennen, indem er neben seinen Vorarbeiten zu gelehrten Untersuchungen die Berichtigung der Honorare für gehörte Vorlesungen, oder die davon noch ausstehenden Reste aufzuzeichnen gewohnt war.

innig gepaart [1]), welchem jetzt nicht minder die achtungswertheste Anerkennung von Seiten seiner Collegen folgte, die sich daran gewöhnten, in ihm die stattlichste Zierde der ganzen Akademie bewundert zu sehen. In gleich ehrender Weise wurden schon jetzt

---

1) Die rührendsten Beispiele dieses innigsten Vertrauens liefert das Leben eines der ausgezeichnetsten Schüler und Freunde Kant's, des Professors Christian Jakob Kraus (geboren den 27. Juni 1753 zu Osterode in Ostpreußen, gestorben als Professor der praktischen Philosophie und Staatswirthschaft zu Königsberg am 25. August 1807), dessen hervorragende Verdienste um eine angemessene Bearbeitung der Staatswissenschaften, sowie überhaupt umfassende Wirksamkeit als akademischer Lehrer keineswegs nach ihrem ganzen Umfange aus den nach seinem Tode herausgekommenen Schriften erkannt werden können. Vergl. Joh. Voigt, Das Leben des Prof. Kraus, Königsberg 1819, S. 22, 28, 131 u. s. w. Ebenso können hiefür als Beweis dienen Herder's Leben, geschrieben von seiner Gattin, Bd. I. S. 56, und Bd. III. S. 148—54 (im Thl. 20 und 22 der Abtheilung zur Geschichte und Philosophie von Herder's Werken), Hippel's Biographie, Gotha 1801, a. m. Stellen; Carl Gottl. Fischer's Biographie in Schlichtegroll's Nekrolog für das 19. Jahrhundert, Bd. II. S. 237. Dieser wahrhaft fromme Theolog nannte Kant in seinen jüngern Jahren „auch in morasch-religiöser Hinsicht seinen Apostel“.

vor der öffentlichen Bekanntmachung seiner Hauptwerke ein unbedingtes Vertrauen und eine seltene Anerkennung von Seiten der höchsten Staatsbehörde ihm entgegengetragen, indem der Minister Freiherr von Zedlitz bereits 1777 bei der Besetzung der philosophischen Professur in Halle, der damals größten Landesuniversität, nur nach Kant's Rath zu verfahren und einen seiner Schüler für diesen Lehrstuhl zu erwerben wünschte [1]).

Nur die erstarrten Anhänger des Wolf'schen Dogmatismus wollten von den glänzenden Erscheinungen dieses neuen Lichts im Norden noch nichts wissen. Feder und seine Collegen in Göttingen hielten Kant noch 1780 für einen Dilettanten auf dem Gebiete der Philosophie, von dem nicht viel zu erwarten stünde [2]). Aber ein solches Urtheil konnte entweder nur in völliger Unkenntniß von dem Entwickelungsgange der Kant'schen Philosophie gefällt werden, oder es mußte aus der entschiedenen Absicht einer Opposition hervorgehen, die jeden ernsten Fortschritt

---

1) Voigt, das Leben des Prof. Kraus, S. 68—69.

2) Ebendaselbst, S. 87, als Kraus in Göttingen war und im Gespräch mit den dortigen Professoren auf die noch in Kant's Schreibpult liegende Kritik der reinen Vernunft zu sprechen kam, „die den Philosophen gewiß noch einmal großen Angstschweiß kosten werde".

ihrer Wissenschaft beharrlich verleugnen wollte. Darunter aber darf nicht der wissenschaftliche Kampf mit begriffen werden, der später von Kant's eigenem Schüler, von dem gleich genialen Landsmanne Herder, nach seiner Verpflanzung nach Deutschland ausging. Denn bei allem geistigen Antagonismus, der zwischen beiden großen Männern stattfand, blieb Herder's Ehrfurcht vor dem tiefen Geist seines Lehrers, vor dem Scharfsinn seiner Beweiskraft, vor der edeln Wahrheitsliebe bei seiner Forschung unangetastet [1]). Herder hatte sogar seinerseits durch die Freiheit und den Geschmack bei seinen kritischen Untersuchungen noch mehr für eine allgemeinere und regere Aufnahme wissenschaftlicher Studien bei dem größern gebildeten Publicum Deutschlands vorgearbeitet und dadurch selbst mittelbar für eine günstigere Stimmung desselben gewirkt, mit welcher die Resultate der neuen kritischen Schule von Königsberg hier empfangen werden sollten. Von welcher Begeisterung Herder nach jahrelangem Misverständnisse und nach mehr als dreißigjähriger Trennung noch für Kant's Lehrerwirksamkeit und Ueberlegenheit des Geistes sich ergriffen fühlen konnte, geht aus der schönen Schilderung hervor, die er im neunundsiebzigsten Briefe zur Beförderung der Humanität

1) Herder's Leben, Bd. III. S. 122—31. (Thl. XXII. Ph. u. G.)

mit treffender Wahrheit entwarf. „Ich habe das „Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der „mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren „hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, „wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter be„gleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war „ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die „gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz „und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und „sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Um„gang. Mit eben dem Geiste, mit dem er Leibnitz, „Wolf, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte, und „die Naturgesetze Kepler's, Newton's, der Physiker „verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden „Schriften Rousseau's, seinen Emil und seine Heloise, „sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung „auf, würdigte und kam immer zurück auf unbe„fangene Kenntniß der Natur und auf mo„ralischen Werth des Menschen. Menschen-, „Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik „und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er „seinen Vortrag und seinen Umgang belebte; nichts „Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Cabale, „keine Sekte, kein Vortheil, kein Namenehrgeiz hatte „je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweite„rung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte „auf und zwang angenehm zum Selbstdenken;

„Despotismus war seinem Gemüth fremd. Dieser „Mann, den ich mit größester Dankbarkeit und Hoch„achtung nenne, ist Immanuel Kant" [1]).

Aber Kant hatte Jahre lang die abgeschlossenen Untersuchungen seines Systems zurückgehalten, ehe er sie für völlig reif erachtete, durch den Druck dem allgemeinen Urtheil der Welt sie für immer zu übergeben. Daher waren die spätern Ausgaben seiner Werke nur sehr geringen und unwesentlichen Veränderungen und Zusätzen unterworfen, daher konnten sie aber auch, nachdem einmal der Anfang zu ihrer öffentlichen Bekanntmachung erfolgt war, in nicht großen Zwischenräumen aufeinander erscheinen. So geschah es mit den Prolegomenen zu einer jeden künftigen Metaphysik 1783, mit der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten 1784, mit der Kritik der praktischen Vernunft 1787, mit den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft 1787 und mit der Kritik der Urtheilskraft 1790, ohne die kleineren gleichzeitigen Schriften hier namentlich zu erwähnen. Auf dem zweckmäßig verbreiteten Boden wirkten diese reifen Früchte Kant's mit erstaunlicher Schnelle und mit außerordentlicher Kraft. Sie führten unabweisbar zu

1) Sammlung VI. S. 172—174, in den gesammelten Schriften Thl. XIV. Ph. u. Gs, S. 47—48; vergl. damit den Zusatz in Herder's Leben, S. 141—47.

einer neuen Umgestaltung der meisten wissenschaftlichen Studien in ihrer innern Behandlung, sodaß Göthe mit vollem Rechte von dieser „großen philosophischen Bewegung" behaupten konnte [1]), „daß kein Gelehrter sich ihr ungestraft widersetzt oder sie verachtet habe, außer etwa die echten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu sein scheinen".

War dies der allgemeine Erfolg für die strengeren Wissenschaften, so beruhte er doch hauptsächlich auf dem Studium der Kritik der reinen Vernunft. Dagegen führte die Kritik der Urtheilskraft mehr in das Gebiet der Aesthetik, und durch die Vermittelung der Dichtkunst in ihren verschiedensten Formen mußte die Theilnahme an den allgemeinen Resultaten der Kant'schen Philosophie einen noch weit größern Umfang gewinnen. Freilich konnte hier grade auch schon gefährlicher durch eitles Misverständniß dieser Philosophie und durch kecke Arroganz im Urtheile die reine Natur der Kunst verkannt und vernichtet werden. Wie lebendig werden wir in das mannichfache Treiben wahrhafter Förderung eines klaren, sich selbst bewußten Kunstbestrebens, aber auch andererseits in

1) Göthe's Winckelmann in der letzten Ausgabe von seinen Werken, Bd. XXXVII. S. 52. Dazu ges. Werke. Bd. L. S. 50—58 und Bd. XLIV. S. 258.

das Gewühl der widrigsten Verwirrungen hineinversetzt, wenn wir den Briefwechsel von Schiller mit Göthe und Humboldt, von Herder, Fr. Heinr. Jacobi, Wieland, Schütz, Johannes Müller, Knebel u. s. w. aus dieser Periode genau verfolgen, wenn wir damit die Hauptstimmen unter den kritischen Blättern vergleichen, bis wir zu ihrer Consolidirung in den Charakteristiken der Gebrüder Schlegel und der Vorschule der Aesthetik von Jean Paul herabgeführt werden.

Nun aber brachten zur Vollendung des großen Erfolgs die Kritik der praktischen Vernunft und die Metaphysik der Sitten, indem sie ein vollständiges System der Moralphilosophie entwickelten, eine neue Grundlage zum Natur- und Völkerrechte hervor, und dies in einem Zeitalter politischer Gährung, wo aus den verschiedenartigsten Ursachen vom westlichen Europa her eine allgemeine Umwälzung aller Verhältnisse des bürgerlichen Lebens über ganz Europa zu ziehen drohte. In dem Zeitraume weniger Jahre wurde fast auf allen Universitäten Deutschlands Kant'sche Philosophie mit dem größten Eifer gelehrt, selbst die katholischen Hochschulen und Lyceen blieben hierin nicht zurück[1]), das Bedürfniß

1) Borowski, Kant's Biographie, S. 88—89 und S. 251—54; in Würzburg von Prof. Reuß seit 1788, in Mainz von Dorsch und Dietler seit 1789, zu In-

nach derselben wurde durchweg immer lebhafter gefühlt, und selbst ihre Gegner konnten troß allen Sträubens ihres vielseitigen Einflusses sich nicht erwehren. Wie durfte man da sich wundern, daß ein unbeschränktes Vertrauen in dem angestaunten Urheber dieses Systems einen helfenden Rathgeber für alle Zustände und Verlegenheiten des Lebens, in ihm die sicherste Lösung aller Gewissensfragen und peinigenden Zweifel zu finden sich überzeugt hielt. Sehen wir einen Professor der Medicin aus Halle, ordentliches Mitglied der Facultät, „im Namen einiger der würdigsten Mitglieder seiner Facultät, zu wiederholten Malen [1]) Kant's Gutachten in Anspruch nehmen, ob

golstadt von Gräfenstein seit 1790, zu Erfurt seit 1791 von Emes und Muth., zu Bamberg von Damm, zu Dillingen von Weber u. s. w. — König Friedrich Wilhelm II von Preußen wurde auf seiner Hinreise zum Feldzuge nach der Champagne 1792 in Würzburg von den Studirenden im festlichen Aufzuge empfangen, die auf ihren gestickten Bandelieren die eingenähte Inschrift trugen: „Regiomontum in Borussia et Wirceburgum in Franconia per philosophiam unita.“

1) Prof. J. C. W. Juncker, welcher seit 1792 durch mehre Schriften und ein besonderes Archiv für Beobachtungen und Erfahrungen über die natürlichen Pocken sich bekannt gemacht hatte. Der letzte Brief ist vom 27. Juni 1800 datirt und befindet sich unter Nr. XXXI

und inwiefern er die Einimpfung der Menschenblattern für sittlich oder für unsittlich halte"; sehen wir dieselbe Frage von einem gräflichen Majoratsbesitzer aus Schlesien, der Kant's Tugendlehre sein Handbuch nennt, kurz vor seiner Hochzeit in Bezug auf die Einimpfung seiner Braut mit der herzlichen Bitte ausgesprochen: „lassen Sie mich wissen, was das Gesetz spricht, sobald als möglich" [1]): wie leicht wird da es erklärlich, wenn auch solche Hülfsgesuche ins Extrem übergingen und an Kant Foderungen kirchlicher oder politischer Natur machten, die, wie sie auch von dem menschenfreundlichen Forscher beseitigt oder verschwiegen bleiben mochten, immer sehr leicht in der aufgeregten Zeit Veranlassung zur Verdächtigung seines Bestrebens gewähren konnten.

Nicht auf die äußerste Beschuldigung des absichtlichen Umsturzes der bestehenden kirchlichen und politischen Verhältnisse wollen wir hier eingehen, wenngleich Kant's Schüler, der wackere Professor Reuß [2])

---

in der Briefsammlung des schriftlichen Nachlasses von Kant.

1) Der Brief ist vom 28. August 1799 datirt und befindet sich in derselben Briefsammlung unter Nr. IX.

2) Reuß that ein Wunder in jener Zeit, — er kam aus dem Frankenlande, hundert und funfzig Meilen nach Königsberg, um hier aus der unmittelbaren Quelle Kant's Philosophie zu schöpfen. Borowski, S. 97.

in Würzburg, schon im Sommer 1792 in der abgeschmackten Lage sich befand, in einer akademischen Streitschrift die Philosophie seines Lehrers dagegen in Schutz zu nehmen, daß aus derselben die französische Revolution nicht ihren Ursprung genommen habe. Wir wollen nur das Beispiel eines Briefes erwähnen, der aus Klagenfurt, der Hauptstadt Kärnthens, im Jahre 1800 von einer edeln Jungfrau in ihrer geistig-sittlichen Bedrängniß an Kant geschrieben wurde, dessen Inhalt ein solches Gemisch von hingegebenem Vertrauen und Exaltation aus der Lecture nicht verstandener Schriften enthält, daß er jedem einmal aufgeregten Klerus in die Hände gefallen, als ein genügendes Actenstück der Volksverführung erscheinen konnte [1]). Hören wir nur den Anfang und den Schluß: „Großer Kant! Zu Dir rufe ich, wie ein Gläubiger zu seinem Gott um Hülfe, um Trost oder Bescheid zum Tode. Hinlänglich waren mir Deine Gründe in Deinen Werken für das künftige Sein. Daher meine Zuflucht zu Dir. Nur für dieses Leben fand ich nichts" u. s. w. Und am Ende des Briefes: „Wenn ich nicht schon soviel von Ihnen gelesen hätte, so hätte ich gewiß mein Leben schon geendet mit Gewalt; so aber hält

1) Der Brief ist bereits abgedruckt bei Borowski a. a. O. S. 255—58.

mich der Schluß zurück, den ich aus Ihrer Theorie ziehen mußte, daß ich nicht sterben soll wegen meines quälenden Lebens, sondern ich sollte leben wegen meines Daseins. Nun setzen Sie sich in meine Lage und geben Sie mir Trost oder Verdammuug. Die Metaphysik der Sitten hab' ich gelesen sammt dem kategorischen Imperativ. Hilft mir nichts: — meine Vernunft verläßt mich, wo ich sie am besten brauche. — Eine Antwort, ich beschwöre Dich — — oder Du kannst nach Deinem aufgestellten Imperativ selbst nicht handeln". Seine Antwort auf diese zudringliche Jüngermahnung scheint Kant absichtlich gegen seine Bekannten in Königsberg zurückgehalten zu haben, wie oft er ihre Mittheilung auch verhieß; es befindet sich auch kein Entwurf zu derselben in dem vorhandenen schriftlichen Nachlaß.

Haben wir nun durch die vorausgesandte gedrängte Schilderung auf Kant's gewichtvolles Auftreten für die geistige Entwickelung der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aufmerksam gemacht, haben wir näher nachgewiesen, in welchem innigen Zusammenhange das System seiner Philosophie die Wissenschaften und redenden Künste mit den mannichfachsten Grundlagen und Beziehungen des socialen Lebens zu verketten wußte, sind wir gewahr worden, wie bei der raschen Verpflanzung seiner Lehre durch akademische Vorträge, aus den verschiedensten Gegenden Europas

von geistvollen Männern mit Liebe, Zutrauen und inniger Verehrung — und Briefe von Holländern, Schweden, Engländern und Franzosen beurkunden dies in dem vorliegenden Nachlaß [1]) — ein übereinstimmender Beifall entgegengetragen wurde, so befinden wir uns auf dem angemessenen Standpunkte, zu der Hauptaufgabe dieser Darstellung überzugehen und Kant's eigenthümliche Stellung zu den politischen Studien seines Zeitalters ausführlicher zu besprechen.

Erst bei der Annäherung des Schlusses seiner großen Laufbahn, als er bereits auf dem Höhenpunkte der öffentlichen allgemeinen Anerkennung sich befand, nach dem bereits erfolgten Ausbruche der großen Revolution Frankreichs, hatte Kant vorzugsweise die Resultate seiner Studien über die Politik, das allgemeine Staatsrecht und über die Religion innerhalb der Gren-

---

1) So schreibt Glover aus Oriel bei Arnheim: „Es ist eins meiner angenehmsten Gefühle, Ihnen melden zu dürfen, daß Ihre Kritik auch bei dem batavischen Volke nicht vergebens erschien. Seit einiger Zeit, aber besonders seit dem J. 1796" u. s. w. Der ostgothländische Bischof Jakob Lindblom zu Linköping schreibt an Kant im J. 1797: „vir omnibus titulis major"; er nennt ihn im Briefe „Princeps philosophorum" oder „Princeps et Antesignanus totius doctorum ordinis;" u. s. w.

zen der bloßen Vernunft in Druckschriften dem Publicum übergeben. Die Gegner und die Unverständigen erkannten darin nicht die natürliche Stufenfolge in der Entwickelung seines Systems, sie spürten nur einer zweideutigen Absicht nach, aus welcher der Philosoph, nachdem eine große Majorität der öffentlichen Meinung ihn als ein Orakel über jeden wissenswerthen Gegenstand zu befragen wünschte, auch hier in Untersuchungen der wichtigsten Dinge, die seinen übrigen Forschungen sonst ganz fern gelegen hätten, ein entscheidendes Urtheil sich anmaßen sollte. Man verdächtigte, und der Verdacht blieb wie gewöhnlich hie und da haften [1]). Kant's reine Absichten wurden getrübt, verdreht, geschändet, und der edelste und sicherste Freund der bestehenden monarchischen Verfassungen, der nur daran dachte, unter dem Schutze des Friedens und der Gesetze für die Beförderung des menschlichen Wohls auf dem Wege der Reform von oben her Verbesserung zu wünschen, wurde als Feind des Völkerglücks wegen seiner revolutionnairen Grundsätze angeklagt. Sein Name, oder der seines Systems und seiner Anhänger, freilich ohne alle Bekanntschaft mit Kant's Lehren und Absichten, ohne alles Interesse der Wahrheit, dieselben auch nur kennen lernen zu wollen,

---

1) Vergl. Jachmann's Schilderung von Kant, S. 125 u. f.

wurde als Vogelscheuche für alle Freunde des Vaterlandes aufgestellt, um ihre gesunden politischen Grundsätze gegen solche Ansteckung zu sichern. Dies geschah aber auch in Ländern, wohin sonst Kant's Name vielleicht noch gar nicht gedrungen wäre; man wollte nur die Vogelscheuche, weil man sie brauchte. Gradeso, als wie heut zu Tage der Cardinal Paolo Polidori am 27. April 1837, bei der Jahresfeier der Akademie für den katholischen Glauben, in einer Rede über die Zunahme der Unfrömmigkeit unsers Zeitalters, der sittlichen Verderbniß und der vielfachen geistigen Verirrungen, die Schuld davon lediglich den seit Jahren in Europa eingeführten vier Hauptsystemen der Philosophie (!) beimißt, dem englischen durch Locke, dem schottischen durch Hume und Stewart, dem deutschen durch Kant, Fichte und Schelling, und dem neuern Eklekticismus, womit er den heutigen Standpunkt der französischen Philosophie bezeichnen will?!! Soll uns mitleidiges Lächeln oder ein Anfall von Erbitterung über die Ignoranz und Arroganz eines Kirchenfürsten im neunzehnten Jahrhunderte anwandeln? Vielleicht keins von Beiden, wenn wir der geschichtlichen Erfahrung eingedenk bleiben, daß Zeiten sich schneller verändern, als die Sitten und Fehler der Menschen.

Das Studium der politischen Wissenschaften hat in der neuern Zeit die merkwürdigsten, nicht selten

nach ihrem Anfangs- und Ausgangspunkte die entgegengesetztesten Entwickelungsperioden durchgearbeitet. Verfolgen wir seine Ausbildung rückwärts bis auf Machiavelli herauf, so erkennen wir als die Hauptstütze aller seiner Ansichten eine ganz angemessene Grundlage historischer Erfahrung. In seinem Hauptwerke, den Discorsi, werden die Grundprincipien für die Staatsform, Staatsverfassung und Staatsverwaltung nicht auf dem Wege des bloßen Nachdenkens erforscht und zur Prüfung im Versuche hingestellt; sie stützen sich vielmehr überall auf bereits gemachte politische Erfahrungen, indem sie aus dem großen Gebiete der Geschichte des Alterthums, der italienischen Staaten und ihrer näheren Nachbarreiche im Mittelalter entlehnt sind, und nachweisen sollen, wie bei den einzelnen Staatsformen und den verschiedenen Beziehungen der Local-, Cultur- und Religionsverhältnisse diese Principien sich bereits vortheilhaft bewährt oder entschiedene Nachtheile hervorgerufen haben, oder in welcher wechselseitigen Rückwirkung dieselben von der Persönlichkeit der Gewalthaber abhängig geworden sind. Auf derselben historischen Grundlage baute Bodinus fort und holte sich wiederum vorzugsweise bei der weitläufigeren Ausführung seines Systems seine erläuternde Beispielsammlung aus seiner umfassenderen Kenntniß der griechischen Staaten, Roms und seines Vaterlandes Frankreich.

Inzwischen wirkte aber der niederländische Freiheitskrieg auf die weitere Fortbildung der politischen Wissenschaften ein. Es war der erste Kampf in Europa, welcher von einem Volksaufstande ausging, aber sofort die engeren Grenzen eines Bürgerkrieges überschritt, um die Interessen aller Staaten Europas, nur mit Ausnahme der beiden östlichen, Rußlands und der Türkei, in unmittelbare Berührung miteinander zu bringen. Kirchliche Freiheit, Handel, Geld, Heer und Flotte, Völker- und Seerecht, Selbständigkeit der Staaten in der innern Verwaltung ihrer Völker und nothwendige Berücksichtigung ihrer politischen Nachbarn dabei waren die großen Fragen, um welche sich die mächtigsten Völker dieses Erdtheils mit einer bis dahin nicht gekannten Aufbietung ihrer Staatskräfte bewegten. Unter diesen gewaltig bewegten Zuständen politischer Gährung trat der Spanier Juan Mariana in den letzten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts mit einer neuen Darstellung der allgemeinen Politik vom Standpunkte der grundgesetzlich beschränkten Monarchie auf, in welcher er zugleich eine allein herrschende Kirche foderte, die gleich den Grundgesetzen des Staats über dem Herrscher stehen, und keinen Abänderungen, die etwa von demselben ausgehen könnten, ebenso wenig als die Grundgesetze des Staates unterworfen sein sollte. Hugo Grotius faßte wenige Jahre später mehre der übrigen noch

nicht erledigten, oder gar noch nicht wissenschaftlich bearbeiteten völker- und staatsrechtlichen Fragen auf, und bearbeitete sie gründlich mit großer historischer Gelehrsamkeit, wie sie bei der damaligen politischen Gesichtsweite der Völker überhaupt geltend gemacht werden konnte. Diese musterhaft durchgeführten Untersuchungen erhoben sich mit vollem Recht zu sichern Grundlagen dieser Zweige der allgemeinen Politik im weitern Sinne, während er zugleich mit genauer Sonderung das natürliche von dem positiven Rechte trennte und dadurch wiederum das Naturrecht oder die philosophische Rechtslehre begründete. Samuel von Puffendorf, um funfzig Jahre jünger, vervollständigte seine Arbeiten mit ebenso geistvoller als umfassender Gelehrsamkeit, aber er konnte schon dabei den durch die Streitschriften der Engländer stark gehäuften Stoff benutzen, indem er um so entschiedener dem festen und sichern Schutze der monarchischen Gewalt huldigte.

Unterdessen hatte aber eine neue Reihe verhängnißvoller politischer Ereignisse, die im zweiten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts von England ausgingen, abermals eine Umgestaltung in den Grundbedingungen der politischen Wissenschaften hervorgerufen, indem dieselbe zugleich verleitete, den bis dahin im Allgemeinen genau beobachteten historischen Weg zu verlassen und nach Beweismitteln zu suchen, die außerhalb aller

geschichtlichen Erfahrung lagen. Die Ansichten von der königlichen Gewalt und den Rechten der Unterthanen, welche die Stuarts aus Schottland auf den englischen Thron hinübertrugen, befanden sich an sich nicht in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen des neuererbten Staates. Inzwischen würde eine andere Persönlichkeit, als die der beiden Könige Jakob I und Karl I war, leicht eine Ausgleichung zu Stande gebracht und einen sichern Sieg zu Gunsten der königlichen Anfoderungen errungen haben. Aber absichtliches Misverstehen des eigenen Interesses auf der einen Seite, ohne von dem Talente begleitet zu sein, mit kraftvoller Selbstbeherrschung einen einmal gefaßten Plan ernst durchzuführen, sowie auf der andern Seite das leidenschaftlichste Gewühl eigensüchtiger Parteiungen, die nur in dem Sturze der bestehenden Verfassung einander begegneten, führten einen neuen blutigen Bürgerkrieg herbei. Dieser erregte zwar nicht gleich dem frühern eine allgemeine thätige Theilnahme der übrigen europäischen Mächte, weil ihre Verwickelung im dreißigjährigen und im gleichzeitigen spanisch-französischen Kriege davon abhielt, überdies auch die Insellage des englischen Staates zurückschreckte, — aber der Bürgerkrieg endete mit der Hinrichtung des Staatsoberhauptes. Mit diesem gewaltsamen Falle der Monarchie wurde der ganze englische Staat anfänglich in wilder Anarchie fast bis zur völligen Auflösung aller

socialen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens fortgerissen, bis daß derselbe nach einer eilfjährigen Uebergangsperiode im republikanischen Zustande wieder zur alten monarchischen Form unter der früheren Verfassung zurückkehrte.

In dieser Zeit bildete Thomas Hobbes sein politisches System von der Nothwendigkeit der unbeschränkten Gewalt des Staatsoberhauptes, die er auf die angeborne böse Neigung des Menschen begründete. Er lehrte zuerst den unbedingten Gehorsam des Volks und die Vertheidigung jeder willkürlichen Maßregel der Herrschergewalt, sodaß er sich grabezu dem gesammten Entwicklungsgange der christlich-germanischen Staaten entgegenstellte, indem er die Furcht als Triebfeder des Unterthanengehorsams verlangte [1]). Nicht minder ist Hobbes der Urheber der Lehre von der Entstehung des Staats durch einen Unterwerfungsvertrag, weil nach seiner Annahme die Schwächern freiwillig als Unterthanen dem Stärkern als Alleinherrscher zu ihrer Beschützung sich unterwerfen müßten. — Es wurde aber dadurch jetzt die

---

1) Kant's ausführlichere Widerlegung der politischen Grundsätze von Hobbes befindet sich in seiner Schrift über das Verhältniß der Theorie zur Praxis 1793, wiederabgedruckt in der Sammlung der kleinen Schriften Kant's, von Tieftrunk, Bd. III. S. 205—36.

Theorie von der Entstehung der Staaten, indem es dabei nicht mehr auf den Bestand einer factischen oder ersonnenen Begründung des Lebens im Staate ankam, als das Fundament aller politischen Wissenschaften betrachtet, aus welchem die einzelnen Zweige derselben und ihre gegenseitigen Beziehungen allein abzuleiten wären. Die Speculation eines einzelnen Geistes triumphirte also über die politische Erfahrung des Zusammenlebens der Völker in einigen Jahrtausenden, ein System rief stets nur ein anderes hervor, um sicher zu sein, bald wieder durch ein drittes für immer gestürzt, oder auch nur eine Zeit lang, oder selbst nur bei einzelnen Völkern verdrängt zu werden. Die politischen Streitschriften der Engländer, Franzosen und Holländer, die sich unmittelbar auf die Hinrichtung des Königs Karl I beziehen, lassen wir hier unberührt, da sie nur beiläufig auf allgemeine politische Untersuchungen eingehen, und schon als apologetische oder polemische Schriften keinen unbefangenen Standpunkt der Betrachtung darbieten. Doch wurde grade bei diesen Völkern in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das Studium der politischen Wissenschaften eifrigst betrieben und fand nach den besondern Verhältnissen ihres damaligen politischen Lebens reichliche Nahrung.

Der Engländer Robert Filmer legte in dieser Zeit das patriarchalische Verhältniß der väterlichen

Gewalt seiner Theorie von der Entstehung des Staatenvereins unter, und kam zum Theil auf ähnliche Resultate wie Hobbes, den er jedoch selbst eifrig bekämpfte, während er nur auf einem von jenem verschiedenen Wege zu demselben Endziele gelangen wollte. Ihm bleibt die Bibel die Hauptquelle alles Völker- und Staatsrechts, und da Adam der Vater aller Menschen ist, so kann auch nur die väterliche Gewalt den wahren Ursprung jeder andern Gewalt erkennen lassen. Diesem Systeme und dem des Hobbes stellt sich gleichmäßig Algernon Sidney in seinen Untersuchungen über die Regierungsformen entgegen, indem er jede oberste Staatsgewalt eines Einzelnen als Verletzung der Rechte seines Volkes achtet, keine Grenze zwischen gesetzlicher und willkürlicher Gewalt zieht, und mit den Mitteln eines geselligen Vereins im Privatleben auch für das Zusammenwirken im Staate auszureichen vermeint. Daß bei solcher Grundlage des Systems jeder Monarch leicht in einen Tyrannen zu verwandeln ist, und daß auch bei der edelsten Gesinnung seines Urhebers zuletzt Pöbelwillkür statt einer geordneten Staatsverwaltung empfohlen bleibt, ergibt sich unzweifelhaft jeder unbefangenen Beurtheilung, wenn man ein solches System für einen Staat in Anwendung bringen will, der einen größern Umfang als den einer Dorf- oder Stadtgemeine besitzt.

Zwischen diese Oppositionssysteme der allgemeinen

Politik stellte sich John Locke als Vermittler, indem er in seinen zwei Abhandlungen über die Staatsverwaltung, von welchen die erste hauptsächlich auf eine gründliche, fast buchstäbliche Widerlegung von Filmer ausgeht, darauf die zuerst von Pufendorf angedeutete Lehre vom Gesellschaftsvertrage für die vollständige Bildung des Staatsvereins ausführlicher darstellte. Dies geschah jedoch mit der Mäßigung eines nach einer geordneten Staatsverfassung und Staatsverwaltung strebenden Forschers, die beide möglicherweise in jedem Staate ausgeführt werden könnten und die sich zuletzt auch an die vorhandenen politischen Erfahrungen eines bestimmten Staates (England) lehnten, nicht mit der wilden Phantasie eines genialen Schwärmers, der, wie Rousseau, ohne alle Hülfe der bereits gemachten politischen Studien, oder auch mit ihrer absichtlichen Zurückstoßung, die gesammte vorhandene Culturentwickelung und alle davon abhängige Verhältnisse des politisch-gesellschaftlichen Lebens fahren läßt, wenn er seine Ideen in einem Utopien von Otaheiti-Insulanern ausführen zu können verhofft. Daher verbleibt aber auch Locke bis zur heutigen Stunde für einen großen Theil der Staatsmänner seines Volkes der Katechismus ihrer staatsrechtlichen Grundsätze, auf welchem sie nur fortbauend den Fortschritten der gegenwärtigen Entwickelung ihres politischen Lebens folgen dürfen, während

Rousseau, trotz dem, daß so viel später durch die französische Revolution in seine Staatslehre hineingelegt worden ist, wovon er selbst auch nicht die entfernteste Ahnung hatte, doch nur der politische Prüfstein für eine vorübergehende Periode geworden ist. Ein solcher aber muß, weil er das nothwendige Gewicht des innern wissenschaftlichen Gehalts nicht besitzt, für die Politik nach gemachtem Gebrauche einen großen Theil seiner Bedeutsamkeit verlieren.

Doch verweilen wir noch bei Locke, weil dieser zu der aufgegebenen Methode Machiavelli's zurückkehrte und von dem historisch sichergestellten Standpunkte seine politischen Forschungen fortführte, darin später Montesquieu zu seinem Nachfolger hatte, an welche Beide sich wiederum Kant lehnte. Bevor aber Locke den historischen Standpunkt erreichen kann, stellt er für die ersten Anfänge der Staatenbildung vor allen überlieferten sichern Nachrichten folgende Lehrsätze auf, wie sie sich nach seiner Ansicht angemessen aus den vorgefundenen spätern Zuständen erklären lassen. Von dem Stande der vollkommenen Freiheit und Gleichheit geht er aus [1]), in welchem sich die

---

1) Wenigstens einige Hauptstellen über den Gesellschaftsvertrag mögen hier stehen; ich habe die fünfte Originalausgabe der two Treatises of government (London 1727. 8.) gebraucht. Sie sind sämmtlich aus der

Menschen zuerst befinden und den sie erst später in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung durch einen Ver-

---

zweiten Abhandlung entlehnt. S. 145 von dem Naturzustande: „We must consider, what State all men are naturally in, and that is a *State of perfect Freedom* to order their actions, and dispose of their possessions and persons as they think fit, within the bounds of the law of nature, without asking leave, or depending upon the will of any other men. — A State also *of equality*, wherein all the power and jurisdiction is reciprocal, no one having more than another.“ — Dann S. 206 von der Begründung der politischen Vereine: „Men being by nature all free, equal and independent, no one can be put out of this Estate, and subjected to the political power of another, without his own consent. The only way whereby any one divests himself of his natural liberty, and puts on the *bonds of civil society*, is by agreeing with other men to join and unite into a community, for their comfortable, safe and peaceable living one among another, in a secure enjoyment of their properties, and a greater security against any, that are not of it.“ . . . . . „When any number of men have so *consented to make one community or Government*, they are thereby presently incorporated, and made one *body politik*, wherein the *Majority* have a right to act and conclude the rest.“ Und dann auf derselben Seite: „this original compact“; endlich vergleiche man die beiden

trag verlassen, um in einen socialen Verein zu treten und in demselben durch den stärkeren Schutz der Vereinsmacht Eigenthum und alle persönlichen Rechte und Freiheiten sicherer zu genießen. Der Wille des Gesammtvereins oder der Majorität in demselben gibt das Gesetz, und diesem bleibt auch die vollziehende Gewalt untergeordnet, denn die gesetzgebende Gewalt gilt immer als die höchste im *Staate*; demnach sind beide Gewalten voneinander gesondert. Jede Art der Gewalt in einem Staatsverein ist eine übertragene, außer der gesetzgebenden der Gesammtheit des Vereins, und wird eben durch die letztere selbst an die einzelnen Machthaber überwiesen. Beim Misbrauch der übertragenen vollziehenden Gewalt, die überdies von selbst ohne Einstimmung des Volkes nicht an Andere übertragen werden darf, ist Widerstand von Seiten des Machtgebers erlaubt. Entsteht aber zwischen der vollziehenden und gesetzgebenden Ge-

---

ganzen Capitel XI. u. XII. (S. 231—42) „of the extent of the legislative power" und „of the *legislative*, *executive* and *federative power* of the commonwealth" mit ch. XIII. (S. 242—50) von der Unterordnung dieser Gewalten untereinander. Unter der föderativen Gewalt begreift er die Verwaltung der auswärtigen Verhältnisse, die aber auch nach ihm in bestimmten Staatsverhältnissen mit der executiven zusammenfallen kann.

walt ein Streit, der sich im friedlichen Vertrage nicht beilegen läßt, so hat darüber nur die Gesammtheit des Volkes zu entscheiden. Die Gesetze des Staates sind für alle Mitglieder seines Gesammtvereins gleichgeltend und bezwecken nur das allgemeine Beste; Lasten und beschwerliche Pflichten für das Volk können aber ohne seine Zustimmung nicht auferlegt werden. Von diesen allgemeinen Sätzen geht Locke dann zu den positiven über, und schließt sich so der Grundlage der Gesetzgebung eines bestimmten Staats an, indem er überall die vaterländische vor Augen behält und zu ihrer Sicherstellung, sowie zur Erhaltung des innern Friedens seine wohlgemeinten Rathschläge und Lehren austheilt.

Locke's Werk aber wurde von dem lebendigen Commentar in der Fortbildung der englischen Staatsverfassung und Staatsverwaltung seit der Restauration der Stuarts begleitet. Denn bei der vertragsweise erlangten Thronbesteigung der weiblichen Linie Stuart und der damit verknüpften Erhebung des Königs Wilhelm von Oranien, sowie des Hauses Hannover in Großbritannien, wurde durch bestimmte Staatsgrundgesetze von der Bill of rights ab das Verhältniß zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in den schärfsten Grenzen bestimmt. Die unmittelbar darauf folgenden Kriege mit Ludwig XIV und um die spanische Erbfolge (1689—1713), in

welche stets die Ansprüche der vertriebenen Stuarts auf die englische Krone eingemischt wurden, gewährten die praktische Anwendung dieser Grundgesetze für die mannichfachsten Anfoderungen des Staates und Beziehungen des Unterthanenverhältnisses. Sie bewährten sich, Großbritannien wurde kräftiger und politisch bedeutsamer als jemals vorher, und gleichmäßig entfaltete sich sein innerer Wohlstand zu einer stattlichern Blüte. Dieses gewicht- und glanzvolle Ansehen des Landes, in welchem Locke's politische Untersuchungen so allgemeine Anerkennung fanden, gaben denselben für ihre allgemeinere Verbreitung bei den politisch mehr entwickelten Nachbarvölkern die ansprechendste Empfehlung.

Spinoza's Forschungen berühren nur obenhin das Gebiet der politischen Wissenschaften, da seine ganze philosophische Richtung sich entgegenstellte, um seines Systems als Unterlage derselben mit Erfolg sich bedienen zu können. Selbst seine theologisch-politische Abhandlung von der Denk- und Gewissensfreiheit hat diese einseitige Richtung nicht verlassen. Uebrigens wurde aber bei den Niederländern und den Deutschen in dieser Zeit von Thomasius, J. H. Böhmer, Christian von Wolf u. s. w. bis auf Kant herab nur auf dem von Grotius und Puffendorf angebahnten Wege fortgearbeitet, wol nur mit dem Unterschiede, daß der eine oder der andere Staatsrechtslehrer

bald etwas mehr zu den Grundsätzen von Hobbes oder Filmer hinneigte, oder bisweilen auch durch ein freisinnigeres Urtheil seine genauere Bekanntschaft mit Locke und den noch über diesen Schriftsteller hinausgehenden britischen Gegnern der Monarchie zeigte. Allen bleibt aber gemeinschaftlich, nur durch weitläufigere Ausführung, die nicht selten in die widrigste Weitschweifigkeit ausartet, oder durch genauere Besprechung von Einzelheiten von ihren vorhin genannten Vorgängern abzuweichen; von Keinem derselben kann jedoch nachgerühmt werden, daß er dem gesammten Entwicklungsgange der politischen Wissenschaften eine neue Bahn anzuweisen vermocht hätte.

Dieses Verdienst gebührt aber in vollem Maße dem Baron Charles de Secondat de Montesquieu (geboren den 18. Januar 1689, gestorben den 10. Februar 1755), der ausgezeichnete Kenntnisse eines Juristen, eines Staatsmannes und Historikers in sich glücklich vereinigte, um, von redlichem Wahrheitseifer getrieben, einer so gewichtvollen Aufgabe nachkommen zu können. Im angestrengten Fleiße setzte er die Arbeiten eines Lebens daran, um ein allgemeines System der Politik neu zu begründen, das den gesteigerten Anfoderungen seiner Zeit für die verschiedenen Charaktere und Bedürfnisse der Völker und Staaten angemessen entsprechen könnte. Dies Werk lieferte er in seinem Geist der Gesetze, dessen

erste Ausgabe sechs Jahre vor seinem Tode erschien (1749). Es machte sich als eine reife Frucht vielseitiger Gelehrsamkeit bei den Sachkennern und bei den Gebildeten überhaupt geltend, aber es ließ nicht minder die feine Beobachtungsgabe des geprüften politischen Blickes aus dem Geschäftsleben des Parlamentspräsidenten, sowie aus den eigenen Anschauungen verschiedenartig gestalteter Staatsverhältnisse erkennen, die Montesquieu auf längern Reisen außerhalb seines Vaterlandes, theils in Monarchien mit und ohne Repräsentation, theils in Republiken treu eingesammelt hatte. Daß ein solches Werk Epoche machen und eine weitverzweigte Wirkung hervorbringen mußte, darf nicht befremden. In dem Zeitraume von sieben Monaten nach seiner ersten Bekanntmachung waren zwölf Auflagen vergriffen. Ebenso gut bleibt es aber auch erklärlich, wie sofort eine Reihe von beachtenswerthen und unwürdigen Gegnern sich gegen dasselbe erheben konnten. Denn Montesquieu durchmusterte die gesammte Geschichte und die Rechtsverhältnisse aller Zeiten und Völker: wie leicht mußte er hier bereits festgestellten Lieblingsansichten anderer Schriftsteller feindlich entgegentreten, wie oft konnte er auch bei dem unermeßlichen und für einen einzelnen Forscher stets unübersehbaren Material in Nebendingen fehlgreifen, oder auch gradezu ein falsches Beispiel anführen, oder eine schwierige Gesetzesstelle, eine

dunkle Thatsache unrichtig erläutern. Unbegreiflich wird es aber, wenn Männer des neunzehnten Jahrhunderts, nachdem inzwischen unberechenbare politische Umwälzungen alle Staatsverhältnisse zweier Erdtheile, Europas und Amerikas, seit der ersten Theilung von Polen und dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege fast gänzlich umgestaltet haben, jetzt noch in Montesquieu stets einen richtigen Maßstab zur Beurtheilung der politischen Erscheinungen der Gegenwart finden wollen, und wenn sie sich nach ihrer eigenthümlichen politischen Gesinnung darin getäuscht sehen, mit bitterem Hohn auf Montesquieu losfahren, ihn elender Trivialität beschuldigen oder ihm gar die centnerschwere Last der ganzen französischen Revolution aufbürden, weil er das Bedürfniß nach einem tiefern und umfassendern politischen Urtheile allgemein angeregt hat. Montesquieu und Kant im Verdacht als Revolutionnaire bloßgestellt, erscheinen jedoch in keinem andern Gewande, als Luther, Zwingli und Calvin im Verdachte, das Christenthum umstürzen zu wollen. Wollte Gott, es gäbe in diesen schreienden Antagonisten jener unsterblichen Ehrenmänner nur solche warme und friedliche Vertheidiger der innern Ruhe der Staaten, solche treue Freunde jeder wahren Verbesserung des Gemeinwohls, die unter der Leitung der bestehenden Verfassung ihres Vaterlandes hervor=

gegangen wäre, als Kant und Montesquieu in Wort und That sich überall bewährt haben.

Doch fern sei es von uns, in der ehrenden Anerkennung Montesquieu's etwas mehr als die Bedeutsamkeit seines großartigen Auftretens für seine Zeit bezeichnen zu wollen; denn dieser drückte er eben einen neuen und eigenthümlichen Charakter für die weitere Ausbildung der Staatswissenschaften auf, indem er diesen selbst einen geräumigern und erfreulichern, aber noch an gar vielen Orten unbekannten Schauplatz anwies. Wir würden uns schämen, dies Urtheil auszusprechen, wenn Montesquieu's Werk vor zwanzig Jahren nach den beiden pariser Frieden erschienen wäre, grade ebenso schämen, als wenn wir die Musterschrift desselben Verfassers über die Größe und den Verfall der Römer, in demselben Zuschnitte jetzt erschienen, wegen der Neuheit ihres Inhalts oder der Originalität der darin vorgetragenen Urtheile rühmen wollten, da Beides gegenwärtig schon Gemeingut unserer Schüler der dritten Gymnasialklassen geworden ist. Aber dessenungeachtet bleibt diese schätzbare Abhandlung eine Musterschrift, weil sie 1734 und nicht hundert Jahre später bearbeitet ist, und weil nicht minder auch diese Schrift des französischen Classikers auf eine angemessenere Behandlung der römischen Geschichte sehr vortheilhaft eingewirkt hat. Sollen denn Erfinder und Schöpfer neuer Bahnen

deshalb gering geschätzt werden, weil wir auf ihren Schultern nachtretend leichter arbeiten und weiter kommen als sie?

Versagen will ich es mir aber nicht, hier eines treffenden Urtheils noch zu erwähnen, das überdies am Schlusse Montesquieu und Kant zugleich als Brennpunkte ihres Jahrhunderts der Nachwelt vor Augen hält. Es rührt von einem in Wissenschaft und Staatsdienst hochgestellten Manne her, dessen immer noch zu frühen Tod in diesem Jahre mit uns das ganze gebildete Europa betrauert. Der preußische Staatsminister Friedrich Ancillon schreibt in einer seiner letzten (fast sechzigjährig) geistvollen Schriften [1]), indem er den größten Theil der Vorrede zu derselben einer Schilderung des literarischen Charakters von Montesquieu widmet, von dessen Hauptwerke folgendermaßen: „Viele der von mir im vorliegenden Buche angestellten Betrachtungen sind durch ernstes Studium des Geistes der Gesetze von Montesquieu veranlaßt und berühren häufig dieselben Gegenstände, allein sie gehen ihren eigenthümlichen, ja oft einen dem seinigen entgegengesetzten Weg. Der Geist der Gesetze, der nicht allein in Frankreich viel gelesen und auf das Höchste bewundert wird, sondern auch in

1) Ueber den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluß auf die Gesetzgebung, Berlin 1825.

England eine politische Autorität bildet, hat von seinem Erscheinen an in Deutschland kein wahres Glück gemacht. Wenig gekannt, hat das Werk sogar in den Augen Derjenigen, die es genau kennen, hier nicht die ihm gebührende Ehre erhalten." Und einige Sätze weiter: „Das eigenthümliche Gepräge des Geistes der Gesetze harmonirt zu wenig mit der eigenthümlichen Richtung unsers Denkens und Forschens, ich möchte sagen mit unserer Nationalität, um für uns in Hinsicht der Form ein classisches Werk und in Hinsicht des Inhalts ein Hauptwerk zu werden." „Auch ist es nicht zu leugnen, daß manche besondere Thatsache durch eine schnelle Verwandlung zu leicht zu einem allgemeinen Satz aufwächst; daß mancher allgemeine Satz, obgleich an sich wahr, als eine paradoxe Meinung auffällt, weil er nicht gehörig begründet oder entwickelt wird; daß die Wirkungen nicht immer auf ihre Ursachen bezogen, noch die Ursachen in ihren entfernten Wirkungen verfolgt werden, und daß ungeachtet der hellen Blicke, die mit Blitzes Licht und Schnelle manche dunkle Felder der Wissenschaft beleuchten, viele von Montesquieu's Ideen einer Erweiterung oder Beschränkung, einer Berichtigung oder tiefern Begründung bedürfen. Allein trotz dieser Mängel bleibt das Werk unerreicht, und vielleicht unerreichbar in Hinsicht der Fülle der Gedanken, der Vielseitigkeit der Ansichten,

sowie der Genialität des Ausdruckes, und besonders wegen der kunstreichen Vermittelung der Ideen und einer zwischen allen Extremen steuernden Philosophie. Es ist eine Fundgrube der herrlichsten Golderze, die später gereinigt, mit Fleiß bearbeitet wurden; sie ist aber weit entfernt, erschöpft zu sein, und verspricht noch immer dem Forschenden eine reichhaltige Ausbeute. Es gibt vielleicht kein Buch, das, vermöge der großen Mannichfaltigkeit der in demselben behandelten Gegenstände, mehr Reiz und Stoff zum Nachdenken gäbe. Der Geist der Gesetze hat dem menschlichen Geiste einen starken, dauernden, viel umfassenden Impuls gegeben; die Staatswissenschaft und die Gesetzgebung haben ihm viel zu verdanken. — Ohne Zweifel hat man in manchen Theilen das Buch übertroffen, im Ganzen bleibt es einzig in seiner Art und bildet mit den Principien der Naturphilosophie von Newton, der Theorie des Nationalreichthums von Adam Smith und Kant's Kritik der reinen Vernunft die höchsten intellectuellen Potenzen des achtzehnten Jahrhunderts und dessen unsterblichen Ehrenkranz."

Kant war bereits mehre Jahre (seit 1746) Schriftsteller, als Montesquieu's Werk dem Publicum übergeben wurde, aber er begann erst sechs Jahre später seine Vorlesungen an der Universität Königsberg.

Gleich in den ersten Jahren derselben, wo der französische Schriftsteller unbezweifelt nur noch sehr wenigen Gebildeten im Lande Preußen bekannt geworden war, empfahl er das Studium desselben seinen Zuhörern angelegentlichst, und machte, weil er damals der Rechtslehre und Politik noch keine besondern Vorträge widmete, gelegentlich durch Erläuterung einzelner Stellen aus Montesquieu auf dessen Werke aufmerksam. Ein tieferes Eindringen in diesen Schriftsteller überzeugte allerdings den deutschen Philosophen, wie das folgerechte Verarbeiten des überhäuften Materials in demselben oft vermißt würde, und wie ebenso oft die Beweisführung wichtiger Sätze in sich nicht verbunden, noch zu Ende geführt wäre. Es fehlte dem anziehend angelegten Plane, dem prächtigen und reichlichen Vorrath von Hülfsmitteln die besonnene und stets überlegende Ruhe des philosophischen Baumeisters, damit die Ausführung des geräumigen Gebäudes nach den Zwecken des Unternehmers angemessen und in allen seinen Theilen solide zu Stande gebracht werde. Diese Mängel, zu deren Ergänzung Kant sich berufen und vielfach angezogen fühlte, die überaus verwandte Art des Erläuterns durch einen Ueberfluß von geschickt gewählten Beispielen, die den Leser und Zuhörer zum weitern Verfolgen des angeregten Gegenstandes lebhaft reizen, wie diese Methode ganz offenbar zwischen beiden genialen Forschern als

ein gemeinschaftliches Eigenthum besteht, scheinen Kant noch als besondere Motive gegolten zu haben, um an Montesquieu's Hand das umfangsreiche Gebiet der Staatswissenschaften zu durchwandern.

Dies glaube ich auf das Bestimmteste nach der sorgfältigen Prüfung versichern zu können, die ich mit den hieher gehörigen Papieren des schriftlichen Nachlasses von Kant angestellt habe. Aus der Anlage einzelner Excerpte, dem vielfachen Dazwischenschreiben, weitern Ausführen und Verbessern blickt gar zu häufig der Entwickelungsgang von Montesquieu's Ansichten durch, indem die vertrauteste Bekanntschaft mit denselben aus Vorliebe an diesen den Faden der Untersuchung aufnehmen läßt, um sodann vor- und rückwärts das vorgelegte Thema weiter zu verfolgen und auszuführen. Daß in dem letztern Falle der Vortheil stets auf Seiten Kant's sich befindet, erscheint ebenso als eine natürliche Folge der größern geistigen Tiefe des deutschen Forschers, wie auch als ein unfehlbares Ergebniß der weitern Fortschritte in der gesammten politischen und geistigen Entwickelung der Völker Europas in den darauffolgenden vierzig bis funfzig Jahren. Denn Kant schreibt vorzugsweise als Greis in dem letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts über Gegenstände des allgemeinen Staatsrechts und der Politik, und Montesquieu's

Werk gehört noch dem fünften Jahrzehend desselben zu.

Es wird sich aber diese Behauptung auch selbst den Lesern dieser Abhandlung deutlich machen, wenn ich jetzt hier einige Mittheilungen aus Kant's schriftlichem Nachlasse folgen lasse, welche die benannten Gegenstände betreffen und sämmtlich aus seinen spätern Jahren herrühren, mindestens nach 1788. Einige derselben sind zwar schon in ihren Resultaten in seinem zweiten Theile der Rechtslehre [1]) aufgenommen, der von dem Staatsrechte, dem Völkerrechte und dem Weltbürgerrechte handelt, den aber Kant selbst in der Vorrede zu diesem Buche nur für eine Skizze ausgibt. Wir stellen diesen Mittheilungen als Einleitung voran seine eigene Aeußerung über Selbständigkeit und Mäßigung des politischen Urtheils. Sie ist aus der zweiten Hälfte des Unglücksjahres 1793 und befindet sich auf der Rückseite eines Briefes geschrieben, den er von dem Bibliothekar Biester in Berlin (dat. 13. Juli 1793) empfangen hatte. Kant besaß indeß die Gewohnheit, die Mehrzahl der empfangenen Briefe und Couverte gleich nach ihrem Empfange zu Excerpten, Entwürfen und Memorienzetteln zu verbrauchen.

---

1) Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, Königsberg 1797, S. 161—235.

„Ich glaube nicht, man werde mir Schuld geben, ich habe den Beherrschern mit der Unverletzlichkeit ihrer Rechte und Person zu sehr geschmeichelt; aber so muß man mir auch nicht Schuld geben, ich schmeichle dem Volke zu sehr, daß ich ihm das Recht vindicire, wenigstens über die Fehler der Regierung seine Urtheile öffentlich bekannt zu machen." „Hobbes behauptete, das Volk habe nach seiner Uebergabe durch den Socialcontract gar keine Rechte mehr, aber er mußte sagen, nur nicht das Recht des Widerstandes, aber wol das der Gegenvorstellung und der Bekanntmachung der Ideen des Bessern. Denn woher soll dieses sonst kommen?" — „Daß das Volk sich nicht stillschweigend einen Widerstand vorbehalten könne." — „Was ein Volk nicht über sich selbst beschließen kann (z. B. eine Anordnung eines allgemeinen Kirchenglaubens festzusetzen), das kann auch der Souverain nicht über das Volk beschließen. Aber das Volk hat kein Recht zu Feindseligkeiten gegen den Oberherrn, weil dieser das Volk selbst vorstellt. Jemandes Unterthan ist aber Der, welcher kein Zwangsrecht gegen ihn hat und doch seinem Befehle gehorcht." „Aus dem Willen des Souverains selbst muß die Reform hervorgehen. Dieser ist aber in facto nicht der vereinigte Volkswille, sondern dieser soll allmälig herauskommen. Schriften müssen das Oberhaupt wie das Volk in Stand setzen, das Ungerechte einzusehen."

„Das, was man sich nicht getraut, öffentlich als seine Maxime anzukündigen, und dessen Ankündigung der Maxime sich selbst vernichten würde, ist dem öffentlichen Rechte zuwider“ [1]).

---

1) Einen andern Ausdruck dieser seiner Ansicht gibt Kant in der bereits oben angeführten Abhandlung gegen Hobbes, in der Tieftrunk'schen Sammlung, Bd. III. S. 231: „Der nicht widerspenstige Unterthan muß annehmen können, sein Oberherr wolle ihm nicht Unrecht thun. Mithin, da jeder Mensch doch seine unverlierbaren Rechte hat, die er nicht einmal aufgeben kann, wenn er auch wollte, und über die er selbst zu urtheilen befugt ist, das Unrecht aber, welches ihm seiner Meinung nach widerfährt, nach jener Voraussetzung nur aus Irrthum oder Unkunde gewisser Folgen aus Gesetzen der obersten Macht geschieht; so muß dem Staatsbürger und zwar mit Vergünstigung des Oberherrn selbst, die Befugniß zustehen, seine Meinung über Das, was von den Verfügungen desselben ihm ein Unrecht gegen das gemeine Wesen zu sein scheint, öffentlich bekannt zu machen. Denn daß das Oberhaupt auch nicht einmal irren, oder einer Sache unkundig sein könne, anzunehmen, würde ihn als mit himmlischen Eingebungen begnadigt und über die Menschheit erhaben vorstellen. Also ist die Freiheit der Feder — in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt, durch die liberale Denkungsart der Unterthanen, die jene noch dazu selbst einflößt, gehalten (und dahin beschränken sich auch die

Ueber die Politik überhaupt gibt Kant aus derselben Zeit folgendes allgemeine Urtheil ab, das auf einem Zettel im Jahre 1796 niedergeschrieben zu sein scheint: „Sowie Klugheit die Geschicklichkeit ist, Menschen (freie Wesen) als Mittel zu seinen Absichten zu brauchen; so ist diejenige Klugheit, wodurch Jemand ein ganzes freies Volk zu seinen Absichten zu brauchen versteht, die Politik (Staatskunst). Diejenige Politik, welche dazu sich solcher Mittel bedient, die mit der Achtung fürs Recht der Menschen zusammenstimmen, ist moralisch; die hingegen, welche, was den Punkt der Mittel betrifft, über dieselben

---

Federn einander von selbst, damit sie nicht ihre Freiheit verlieren) —, das einzige Palladium der Volksrechte. Denn diese Freiheit ihm auch absprechen wollen, ist nicht allein soviel, als ihm allen Anspruch auf Recht in Ansehung des obersten Befehlshabers (nach Hobbes) nehmen, sondern auch dem Letztern, dessen Wille blos dadurch, daß er den allgemeinen Volkswillen repräsentirt, Unterthanen als Bürgern Befehle gibt, alle Kenntniß von Dem entziehen, was, wenn er es wüßte, er selbst abändern würde, und ihn mit sich selbst in Widerspruch setzen. Dem Oberhaupte aber Besorgniß einzuflößen: daß durch Selbstdenken und Lautdenken Unruhen im Staate erregt werden dürften, heißt so viel, als ihm Mistrauen gegen seine eigene Macht, oder auch Haß gegen sein Volk erwecken."

nicht bedenklich ist (also die des Politikasters), ist Demagogie. Alle wahre Politik ist auf die Bedingung eingeschränkt, mit der Idee des öffentlichen Rechts zusammenzustimmen (ihr nicht zu widerstreiten). Das öffentliche Recht ist ein Inbegriff aller der allgemeinen Verkündigung (declaratio) fähigen Gesetze für ein Volk [1]). Hieraus folgt, daß die wahre Politik nicht allein ehrlich streben, sondern auch offen verfahren müsse, daß sie nicht nach Maximen handeln dürfe, die man verbergen muß, wenn man will, daß ein unrechtmäßiges Mittel gelingen soll (aliud lingua promtum, aliud pectore inclusum gerunt), und daß sie selbst ihre Zweifel in Ansehung der Gesetze, oder die Möglichkeit ihrer Ausführung nicht verhehlen müsse." „Der Staat ist ein Volk, das sich selbst beherrscht. Die Fascikeln aller Nerven sind die Zustände, welche durch die Gesetzgebung entstehen. Das Sensorium commune des Rechts entsteht aus ihrer Zusammenstimmung." „Es kömmt bei dem sogenannten Streite der Rechtsprincipien mit der Politik nicht auf ihre Uebereinstimmung an, sondern mit dem der Rechtsgesetze untereinander (nicht einmal mit dem der Ethik und den Glückseligkeitsprincipien). Wehe Dem, der eine andere Politik anerkennt als diejenige, welche die Rechtsgesetze heilig hält. Auch nicht auf Ermahnun-

1) Vergl. Rechtslehre, §. 43. S. 161.

gen kömmt es an: die, welche man an Fürsten oder Unterthanen ergehen läßt, sind das unnützeste und zum Theil vorwitzigste unter allen Dingen" [1]).

Montesquieu's Lehre von den drei Gewalten im Staate erhält von Kant das Gepräge dreier Sätze eines praktischen Vernunftschlusses und ihre dauernde Einführung in sein System des Staatsrechts. Wir sehen darüber den ersten Entwurf im handschriftlichen Nachlasse in folgender Art motivirt: „Die Staatsverfassung enthält 1) eine gesetzgebende Gewalt als Bedingung, 2) eine regierende Gewalt als das Bedingte, nämlich nach Gesetz Jedem seine Pflicht zu bestimmen durch das Gouvernement und die Magistrate, und 3) eine richterliche Gewalt, welche auf die Consequenz des Bedingten, aus jener Bedingung das Suum cuique zu bestimmen hinausgeht." In dem 1797 herausgegebenen Staatsrechte (S. 165) besteht sie als die förmlich sanctionirte Trias politica: ein jeder Staat enthält drei Gewalten in sich, d. i. den allgemein vereinigten Willen in dreifacher Person: die Herrschergewalt (Souverainetät) in der des Gesetzgebers, die vollziehende Gewalt in der der Regierers (zufolge dem Gesetz) und die recht-

1) Vergl. den Anhang zum ewigen Frieden, S. 66—79, über die Mishelligkeit zwischen der Moral und der Politik.

sprechende Gewalt (als Zuerkennung nach dem Gesetz) in der Person des Richters, wo die erste den Obersatz als das Gesetz jenes Willens, die zweite den Untersatz als das Gebot des Verfahrens nach dem Gesetz, und die dritte den Schlußsatz als den Rechtsspruch enthält, was im vorkommenden Falle Rechtens ist. Bei der Ableitung des Völkerrechts, des Strafrechts in seinem Verhältnisse zur öffentlichen Moral, des Begnadigungsrechts erkennen wir wiederum eine auffallende Uebereinstimmung in dem Entwickelungsgange beider Forscher, nur daß der Deutsche wie ein Dictator eine nach seiner Ueberzeugung unwiderrufbare Feststellung der Lehrsätze liefert, die vorher nach allen Seiten gegen etwaige Einwürfe überlegt und sichergestellt ist, während der französische Politiker für seine Ansichten uns mehr durch schmuckvolle Darstellung und Ueberredung zu gewinnen, als zu überzeugen sich bemüht. Bei der Lehre von den Staatsformen weichen aber beide Schriftsteller entschieden ab, wenn gleich jeder drei Hauptformen aufstellt. Montesquieu trennt die Monarchie von der Despotie, welche beide Kant unter der gemeinschaftlichen Form der Autokratie zusammenfaßt; dagegen spricht Jener nur von der Republik als einer Hauptform, die er erst wiederum in Aristokratie und Demokratie zerlegt, während dieser beide Staatsformen gleich in ihrem Grundprincipe von einander trennt, weil in der Demokratie

allein Souverain und Volk in Eins zusammenfallen. In naiver Laune schreibt Kant auf einem Zettel im Jahre 1794: „Eine Monarchie (despotische) ist ein Bratenwender, eine Aristokratie eine Roßmühle, eine Demokratie ein Automat, welches, wenn es sich selbst aufzieht und nur immer gestellt werden darf, eine Republik heißt: das Letzte ist das Künstlichste."

Die mangelhafte Sonderung der richterlichen Gewalt von der vollziehenden, da jene doch nur als ein Theil der letztern bestehen kann, wurde inzwischen weder von Montesquieu noch von Kant bemerkt, wiewol doch schon Rousseau diese Trias nur auf eine zwiefache Gewalt zurückgeführt hatte. Dies darf uns indeß nicht besonders auffallen, weil es zugleich ein praktischer Irrthum des ganzen Jahrhunderts war, der mittelbar durch die englische Verfassung veranlaßt worden, obgleich er in dieser nicht grundgesetzlich anerkannt war. Er hat sich überdies seit dieser Zeit noch viel bemerkbarer gemacht, als er in die neuern europäischen Staatsverfassungen überging, die seit dem Jahre 1791 in so großer Anzahl unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es findet jedoch wirklich diese Trennung beider Staatsgewalten nur da staatsrechtlich statt, wo das Grundgesetz, wie in der französischen Verfassung vom 3. September 1791, sich nicht entblödet (Abschn. III. §. 5), die gesammte richterliche Gewalt Richtern zu übertragen, „die auf

gewisse Zeit vom Volke gewählt werden". Die verschiedenen spanischen und portugiesischen Verfassungen aus dieser Zeit, sowie die Verfassung des Königreichs Belgien vom 25. Februar 1831 lassen uns noch (Art. 30) die letzten Spuren dieses Verkennens der vollziehenden Gewalt zurück, während die übrigen neueren monarchischen Verfassungen seit der Charte vom 4. Mai 1814 mit vollem Rechte den Satz aussprechen: „alle Rechtspflege geht vom Könige aus, sie wird in seinem Namen durch Richter verwaltet, die er ernennt und einsetzt." Sind auch in den einzelnen Verfassungsurkunden die Worte verändert, das innere Bedürfniß jeder organischen Staatsverwaltung führt zu dieser nothwendigen Verschmelzung beider Staatsgewalten zurück, welche bei aller Achtung vor der Unabhängigkeit der Rechtspflege, eben um die Erhaltung derselben, in Bezug auf das ausübende Personal der vollziehenden Gewalt untergeordnet sein muß.

Aber Kant's politische Studien haben seit Montesquieu sich mit keinem der namhaften neuern Politiker in der ausländischen Literatur befreundet und in der einheimischen Keinen gefunden, der durch eigenthümliche Forschungen ihn angesprochen hätte. Es ist daher ein durchaus unbegründeter Vorwurf, daß das neu-französische Wesen auf Kant's politische Ansichten zu entschieden eingewirkt habe, wenn man

darunter den Einfluß von Rousseau, Helvetius, Sièyes und Mirabeau verstehen will. Der Einwirkung des ganzen Zeitalters widersteht jedoch kaum irgend Einer, und es kömmt nur darauf an, wie dasselbe auf sein Handeln seine Wirkungen äußert. Allerdings hat Kant von den wichtigern Erscheinungen in diesem Fache bei den Engländern, Franzosen und Italienern (bei den Letztern nur von Beccaria und Filangieri) gleich nach ihrer ersten Bekanntmachung genauere Kunde genommen, wie denn Kant überhaupt eine bewundernswerthe Belesenheit in ältern und neuern Werken bis in sein siebenundsiebzigstes Lebensjahr sich bewahrte. Wir ersehen dies aus den vielfachen Memorienzetteln, die bald den Wunsch nach der Lecture eines interessanten Werkes aussprechen, bald seine Befriedigung in einzelnen ausgezogenen Notizen, oder in kurzgefaßten Urtheilen über seinen Werth bemerken lassen. Nur in den drei letzten Jahren seines Lebens erlosch dies lebhafte Bedürfniß, mit der Literatur mitzugehen, und das materielle Interesse errang jetzt in ihm die Oberherrschaft über das geistige. Hatten aber unter den neuern politischen Schriftstellern weder Hutcheson und Hume, noch Rousseau und die Encyklopädisten, wiewol er sie genau kannte und die Lecture der beiden schottischen Schriftsteller angelegentlich empfahl, keinen hervortretenden Einfluß auf ihn ausgeübt, so war jedoch dies um so mehr in einem

hohen Grade aus seiner sorgfältigen Beobachtung der politischen Ereignisse in dieser Zeit hervorgegangen. Von dem gleichzeitigen pariser und hubertsburger Frieden ab, die dem siebenjährigen Kriege in Europa und den Colonien der übrigen Erdtheile ein endliches Ziel setzten, bot sich in den Verhältnissen der nordamerikanischen Colonien der Engländer ein anziehender Schauplatz für die mannichfachsten Betrachtungen der Unterthanenpflichten und der gegenseitigen Rechte einzelner privilegirter Classen dar, gleichviel, ob diese Bewohner eines ältern Theils oder einer Colonie dieses Staates waren. Ganz Europa schrie über den Druck der englischen Colonien in Amerika, in England selbst stand eine sehr mächtige Partei und bald auch die öffentliche Meinung auf Seiten der Amerikaner, die mächtigen Rivale der britischen Macht, namentlich was den gemeinschaftlichen Handelsverkehr anbetrifft; Frankreich, Spanien und Holland gefielen sich darin, noch ehe es zum offenen Kampfe ausbrach, den Geist der Unzufriedenheit in den Colonien noch stärker zu reizen, Europa aber mit den übertriebensten Nachrichten von dem zu erwartenden selbstverschuldeten Unglücke der Engländer zu überschütten. Es kam zum Bürgerkriege zwischen den englischen Colonisten und ihrem Mutterlande, die Unabhängigkeit der Ersten wurde proclamirt, bald darauf von den westlichen Staaten Europas anerkannt, und so

entstand der erste Staat mit europäischer Cultur in dem entfernten Erdtheile, indem man die Versagung natürlicher Rechte von Seiten der Engländer, als die Besteuerung der Colonien durchgesetzt werden sollte, für die rechtmäßige Veranlassung dieser Revolution ausgab. Dies war aber etwa nicht blos die Ansicht politischer Schriftsteller, es war die der bestimmt ausgesprochenen Politik der Mehrzahl der europäischen Staaten, die sich beeilten, mit dem neuen in seiner Legitimität anerkannten Staate politische und Handelsverträge abzuschließen. Der französische Hof hatte in seiner Verblendung nicht bemerkt, wie er das Schwert gegen seine eigne Brust kehrte, wenn er durch den Wiederabdruck aller amerikanischen Parteischriften, durch die ausgezeichnetste Aufnahme und Unterstützung aller amerikanischen Foderungen dadurch selbst die verwickelten Staatsverhältnisse eines politisch- und finanziell erschütterten und zerrütteten Reichs der öffentlichen Beurtheilung zur Schau stellte, und dazu sogar wie mit einer fast künstlich aufgesuchten Initiative auffoderte.

Also nicht in revolutionnairer Gesinnung, sondern in der von der entschiedenen Majorität der Fürsten und Staatsmänner angenommenen Beurtheilungsweise seines Zeitalters, für welche ich nur auf die höchste Autorität, auf Friedrich den Großen in seinem Briefwechsel mit d'Alembert und auf seine Memoiren über

die wichtigsten Ereignisse in den Jahren 1774 bis 1778 [1]) verweisen will, beurtheilte auch Kant das Verhältniß der englischen Colonien zu dem Mutterlande, ihre Unterthanenpflichten, die denselben eingeräumten Rechte, ihre Verletzung und die hochwichtigen Folgen, die daraus hervorgegangen waren für die Bildung eines neuen Staates. Diese Verknüpfung politischer Ereignisse mit allgemeinen Principien der Moral und des Völkerrechts, die für einen längern Zeitraum die Aufmerksamkeit jetzt für sich gewann, veranlaßte Kant überhaupt, an den politischen Ereignissen einen lebendigern Antheil zu nehmen, sodaß seit dieser Zeit der Inhalt der von ihm ununterbrochen eifrig gelesenen hamburger und königsberger Zeitungen die Lieblingsmaterie seiner Unterhaltungen bei Tische und in Gesellschaften bildete. [2]) Die Politik des englischen Ministeriums erschien Kant damals gradezu als Repräsentant despotischer Gesinnung, nur

---

1) Lettres à Monsieur d'Alembert 13. Août 1777 u. m. a. Oeuvres posthumes de Fréderic II. Bd. XI. S. 262—63; und Mémoires de 1774—78 in den Oeuvres posthumes Bd. V. S. 188—95.

2) Wasianski, Schilderung S. 25—26, 117. — Jachmann, S. 77, 129, 141, wo auch zugleich das Verhältniß mit Green näher erörtert wird, u. f. — Borowski, S. 165.

darauf auszugehen, Knechtschaft und Unmündigkeit in den von ihm geleiteten Völkern zu erhalten, daher trat er überall als warmer Vertheidiger der Amerikaner gegen England auf. Dies geschah aber mit so warmem Interesse, daß er einst in einer Gesellschaft den ihm bis dahin unbekannten Kaufmann Green in seinem Nationalstolze als Engländer stark reizte und sogar bis zur Herausfoderung auf einen Zweikampf verleitete. Aber Kant's philosophische Ruhe ließ sich dadurch nicht im mindesten außer Fassung bringen, indem er in der Fortsetzung seines Gesprächs seine individuellen politischen Grundsätze und Ansichten entwickelte, aber auch zugleich den Gesichtspunkt fest bestimmte, aus welchem jeder Mensch unbeschadet seines Nationalgefühls allgemeine politische Ereignisse und das Wohlbefinden ganzer Völker betrachten müsse. Die Klarheit seiner Ueberzeugung und die eindringliche fast begeisterte Sprache des Philosophen, der sonst gradezu Beredtsamkeit als eine überrumpelnde Sophistik tadelte, entfesselte den starren Sinn des Engländers, und von der Stunde ab wurden Kant und Green die vertrautesten Freunde, bis der Tod des Letztern das innige Band löste.

Wollen wir die Ergebnisse seiner politischen Forschungen aus dieser Periode bis zum Schlusse des nordamerikanischen Freiheitskrieges in einigen Hauptsätzen zusammenstellen, so finden wir dazu die beste

Anleitung in zwei Aufsätzen: „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" und „Beantwortung der Frage: was ist Aufklärung", die beide in den Jahrgang 1784 der berliner Monatsschrift aufgenommen und aus derselben in dem zweiten Bande der Tieftrunk'schen Sammlung abgedruckt sind. Mit denselben bleibt dann die gleichzeitig (1785) erschienene „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" zu vergleichen.

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Es ist aber für jeden einzelnen Menschen schwer, sich aus der ihm beinahe zur Natur gewordenen Unmündigkeit herauszuarbeiten. Doch werden den Menschen, um die Entwickelung aller ihrer Anlagen zu Stande zu bringen, die Mittel in der bürgerlichen Gesellung dargeboten; es bleibt daher das größte Problem für die Menschen, zu dessen Auflösung sie schon durch die Natur angehalten werden, die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft." „Durch eine Revolution wird vielleicht wol ein Abfall vom persönlichen Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen; sondern neue Vorurtheile werden, eben sowol als die alten, zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen. Zu dieser Aufklärung aber wird nichts

erfodert als Freiheit, und zwar die unschuldigste unter allen, nämlich die, von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. Der öffentliche Gebrauch der Vernunft, d. i. derjenige, welchen man als Gelehrter vor dem ganzen Publicum macht, soll jederzeit frei sein, und nur dieser vermag allein Aufklärung unter den Menschen hervorzurufen. Aber der Privatgebrauch der Vernunft, d. i. derjenige, den man in irgend einem anvertrauten Verwaltungsamte von derselben machen darf, muß öfters sehr eingeschränkt werden, ohne doch darum den Fortschritten der Aufklärung besonders hinderlich zu sein. Ein Bürger kann als solcher sich nicht weigern, die öffentlichen Abgaben zu leisten, wenn der dafür bestimmte Zeitpunkt herangenaht ist; aber er kann späterhin als Gelehrter sehr zweckmäßig über die Zulässigkeit und Gerechtigkeit dieser Auflage seine Meinung öffentlich äußern. Ein Mensch kann zwar für seine Person, und auch alsdann nur auf eine gewisse Zeit, in Dem, was ihm zu wissen obliegt, die Aufklärung aufschieben; aber darauf völlig Verzicht zu thun für sich und seine Nachkommenschaft, heißt die heiligen Rechte der Menschheit verletzen und mit Füßen treten. Was nun aber nicht einmal ein Volk über sich selbst beschließen darf, das vermag noch weniger ein Monarch über das Volk zu beschließen: denn sein gesetzgebendes Ansehen beruht eben

darauf, daß er den gesammten Volkswillen in dem seinigen vereinigt. Wenn er nur darauf sieht, daß alle wahre oder vermeinte Verbesserung mit der bürgerlichen Ordnung bestehe: so kann er übrigens seine Unterthanen nur selbst machen lassen, was sie um ihres Seelenheils willen zu thun nöthig finden; er muß nur verhüten, daß nicht Einer den Andern gewaltthätig hindere, an der Bestimmung und Beförderung desselben nach allem seinem Vermögen zu arbeiten." Ueber die Freiheit des Denkens und ihr Verhältniß zum Leben im Staate findet sich noch eine merkwürdige Stelle aus dieser Epoche am Schlusse der Abhandlung: „Was heißt, sich im Denken orientiren?" (1786.)

Wie verhielt sich aber inzwischen Kant gegen die übrigen politischen Hebel unter den Schriftstellern dieser Zeit? Rousseau kömmt am häufigsten in seinen Schriften und in seinem Nachlasse vor. Wir wissen aus dem Geständnisse des Augenzeugen Borowski, daß die Lecture des Emil den ruhigen und seinen Gewohnheiten getreuen Forscher bis zur Vernachlässigung seines damals noch täglichen Spaziergangs angezogen habe. Aber wir finden nur die Originalität des Schriftstellers, dessen guten Willen für das Gemeinwohl der Menschheit anerkannt, wir finden nur einige seiner Paradoxien entschuldigt und die Reinheit seiner Gesinnung gegen Vorwürfe der Unlauterkeit

von ihm in Schutz genommen, und dieses Alles hauptsächlich in Bezug auf Rousseau's pädagogische Romane und culturhistorische Abhandlungen.[1]) Doch sehen wir nicht minder das Unausführbare in den politischen Rathschlägen, die Inconsequenz und Widersinnigkeit dieses Schriftstellers von Kant hervorgehoben, am schärfsten die Darstellungsweise im Contrat social getadelt, worüber sich folgende Bemerkung auf einem Zettel vorfindet: „Um ein pactum sociale zu einer Republik (im Rousseau'schen Sinne zu einem Staate ohne Rücksicht auf die Form der Verfassung) zu stiften, muß schon eine Republik da sein: folglich kann sie nicht anders, wie durch Gewalt, nicht durch Einsicht gestiftet werden." Die weitere Ausführung der beschränkten Auffassung des ursprünglichen Staatsvertrags befindet sich in der Abhandlung gegen Hobbes.[2])

In gleicher Stellung zeigte sich Kant gegen den Abbé Charles Irenée de St. Pierre, den er mehrmals mit Rousseau zusammen anführt, der ihm

---

1) Vergl. Kant's vermischte Schriften Bd. II. S. 676 mit den beiden ausführlichsten Stellen über Rousseau in den vermischten Schriften Bd. III. S. 47—51, und in der Anthropologie S. 323—25, und Borowski a. a. O. S. 170 u. 209.

2) Vermischte Schriften, Bd. III. S. 218—22.

außerdem unzweifelhaft den Gedanken eingeflößt hat, noch in seinem hohen Alter, nach dem baseler Frieden 1795, seine Abhandlung vom ewigen Frieden zu schreiben; aber sonst eben ist auch in den Schriften beider Verfasser nach Anlage, Wahl des Materials und Ausführung nichts weiter gemein als der Name. — Das Verhältniß zu Beccaria läßt sich am angemessensten durch Kant's eigne Worte bezeichnen: „Der Marchese Beccaria hat aus theilnehmender Empfindelei einer affectirten Humanität (compassibilitas) seine Behauptung der Unrechtmäßigkeit aller Todesstrafe aufgestellt, weil sie im ursprünglichen bürgerlichen Vertrage nicht enthalten sein könnte: denn da hätte Jeder im Volke einwilligen müssen, sein Leben zu verlieren, wenn er etwa einen Andern (im Volke) ermordete; diese Einwilligung aber sei unmöglich, weil Niemand über sein Leben disponiren könnte. Alles Sophisterei und Rechtsverdrehung."

Unter den englischen Schriftstellern dieses Zeitabschnittes können wir außer den beiden obengenannten, Hutcheson und Hume, nur noch Edmund Burke in besonderer politischer Beziehung zu Kant anführen, obschon diese mehr aus der Uebereinstimmung der Gesinnung, dem warmen Eifer gegen Unterdrückung aller Art, jedoch ebenso aus dem entschiedenen Auftreten gegen Volksaufstand und Pöbelherrschaft, also

aus der Uebereinstimmung für Reformen auf gesetzlichem Wege sich ableiten läßt. Burke ist aber von dem deutschen Philosophen mehr aus seinen Reden, wie sie im Auszuge in den öffentlichen Blättern geliefert wurden, als aus seinen Schriften erkannt worden. Für die nordamerikanischen Angelegenheiten waren Beide gleich gestimmt, in der französischen Revolution erkannte Burke früher die Irrwege dieses Volkes, und stellte sich mit der ganzen Kraft seines Geistes in seinen berühmten Betrachtungen über die französische Revolution dem weitern Fortschritt des allgemeinen Verderbens entgegen. Diese wurden aber bald nach jener berüchtigten Nacht vom 4. August seit dem October 1789 entworfen und 1790 bereits beendet, wo noch sehr edle Köpfe in allen Ländern Europas in dickem Nebel für die Neuerungen eingehüllt sich fühlten, nur Vortheile aus denselben hervorgehen zu sehen hofften und ganz sicher eine friedliche Ausgleichung im Innern Frankreichs und mit den übrigen Staaten Europas erwarteten. Kant gehörte noch damals zu dieser Classe der Eingenommenen, er sah mit Freuden in dem zunächstgelegenen Nachbarstaate, wo auf den untern Classen des Volks noch die dunkelste Nacht der Barbarei ruhte, die Morgenröthe der von ihm ersehnten gleichen Theilnahme an Menschenrechten und Bildung durch die Verfassung vom 3. Mai 1791 auch hier erglänzen, und

freute sich herzlich in wahrhafter Philanthropie, diese Verfassung von seinem Landesherrn, Friedrich Wilhelm II, in Schutz genommen und unter die Garantie des preußischen Staates gestellt zu wissen. In dem vierten Artikel dieser Verfassung [1]) fand er die Landleute nicht nur als den zahlreichsten Theil der Nation, sondern selbst als denjenigen anerkannt, unter dessen Händen die fruchtbarste Quelle der Reichthümer des Landes hervorflösse; sie wurden selbst der mächtigste Schutz des Landes genannt und deshalb aus Gerechtigkeit, Christenpflicht und um des eignen wohlverstandenen Interesses willen unter den Schutz des Gesetzes und der Landesregierung gestellt. Die Trias der Staatsgewalten von Montesquieu und Kant war in dem fünften Abschnitte dieser Verfassung aufgenommen, wie bei Kant war jede Gewalt aus dem Willen der Nation abgeleitet. Freilich wurde das Spielwerk dieser Verfassung schon in demselben Abschnitte ersichtlich, der die gesetzgebende Gewalt ausschließlich den versammelten Ständen überweist, der die höchste vollziehende Gewalt nicht auf den König beschränkt, sondern dieselbe zwischen den König und den Staatsrath theilt, und bei der Einsetzung der Richter dem Könige gar kein Recht einräumt, also den König zu einem Schattenbilde

1) Pölitz, Verfassungen, Bd. III. S. 10.

ohne den nothwendigen Nachdruck einer ausreichenden Macht herabsinken läßt. Daher lieferte diese Charte in der That eine traurige Wahrheit, wenn es im siebenten Abschnitte wörtlich heißt: „Die Person des Königs ist heilig und unverletzlich: da er nichts für sich selbst thut, so kann er auch der Nation für nichts verantwortlich sein. Nicht Selbstherrscher, sondern Vater und Haupt der Nation soll er sein: und dafür erkennt und erklärt ihn das Gesetz und die gegenwärtige Verfassung."

Aber unterdessen hatten die Tage der Flucht Ludwig XVI und die damit zusammenhängenden Begebenheiten, Mirabeau's eigenes Geständniß, das er kurz vor seinem Tode durch die Annäherung an den Hof über seine Täuschung in dem Fortschreiten des Volkes zur Reform ablegte, die besonneneren Beurtheiler der Tagsbegebenheiten überzeugen müssen, wie ohne Bürgerkrieg eine Ausgleichung der völlig zerrütteten Verhältnisse unmöglich gemacht werden dürfte. Die haltlose Verfassung vom 3. September 1791, trotz dem, daß sie mit der vorangesetzten Erklärung der Menschenrechte auch den ausgedehntesten Wünschen des Freiheitsfreundes entsprechen mußte, verhieß, weil sie nicht auf das nothwendige Gleichmaß der Bürgerpflichten und die unumgänglichen Hülfsmittel der zwingenden Gewalt im Staate gerechnet hatte, nur noch eine raschere Entwickelung des lange ange-

drohten Untergangs. In wenigen Monaten erfolgte er mit einer doch nicht geahneten Heftigkeit und Vernichtung; aber noch ehe der Blitz getroffen und die königliche Familie ihren Palast mit dem gemeinen Verbrechergefängnisse vertauscht hatte, waren Kant, Schiller und ihnen Gleichgesinnte ihren Selbstbetrug gewahr geworden, die glatten Worte der constituirenden Versammlung mehr als die Handlungen der entzügelten Volksmasse und der sittenlosen Volksverführer beachtet zu haben. Jetzt standen Kant und Burke wieder einig miteinander, als feste Freunde der gesetzmäßigen Volksfreiheit und ihrer möglichst großen Erweiterung, aber nicht minder als entschiedene Feinde aller anarchischen Gesetzlosigkeit, aller blutgierigen Foderungen und bachantischen Freuden der Ochlokratie, die den Glauben an die goldenen Berge der Freiheit mit der härtesten Geißel der Despotie anbefiehlt. Das hochwichtige Actenstück, welches wir, für die richtigere Erkenntniß der politischen Triebfedern während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, für Großbritannien und Frankreich in Burke's Rechtfertigung seines politischen Lebens besitzen[1]),

1) Wir besitzen von dieser interessanten Parteischrift, die in wenigen Monaten nach ihrem Erscheinen in London (1795) in funfzehn Auflagen vergriffen war, eine sehr gelungene Uebersetzung mit Anmerkungen von Fr. Genz, Berlin 1796. 8.

stimmt daher wieder in ansprechender Weise mit Kant's politischen Abhandlungen seit 1793 auch in der Beurtheilung der französischen Revolution als Staatsumwälzung überein, wenn auch über die mannichfachen positiven Gesetze aus den Jahren 1789 bis 1791 schon nach der verschiedenen Nationalität beider Schriftsteller ein gleiches Urtheil weder verlangt noch erwartet werden kann.

Wir führen als Beleg hierfür aus dem Aufsatz gegen Hobbes (1793) folgende Behauptungen an: „Alle Widersetzlichkeit gegen die oberste gesetzgebende Macht, alle Aufwiegelung, um Unzufriedenheit der Unterthanen thätlich werden zu lassen, aller Aufstand, der in Rebellion ausbricht, ist das höchste und strafbarste Verbrechen im gemeinen Wesen, weil es dessen Grundfeste zerstört. Und dieses Verbot ist unbedingt, sodaß, es mag auch jene Macht oder ihr Agent, das Staatsoberhaupt, sogar den ursprünglichen Vertrag verletzt und sich dadurch des Rechts, Gesetzgeber zu sein, nach dem Begriff des Unterthans, verlustig gemacht haben, indem sie die Regierung bevollmächtigt, durchaus gewaltthätig (tyrannisch) zu verfahren, dennoch dem Unterthan kein Widerstand als Gegengewalt erlaubt bleibt. Der Grund davon ist: weil bei schon subsistirender bürgerlichen Verfassung das Volk kein zu Recht beständiges Urtheil mehr hat. Denn man setze, es habe ein solches, und zwar dem

Urtheile des wirklichen Staatsoberhaupts zuwider, wer soll entscheiden, auf wessen Seite das Recht sei? Keiner von Beiden kann es als Richter in seiner eignen Sache thun. Also müßte es noch ein Oberhaupt über dem Oberhaupte geben, welches zwischen diesem und dem Volke entschiede: dieses widerspricht sich. Auch kann nicht etwa ein Nothrecht, welches ohnehin, als ein vermeintes Recht, in der höchsten (physischen) Noth Unrecht zu thun, ein Unding ist, hier eintreten und zur Hebung des die Eigenmacht des Volkes einschränkenden Schlagbaumes den Schlüssel hergeben. Denn das Oberhaupt des Staats kann eben sowol sein hartes Verfahren gegen die Unterthanen durch ihre Widerspenstigkeit, als diese ihren Aufruhr durch Klage über ihr ungebührliches Leiden gegen ihn zu rechtfertigen meinen; und wer soll hier nun entscheiden? Wer sich im Besitze der obersten öffentlichen Rechtspflege befindet, und das ist grade das Staatsoberhaupt, dieses kann es allein thun; und Niemand im gemeinen Wesen kann also ein Recht haben, ihm diesen Besitz streitig zu machen." „Gleichwol finde ich achtungswürdige Männer, welche diese Befugniß des Unterthans zur Gegengewalt gegen seinen Obern unter gewissen Umständen behaupten, unter denen ich hier nur den in seinen Lehren des Naturrechts sehr behutsamen, bestimmten und bescheidenen Achenwall anführen will. Ich glaube gern, daß weder Achen-

wall, noch irgend einer der wackern Männer, die hierüber mit ihm einstimmig vernünftelt haben, je in irgend einem vorkommenden Falle zu so gefährlichen Unternehmungen ihren Rath oder Beistimmung würden gegeben haben. Auch ist kaum zu bezweifeln, daß, wenn jene Empörungen, wodurch die Schweiz, die vereinigten Niederlande oder auch Großbritannien ihre jetzige für so glücklich gepriesene Verfassung errungen haben, mislungen wären, die Leser der Geschichte derselben in der Hinrichtung ihrer jetzt so erhobenen Urheber nichts als verdiente Strafe großer Staatsverbrecher sehen würden. Denn der Ausgang mischt sich gewöhnlich in unsere Beurtheilung der Rechtsgründe, ob zwar jener ungewiß war, diese aber gewiß sind. Es ist aber klar, daß, was die letztern betrifft — wenn man auch einräumt, daß durch eine solche Empörung dem Landesherrn (der etwa eine joyeuse entrée als einen wirklichen zum Grunde liegenden Vertrag mit dem Volke verletzt hätte) kein Unrecht geschähe — das Volk doch durch diese Art, ihr Recht zu suchen, im höchsten Grade Unrecht gethan habe; weil dieselbe (zur Maxime angenommen) alle rechtliche Verfassung unsicher macht und den Zustand einer völligen Gesetzlosigkeit, wo alles Recht aufhört, wenigstens Effect zu haben, einführt. — Nur will ich bei diesem Hange so vieler wohldenkenden Verfasser, dem Volke (zu seinem eignen Verderben) das

Wort zu reden, bemerken, daß dazu theils die gewöhnliche Täuschung, wenn vom Princip des Rechts die Rede ist, das Princip der Glückseligkeit ihren Urtheilen unterzuschieben, die Ursache sei, theils auch, wo kein Instrument eines wirklich dem gemeinen Wesen vorgelegten, vom Oberhaupte desselben acceptirten und von Beiden sanctionirten Vertrags anzutreffen ist, sie die Idee von einem ursprünglichen Vertrag, die immer in der Vernunft zum Grunde liegt, als Etwas, welches wirklich geschehen sein müsse, annahmen und so dem Volke immer die Befugniß zu erhalten vermeinten, davon bei einer groben, aber von ihm selbst dafür beurtheilten Verletzung nach seinem Gutdünken abzugehen." „Man sieht hier offenbar, was das Princip der Glückseligkeit (welche eigentlich gar keines bestimmten Princips fähig ist) auch im Staatsrecht für Böses anrichtet, sowie es solches in der Moral thut, auch selbst bei der besten Meinung, die der Lehrer desselben beabsichtigt. Der Souverain will das Volk nach seinen Begriffen glücklich machen, und wird Despot; das Volk will sich den allgemeinen menschlichen Anspruch auf eigne Glückseligkeit nicht nehmen lassen, und wird Rebell. Wenn man zu allererst gefragt hätte, was Rechtens ist (wo die Principien a priori feststehen und kein Empiriker darein pfuschen kann): so würde die Idee des Socialcontracts in ihrem unbestreitbaren Ansehen

bleiben; aber nicht als Factum (wie **Danton** will, ohne welches er alle in der wirklich existirenden bürgerlichen Verfassung befindliche Rechte und alles Eigenthum für null und nichtig erklärt), sondern nur als Vernunftprincip der Beurtheilung aller öffentlichen rechtlichen Verfassung überhaupt. Und man würde einsehen: daß, ehe der allgemeine Wille da ist, das Volk gar kein Zwangsrecht gegen seinen Gebieter besitze, weil es nur durch diesen rechtlich zwingen kann; ist jener aber da, ebensowol kein von ihm gegen diesen auszuübender Zwang stattfinde, weil es alsdann selbst der oberste Gebieter wäre, mithin dem Volke gegen das Staatsoberhaupt nie ein Zwangsrecht (Widersetzlichkeit in Worten oder Werken) zukomme." Hierauf geht Kant auf die Bestätigung dieser Theorie in der Praxis über und handelt namentlich von der Verfassung Großbritanniens in ihrem Verhältnisse zum Monarchen nach der Vertreibung der männlichen Linie Stuart im Jahre 1688.

Aber mit diesen theoretischen Ansichten Kant's über das Unterthanenverhältniß und namentlich über das Recht des Widerstandes steht auch das ganze praktische Leben des pflichtgetreuen Wahrheitsfreundes in vollkommener Einigkeit. Denn wir hören unter seinen nächsten Bekannten den, welcher von seiner ersten akademischen Vorlesung ab bis an sein Grab mit ihm in Verbindung geblieben ist, den gewissen-

haften Erzbischof Borowski[1]), zu der Aussage sich verpflichtet, daß es bei Kant feststehender Grundsatz gewesen wäre, den Stand der Obrigkeiten und Vorgesetzten zu ehren, und daß auch bei den ihm persönlich unangenehmen Männern ihre amtliche Stellung im Staate bei Kant stets die achtungsvollste Anerkennung gefunden habe. Den Gesetzen des Landes, auch den Statuten, den Polizeianordnungen, sagte er oft, muß man im strengsten Verstande gehorsam sein, und selbst dann, wenn man auch hier und da mit ihnen nicht zufrieden wäre oder nach seiner individuellen Ueberzeugung nicht ganz zufrieden sein könnte. Selbst den durch das Herkommen geheiligten Formen gab er einen Werth und wünschte, daß sie von Jedermann um des Ganzen willen beobachtet würden. Dieselbe Strenge in der pünktlichsten und gewissenhaftesten Erfüllung der Gesetze des Vaterlandes, denselben Abscheu vor jeder revolutionnairen Gesinnung, vor jedem Hinneigen auf Widersetzlichkeit gegen die Behörden bezeugen einstimmig auch die übrigen Biographen, welche sich des Glücks erfreut haben, mit ihm in näherer und längerer persönlichen Verbindung zu stehen.

Daher vermied er aber auch jede Annäherung mit den französischen Schriftstellern und Staatsmän-

---

1) Schilderung Kant's, S. 143.

nern, welche durch die Ereignisse in der Revolution ihren Namen weltbekannt gemacht hatten. Er lehnte auf das Entschiedenste den ihm von Sièyes angetragenen brieflichen Austausch ihrer Ansichten über philosophische und praktische Gegenstände ab [1]). Wir finden selbst aus dieser spätesten Zeit seines Lebens nicht einmal eine ausführlichere Besprechung eines von einem französischen Schriftsteller angeregten politischen Gegenstandes; höchstens beiläufig, wie in der oben angeführten Stelle mit Danton und an einigen andern Orten mit Robespierre, finden wir ihre Namen und das Verfehlte ihres Strebens angegeben. Benjamin Constant bietet davon die einzige Ausnahme dar, aber auch nicht unmittelbar und über keinen politischen Gegenstand, indem Kant mit B. Constant in einer deutschen Zeitschrift in Bezug auf die Lehre von der Pflicht, die Wahrheit zu sagen, zusammengestellt war und dadurch 1797 zu der kleinen Abhandlung: „Ueber ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen", veranlaßt wurde, die in den dritten Band der vermischten Schriften aufgenommen ist.

Kant's Lieblingsansicht, die französische Revolution als ein Experiment anzusehen, welches die von der

---

1) Jachmann a. a. O. S. 131.

Vernunft aufgegebene Idee einer vollkommenen Staatsverfassung zu realisiren gedächte, und daher auch nur zur Beobachtung des Entwickelungsganges die benachbarten Völker auffodern, nicht aber zur feindlichen Einmischung aufreizen könnte, diese Erwartung eines großartigen Processes der gesammten Culturentwicklung wurde nicht blos durch das französische Volk nicht erfüllt, sondern auch schauderhaft durch den Act der Hinrichtung des Königs gestört. Hatte Kant bei dem Beginne der zügellosen Herrschaft des Nationalconvents noch immer gehofft, es würde die sittliche Kraft der größern Masse des Volks wieder bald zu sich selbst kommen und durch die Befreiung des Königs von allen drückenden Fesseln eine Rückkehr zu den bessern Zeiten des Jahres 1789 einleiten, so war mit jenem Acte das Band zwischen der Civilisation und dem Jakobinismus gewaltsam zersprengt. Der hohe Ernst, der nicht blos ein empörtes Gemüth über unvertilgbare Greuelthaten zu zeigen, sondern zugleich das geängstete und tiefbetrübte Mitgefühl über das Versinken eines großen Theils der Menschheit durch einen solchen Act zu äußern hat und nun mit Anstrengung aller seiner Kraft und Aufbietung aller Mittel seines Einflusses die warnende Stimme für die Zukunft erhebt, spricht sich auf eine würdige Weise über diese Greuelthat in seinem Staatsrechte

aus.[1]) Es sind Resultate, die an die frühern Mittheilungen aus der Abhandlung gegen Hobbes sich anknüpfen und die, aus den Erfahrungen der letzten Jahre abstrahirt, das politische Urtheil darüber im Allgemeinen feststellen sollen:

„Wider das gesetzgebende Oberhaupt des Staates gibt es also keinen rechtmäßigen Widerstand des Volkes; denn nur durch Unterwerfung unter seinen allgemein gesetzgebenden Willen ist ein rechtlicher Zustand möglich, also kein Recht des Aufstandes (seditio), noch weniger des Aufruhrs (rebellio), am allerwenigsten gegen ihn als einzelne Person (Monarch), unter dem Vorwande des Misbrauchs seiner Gewalt, Vergreifung an seiner Person, ja an seinem Leben. Der geringste Versuch hierzu ist Hochverrath und der Verräther dieser Art kann als Einer, der sein Vaterland umzubringen versucht, nicht minder als mit dem Tode bestraft werden." „Weil die Entthronung eines Monarchen doch auch als freiwillige Ablegung der Krone und Niederlegung seiner Gewalt, mit Zurückgebung derselben an das Volk, gedacht werden kann, oder auch als eine ohne Vergreifung an der höchsten Person vorgenommene Verlassung derselben, wodurch sie in den Privatstand versetzt werden würde, so hat das Verbrechen des

1) Rechtslehre, S. 176 u. f.

Volkes, welches sie erzwang, doch noch wenigstens den Vorwand des Nothrechts für sich. Aber niemals hat ein Volk das mindeste Recht, den abgesetzten oder zurücktretenden Monarchen, das Oberhaupt, wegen der vorigen Verwaltung zu strafen: weil Alles, was er vorher in der Qualität eines Oberhauptes that, als äußerlich rechtmäßig geschehen, angesehen werden muß, und er selbst als Quelle der Gesetze betrachtet, nicht unrecht thun kann. Unter allen Greueln einer Staatsumwälzung durch Aufruhr ist selbst die Ermordung des Monarchen noch nicht das Aergste; denn noch kann man sich vorstellen, sie geschehe vom Volke aus Furcht, er könne, wenn er am Leben bleibt, sich wieder ermannen und jenes die verdiente Strafe fühlen lassen; es solle also nicht eine Verfügung der Strafgerechtigkeit, sondern blos der Selbsterhaltung sein. Die formale Hinrichtung ist es, was die mit Ideen des Menschenrechts erfüllte Seele mit einem Schaudern ergreift, das man wiederholentlich fühlt, sobald und so oft man sich diesen Auftritt denkt, wie das Schicksal Karl I oder Ludwig XVI. Wie erklärt man sich aber dieses Gefühl, was hier nicht ästhetisch (ein Mitgefühl, Wirkung der Einbildungskraft, die sich in die Stelle des Leidenden versetzt), sondern moralisch, der gänzlichen Umkehrung aller Rechtsbegriffe ist? Es wird als Verbrechen, was ewig bleibt und nie ausgetilgt werden kann (crimen

immortale, inexpiabile), angesehen und scheint Demjenigen ähnlich zu sein, was die Theologen diejenige Sünde nennen, welche weder in dieser noch in jener Welt vergeben werden kann." „Der Grund des Schauderhaften, bei dem Gedanken von der förmlichen Hinrichtung eines Monarchen durch sein Volk, ist, daß der Mord nur als Ausnahme von der Regel, welche dieses sich zur Maxime machte, die Hinrichtung aber als eine völlige Umkehrung der Principien des Verhältnisses zwischen Souverain und Volk gedacht werden muß, und so die Gewaltthätigkeit mit dreister Stirn und nach Grundsätzen über das heiligste Recht erhoben wird. Dieses scheint aber, wie ein Alles ohne Wiederkehr verschlingender Abgrund, als ein vom Staate an ihm verübter Selbstmord, ein keiner Entsündigung fähiges Verbrechen zu sein."

Die gleichzeitigen Verhältnisse in dem benachbarten Polen nahmen Kant's Interesse weniger in Anspruch, seitdem die entschiedene Majorität im Volke die Verfassung von 1791 aufgegeben hatte und überhaupt einer durchgreifenden innern Reform entgegenzuarbeiten sich bemühte. Er sah nun die Ereignisse der nächsten Zukunft dieses Landes richtig voraus und hoffte philanthropisch eine vortheilhaftere geistige und sittliche Entwickelung des polnischen Volks in den getheilten Ländermassen unter dem Schutze einer geord-

neten und mit den nöthigen Hülfsmitteln versehenen Regierung, die in ihrem eignen Interesse nach der politischen Gleichstellung der früher von ihr beherrschten Provinzen mit den neuen Erwerbungen streben müßte. Aber der Zustand der allgemeinen politischen Gährung in Europá, der immer mehr überhandnehmende Krieg, welcher nicht mehr wie früher mit einzelnen stehenden Heeren geführt wurde, sondern durch den Drang der Selbstvertheidigung eine allgemeine Erhebung der Volksmasse in Frankreich aufgerufen hatte, also in der That mit einem Kriege Aller gegen Alle drohte und die Segnungen des Friedens für Gesittung, Geistesentfaltung und Sicherstellung allgemeiner Rechtsprincipien auf eine ganz ungewisse Zeit hinausdrängte, erfüllten die letzten Lebensjahre des großen Philosophen, in denen er noch einen regen Antheil an den Ereignissen des Tages nehmen konnte, mit den düstersten Besorgnissen. Daher sein fortwährender Wunsch nach Frieden, daher die gespannte Richtung seiner Gedanken auf die mögliche Herbeiführung eines allgemeinen dauernden Friedens, daher seine lebhafte Freude, als Preußen unter den kriegführenden Großmächten Europas zuerst aus diesem Kampfe ausschied und Spanien bald darauf seinem Beispiele folgte. Dies veranlaßte aber auch bei Kant die Fortdauer einer entschiedenen Abneigung gegen die englische Politik und namentlich gegen Pitt's Mini=

sterialverwaltung, weil England für seine Interessen ohne Unterbrechung die Fortsetzung des Kampfes auf dem europäischen Festlande foderte und durch überreiche Spenden von Subsidien theils dazu verleitete, theils ganz allein die Hülfsmittel dafür gewährte. Belastung eines Volks für solche Zwecke oder zu Gunsten eines fremden Staates galten ihm aber stets als politisches Unrecht und erzeugten seine allerdings wenig durchgreifenden Ansichten vom Staatsschuldenwesen, Staatsbankrott und von der wechselseitigen Befruchtung der Industrie, des innern Verkehrs und des Handels durch einen zweckmäßig geregelten Staatshaushalt. Indessen theilte Kant hier die mangelhafte Einsicht seines Jahrhunderts in Zuständen, die erst nach vieljähriger Erfahrung mit Umsicht beleuchtet und in allen ihren Beziehungen beurtheilt werden können. Auf der entgegengesetzten Seite wurde Kant durch das Benehmen der englischen Politik wieder mit der französischen Republik ausgesöhnt, seitdem der Moderantismus dort zu herrschen begann und durch die festere Leitung unter dem Directorium wenigstens der Anfang zur Wiederherstellung des innern Friedens in dem so stark vergrößerten Staate gemacht wurde. Deshalb aber vermeinte Kant keine andere Richtung in der französischen Politik als unmittelbar gegen Großbritannien gestellt zu sehen, bis daß auch dieser Friedenstörer durch eignen Scha-

den zur Ruhe gebracht wurde, und hielt es daher für einen großen Fehler, daß Bonaparte seine Expedition nach Aegypten, statt nach Portugal machte, da doch dieser Staat in seiner damaligen Abhängigkeit von England wie die wichtigste Colonie dieses Staates anzusehen wäre; er erachtete diesen Zug sogar dann noch für unmöglich, als der Erfolg desselben durch die Landung bereits bekannt geworden war.

Als endlich Kant's Wunsch durch den Frieden von Amiens in Erfüllung gebracht zu sein schien (25. März 1802), war sein Geist für eine lebhafte Theilnahme an demselben schon zu sehr abgestumpft, und der schon nach Jahresfrist erfolgte Wiederausbruch von Feindseligkeiten zwischen Großbritannien und Frankreich blieb von ihm fast unbeachtet. Aber von den wenigen ausgezeichneten Fremden, deren Besuch er noch in dieser Lebensperiode bei Gelegenheit ihrer Durchreise durch Königsberg annahm, machte er gern die Ausnahme bei dem bekannten französischen Diplomaten, dem damaligen Citoyen Otto (den Napoleon nachmals in den Grafenstand erhob), *weil* dieser die Präliminar-Friedenspunkte des Vertrags von Amiens mit Lord Hawkesbury zu London im October 1801 abgeschlossen hatte.

Die Störung jedes Friedens hielt Kant für ein äußerstes Nothmittel, aus dem rechtlich begründeten

Zustande in den Naturzustand des Staates überzugehen und das Mittel der Gewalt zur Vertheidigung seiner Ansprüche zu ergreifen [1]). Besonders aber schien ihm dies bedenklich nach einer vorausgegangenen Revolution, welche die bestehende Dynastie oder einen Zweig derselben entthront hatte, worauf aber bereits eine neue Gestaltung des Staates fest begründet war. Dessenungeachtet hielt er auch dann das Unrecht des vertriebenen legitimen Fürsten auf den Staat und selbst die Verfolgung dieses Rechts mit Gewalt für begründet, und spricht sich darüber folgenderweise aus: „Wenn eine Revolution einmal gelungen und eine neue Verfassung gegründet ist, so kann die Unrechtmäßigkeit des Beginnens und der Vollführung derselben die Unterthanen von der Verbindlichkeit, der neuen Ordnung der Dinge sich als gute Staatsbürger zu fügen, nicht befreien, und sie können sich nicht weigern, derjenigen Obrigkeit ehrlich zu gehorchen, die jetzt die Gewalt hat. Der entthronte Monarch, der jene Umwälzung überlebt, kann wegen seiner vorigen Geschäftsführung nicht in Anspruch genommen, noch weniger aber gestraft werden,

1) Von dem Recht zum Kriege, nach dem Kriege und dem Rechte des Friedens vergl. Rechtslehre, Abschn. Völkerrecht, S. 217—28.

wenn er in den Stand eines Staatsbürgers zurückgetreten [1]), seine und des Staats Ruhe dem Wagstück vorzieht, sich von diesem zu entfernen, um als Prätendent das Abenteuer der Wiedererlangung desselben, es sei durch eine heimlich angestiftete Gegenrevolution oder durch Beistand anderer Mächte zu bestehen. Wenn er aber das Letztere vorzieht, so bleibt ihm, weil der Aufruhr, der ihn aus seinem Besitze vertrieb, ungerecht war, sein Recht an demselben unbenommen. Ob aber andere Mächte das Recht haben, sich zum Vortheile dieses verunglückten Oberhauptes in ein Staatenbündniß zu vereinigen, blos um jenes vom Volke begangene Verbrechen nicht ungeahndet, noch als Skandal für alle Staaten bestehen zu lassen, mithin eine in jedem andern Staate durch Revolution zu Stande gekommene Verfassung in ihre alte mit Gewalt zurückzubringen, berechtigt und berufen zu sein, das gehört zum Völ-

1) Zu dieser Annahme wurde wol Kant nur durch das in der neueren Geschichte allerdings seltene Beispiel des Königs Stanislaus Poniatowski von Polen geführt, der nach der dritten Theilung von Polen seinen bleibenden Aufenthalt als russischer Staatsbürger in Petersburg wählte, obgleich Rußland den größten Theil seines zerstückelten Reichs in Besitz genommen hatte.

kerrecht." [1]) In der von ihm selbst gelieferten gedrängten Skizze des Völkerrechts hat aber Kant der weiteren Ausführung dieses Satzes nicht mehr gedacht.

Unterdessen aber war Kant wegen seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" mit den berliner Censurbehörden in Misverhältnisse gerathen, die ihn bestimmten, freiwillig als Unterthan des preußischen Staates, indem derselbe damals das Religionsedict, welches unter dem Namen des Wöllnerschen sich allgemein bekannt gemacht hat, zur Norm für die theologischen und die denselben verwandten Schriften aufgestellt hatte, auf die Behandlung theologischer Gegenstände zu verzichten. Da er nun aber nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm II, dem er das Versprechen gegeben hatte, in dem 1798 herausgegebenen Streite der Facultäten doch wieder das Gebiet des theologischen Wissens berühren mußte und darüber in der Vorrede sich aussprach, so wurde ihm dieser Schritt selbst von einigen seiner Anhänger übel gedeutet und er gewissermaßen einer Zweizüngigkeit beschuldigt. Inzwischen enthält der Nachlaß seinen eigenhändigen Entwurf zu dieser Erklärung, der viel vollständiger als jene Stelle in der

1) Rechtslehre, S. 481.

Vorrede sich darüber ausspricht. Weil aber diese Erklärung nach meinem Bedünken nur zur Rechtfertigung des wahrheitsliebenden Charakters von Kant dient, so will ich dieselbe als einen angemessenen Schluß dieser Mittheilungen hier aufnehmen, nachdem ich nur noch vorher eine andere Stelle (fünf Jahre früher geschrieben) über seine Ansicht von dem Unterthanengehorsam in Bezug auf die Freiheit des Denkens zur Erläuterung eingeschaltet habe.

„Es muß in jedem gemeinen Wesen ein Gehorsam unter dem Mechanismus der Staatsverfassung nach Zwangsgesetzen (die aufs Ganze gehen), aber zugleich ein Geist der Freiheit herrschen, da Jeder in Dem, was allgemeine Menschenpflicht betrifft, durch Vernunft überzeugt zu sein verlangt, daß dieser Zwang rechtmäßig sei, damit er nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathe. Der erstere ohne den letztern ist die veranlassende Ursache aller geheimen Gesellschaften. Denn es ist ein Naturberuf der Menschheit, sich vornehmlich in Dem, was den Menschen überhaupt angeht, einander mitzutheilen; jene Gesellschaften also würden wegfallen, wenn diese Freiheit begünstigt wird. Und wodurch anders können der Regierung auch die Kenntnisse kommen, die ihren eignen wesentlichen Zweck fördern, als daß sie den in seinem Ursprung und in seinen Wirkungen so

achtungswürdigen Geist der Freiheit sich äußern läßt? [1])" Die Erklärung aus dem Jahre 1798 lautet aber auf dem Originalzettel: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Ueberzeugung ist niederträchtig und kann Niemandem zugemuthet werden; aber Schweigen in einem Falle, wie der gegenwärtige, ist Unterthanspflicht: und wenn Alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen. Auch habe ich jener Schrift (der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft) nie ein Wort zugesetzt oder abgenommen, wobei ich gleichwol meinen Verleger, weil es dessen Eigenthum ist, nicht habe hindern können, eine zweite Auflage davon zu drucken. — Auch ist in meiner Vertheidigung der Ausdruck, daß ich als Ihro Majestät treuester Unterthan von der biblischen Religion niemals, weder schriftlich, noch in Vorlesungen mündlich öffentlich sprechen wolle, mit Fleiß so bestimmt worden, damit beim etwaigen Ableben des Monarchen vor meinem, da ich alsdann der Unterthan des folgenden sein würde, ich wiederum in meine Freiheit zu denken eintreten könnte." Sollten diese Worte wirklich noch eines erklärenden

---

1) Abhandlung gegen Hobbes in den vermischten Schriften. Bd. III. S. 233.

Zusatzes bedürfen, wenn man Kant's Charakter, das Gefühl seines persönlichen Werthes und Gewichtes und seine Stellung zu den damaligen politischen und kirchlichen Beziehungen des preußischen Staats sich lebendiger vergegenwärtigt?

Diese historische Darstellung von Kant's eigenthümlicher Abhängigkeit als Staatsrechtslehrer von der gesammten Politik seines Zeitalters, sowie anderseits von seiner gewichtvollen Bedeutsamkeit auf seine Zeitgenossen sollte keineswegs eine zusammenhängende Uebersicht aller seiner Lehrsätze aus dem Gebiete der politischen Wissenschaften dem Publicum vorführen; denn dazu wäre hier nicht die passende Stelle gewählt worden, aber es wäre auch kein Bedürfniß damit erfüllt, denn solche Sammlungen liegen bereits zur allgemeineren Benutzung vor und nur ihre Ergänzung aus der Zeit und dem Leben des Forschers fehlte. Ein solches Unternehmen erscheint gemeinhin überflüssig, wenn nicht gradezu verwegen, einem gelehrten Forscher eine solche Bedeutsamkeit für sein ganzes Zeitalter aufzudrängen. Aber diese Besorgniß verschwindet, wenn es Kant gilt, von dem noch unlängst so schön und wahr der Staatsminister Wilhelm von Humboldt in seinen Vorerinnerungen über Schiller sagte: „Kant hat die Philosophie in die Tiefe der menschlichen Brust zurückgeführt und Haltpunkte aufgestellt, in welchen die philosophische

Analyse mit dem natürlichen, durch frühere Systeme so oft irregeführten Menschensinn übereinstimmt."

Eine Ehrenrettung seiner politischen Gesinnung, der Reinheit seines wissenschaftlichen Strebens, der völligen Freiheit von aller selbstbewußten und verführenden Täuschung bedurfte Kant bei den Kennern seines philosophischen Systems nicht. Aber das Zeitalter der Verdächtigung erfodert zu seinem nothwendigen Gegengewicht die Aufklärung, Kant's Name wird gemisbraucht, die übergelehrte Bildung unserer Zeit — weil ihre Bezeichnung durch Scheingelehrsamkeit doch als ein zu starker Angriff — und vielleicht ein ungerechter — verletzt — ist zu innigst mit dem Vergessen verknüpft, wie denn schon das Uebermaß an und für sich erdrückt. Jetzt, wo vielleicht die Zeit gekommen ist, daß der deutschen Literatur das Ehrendenkmal einer Gesammtausgabe — der ersten — von Kant's Schriften dargeboten wird, erscheint als des Historikers Pflicht, daran zu mahnen, daß die Werke dieses herrlichen klaren Geistes, dieses tiefen Wahrheitsforschers, dieses umsichtigen Sachkenners nicht blos der speculativen Philosophie angehören, daß sie die reichste Fundgrube auch für den Politiker eröffnen, wenn er nur richtig suchen und nicht absichtlich Schlacken einschwärzen will. — Kant durchlebte Revolutionen mannichfacher Art und hat sie in seinem Geiste überwältigt: er ging als der treuste, bie-

derste Vaterlandsfreund aus seinen Untersuchungen hervor und hat Tausende getreuer Patrioten durch seine Vorträge und Schriften gebildet, die selbstbewußt, wie ihr Lehrer, zum sittlich-kräftigen Handeln befähigt waren, und die danach strebten, das in ihnen angezündete Licht der Selbsterkenntniß weiter leuchten zu lassen! —

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

